
3 1761 08737312 2





Hausbuch schwäbischer Erzähler

❖❖❖

Herausgegeben von

Otto Güntter

❖❖❖

Mit den Bildnissen der Verfasser



❖ Schwäbischer Schillerverein ❖
Stuttgart und Marbach ❖ 1911



Gedruckt in der
Hofbuchdruckerei
Zu Gutenberg
Klett & Hartmann
in Stuttgart 1911



Dem Württembergischen Königspaare zu dem Fest der silbernen Hochzeit am 8. April 1911 die herzlichsten Glückwünsche darzubringen, hat der Schwäbische Schillerverein ganz besonders Anlaß. Hat doch König Wilhelm II. von Württemberg durch eine denkwürdige Kundgebung im Jahre 1895 die Anregung zur Begründung des Schwäbischen Schillervereins und zur Erbauung des Schillermuseums in Marbach gegeben, darf doch dieses schönste und lebendig weiterwirkende Denkmal für Schiller, das zugleich die Gedächtnisstätte für die gesamte Dichtung Schwabens geworden ist, sich allezeit tatkräftiger Förderung durch König Wilhelm und Königin Charlotte erfreuen.

Es ist der Wunsch des Königs und der Königin, daß von der Begehung des Gedenktages durch größere festliche Veranstaltungen und Huldigungen abgesehen werde. Wohl aber wird es ihrem Sinne entsprechen, wenn dieser Tag Veranlassung gibt zu einer Gabe, die in die weitesten Kreise und über den Tag hinaus zu wirken vermag. Eine solche Gabe, ein Hausschatz, zu dem Alt und Jung immer wieder gerne greifen werden, möchte das vorliegende „Hausbuch schwäbischer Erzähler" sein.

Der Gedanke zu diesem Volksbuch fand freundlichsten Widerhall, und das Entgegenkommen der Verfasser und der Verlagsbuchhandlungen, denen auch hier der wärmste Dank ausgesprochen sei, ermöglichte es mir, auch die neuere Zeit und die Gegenwart einzubeziehen, was um so erwünschter war, als gerade in den letzten Jahren eine Reihe schwäbischer Erzähler hervorgetreten sind, die es verdienen, in immer weiteren Kreisen bekannt zu werden. Die aufgenommenen Erzählungen werden gewiß Lust erwecken, außer den älteren Dichtern auch die lebenden näher kennen zu lernen, wozu die Hinweise am Schlusse des Buches als Führer dienen sollen. Auch die Nacherzählungen alter Sage durch Uhland, Schwab und Hertz werden den Kreisen, für welche das Hausbuch in erster Linie bestimmt ist, eine willkommene Darbietung sein.

Aus der Fülle dessen, was schwäbische Dichter geschaffen, gibt das Buch eine so weitgehende Auswahl, als es der durch den Preis bestimmte Umfang nur irgend erlaubte. Denn auch dieses Volksbuch soll, wie die Ausgabe von „Schillers Gedichten und Dramen", die der Schwäbische Schillerverein aus Anlaß der Schillerfeiern in den Jahren 1905 und 1909 in 160 000 Exemplaren verbreitet hat, wiederum zu dem Preise von nur einer Mark für das gebundene Buch abgegeben werden.

Fünf Vierteljahrhunderte schwäbischer Dichtung ziehen an dem Leser des Buches vorüber, 25 Dichterpersönlichkeiten, aus demselben Heimatboden ihre beste Kraft ziehend und darum bei aller Verschiedenheit doch wieder nahe verwandt, und so in ihrer Vereinigung ein echter Schwabengruß zu der Feier in Württembergs Königshaus.

Otto Güntter.

Inhalt.

1. **Friedrich Schiller.** Seite
   Der Verbrecher aus verlorener Ehre 1
2. **Justinus Kerner.**
   Goldener. 23
3. **Wilhelm Hauff.**
   Das kalte Herz 28
4. **Wilhelm Waiblinger.**
   Das Abenteuer von der Sohle 74
5. **Berthold Auerbach.**
   Der Tolpatsch 86
6. **Ottilie Wildermuth.**
   Das erfolgreiche Konzert 111
7. **Eduard Mörike.**
   Das Stuttgarter Hutzelmännlein 121
8. **Hermann Kurz.**
   Den Galgen! sagt der Eichele 212
   Das Arkanum 225
9. **Friedrich Vischer.**
   Die Tücke des Objekts 245
10. **Carl Weitbrecht.**
    Vom Lisle 261
11. **Richard Weitbrecht.**
    So a' Beck! 266
12. **Wilhelm Schrader.**
    Jachdg'schichtlich vum alte Gäwele 289
13. **Tony Schumacher.**
    Madame Bavarias Christabend 301
14. **Max Eyth.**
    Der blinde Passagier 312

15. **Isolde Kurz.** Seite
Die Reise nach Tripstrill 352
16. **Cäsar Flaischlen.**
Lotte 365
Noni-Loni 376
17. **Auguste Supper.**
Der Heß und sein Buch 383
18. **Anna Schieber.**
Aus Kindertagen 401
19. **Wilhelm Schussen.**
Der Fuchs als Dachs 415
He, Herr Wirt! und bitte, Eier! aber frische, frische! 422
20. **Ludwig Finckh.**
Reiselust 425
21. **Hermann Hesse.**
Die Verlobung 432
22. **Heinrich Lilienfein.**
Die Kraft der Schwachheit 454

Nacherzählungen alter Sage.

23. **Ludwig Uhland.**
Lied der Nibelunge 465
24. **Gustav Schwab.**
Der arme Heinrich 479
25. **Wilhelm Hertz.**
Die Siegfriedsage in ihrer nordischen Gestalt 493

Verfasser und Werke 501





Friedrich Schiller.



Der Verbrecher aus verlorener Ehre.

Von **Friedrich Schiller.**

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirts in einer ...schen Landstadt (deren Namen man aus Gründen, die sich in der Folge aufklären, verschweigen muß) und half seiner Mutter, denn der Vater war tot, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirtschaft besorgen. Die Wirtschaft war schlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führten Klagen über seine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten seinem erfinderischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geschwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückscheuchte und dem Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er mißfiel, setzte er sich vor, zu gefallen. Er war sinnlich und beredete sich, daß er liebe. Das Mädchen, das er wählte, mißhandelte ihn; er hatte Ursache zu fürchten, daß seine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das seinen Beteurungen verschlossen blieb, öffnete sich vielleicht seinen Geschenken; aber ihn selbst drückte Mangel, und der eitle Versuch, seine Außenseite geltend zu machen, verschlang noch das wenige, was er durch eine schlechte Wirtschaft erwarb. Zu bequem und zu unwissend, seinem zerrütteten Hauswesen durch Spekulation aufzuhelfen, zu stolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher gewesen war, mit dem Bauer zu vertauschen und seiner angebeteten Freiheit zu entsagen, sah er nur einen Ausweg vor sich — den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserem

Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honett zu stehlen. Seine Vaterstadt grenzte an eine landesherrliche Waldung; er wurde Wilddieb, und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerbursche des Försters. Frühzeitig merkte dieser den Vorteil, den die Freigebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte, und mit Scheelsucht forschte er nach den Quellen dieser Veränderung. Er zeigte sich fleißiger in der Sonne — dies war das Schild zu dem Wirtshaus — sein lauerndes Auge, von Eifersucht und Neide geschärft, entdeckte ihm bald, woher dieses Geld floß. Nicht lange vorher war ein strenges Edikt gegen die Wildschützen erneuert worden, welches den Übertreter zum Zuchthaus verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge seines Feindes zu beschleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbesonnenen über der Tat zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphierte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geschlagen und Hannchens Gunst für den Bettler verloren. Wolf kannte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besitzer seiner Johanne. Drückendes Gefühl des Mangels gesellte sich zu beleidigtem Stolze, Not und Eifersucht stürmen vereinigt auf seine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenschaft halten ihn fest. Er wird zum zweitenmal Wilddieb; aber Roberts verdoppelte Wachsamkeit überlistet ihn zum zweitenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gesetzes; denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Residenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überstanden, seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen und sein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen. Kaum erlangt er die Freiheit, so eilt er nach seinem Geburtsort, sich seiner Johanne zu zeigen. Er erscheint: man flieht

ihn. Die dringende Not hat endlich seinen Hochmut gebeugt und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Orts an und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den schwachen Zärtling die Achsel; der derbe Knochenbau seines handfesten Mitbewerbers sticht ihn bei diesem fühllosen Gönner aus. Er wagt einen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äußerste verlorne Posten des ehrlichen Namens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will seine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum drittenmal Wilddieb, und zum drittenmal trifft ihn das Unglück, seinem wachsamen Feind in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte seine Verschuldung erschwert. Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemütsfassung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer solennen und exemplarischen Genugtuung, und Wolf ward verurteilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten.

Auch diese Periode verlief, und er ging von der Festung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in seinem Leben an; man höre ihn selbst, wie er nachher gegen seinen geistlichen Beistand und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Festung", sagte er, „als ein Verirrter und verließ sie als ein Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir teuer war, und mein Stolz krümmte sich unter der Schande. Wie ich auf die Festung gebracht war, sperrte man mich zu dreiundzwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott sprach, und setzte mir zu, schändliche Lästerungen gegen den Erlöser zu sagen. Man sang mir Lieder vor, die ich, ein liederlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entsetzen hörte; aber was ich ausüben sah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag verging, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein schlimmer Anschlag geschmiedet ward. Anfangs floh

ich dieses Volk und verkroch mich vor ihren Gesprächen, so gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geschöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeschlagen. Die Arbeit war hart und tyrannisch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beistand, und wenn ich's aufrichtig sagen soll, ich brauchte Bedaurung, und diese mußte ich mit dem letzten Überrest meines Gewissens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheulichste, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeister übertroffen.

„Von jetzt an lechzte ich nach dem Tag meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menschen hatten mich beleidigt, denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts und als ein Schlachtopfer der Gesetze. Zähneknirschend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Festungsberg heraufkam; eine weite Aussicht ist zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der freie Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Turmes pfiff, und die Schwalbe, die sich auf dem eisernen Stab meines Gitters niederließ, schienen mich mit ihrer Freiheit zu necken und machten mir meine Gefangenschaft desto gräßlicher. Damals gelobte ich unversöhnlichen glühenden Haß allem, was dem Menschen gleicht, und was ich gelobte, hab' ich redlich gehalten.

„Mein erster Gedanke, sobald ich mich frei sah, war meine Vaterstadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, so viel versprach sich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchturm von weitem aus dem Gehölze stieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner ersten Wallfahrt empfunden hatte. — Das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einst erlitten hatte, erwachte mit einemmal aus einem schrecklichen Todesschlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben gingen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und ich dürstete jetzt ebensosehr nach neuer Erniedrigung, als ich ehemals davor gezittert hatte.

„Die Glocken läuteten zur Vesper, als ich mitten auf dem Markte stand. Die Gemeine wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich schnell; jedermann, der mir aufstieß, trat scheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder sehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkürlich, daß ich einem Knaben, der neben mir vorbeihüpfte, einen Groschen bot. Der Knabe sah mich einen Augenblick starr an und warf mir den Groschen ins Gesicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger gewesen, so hätte ich mich erinnert, daß der Bart, den ich noch von der Festung mitbrachte, meine Gesichtszüge bis zum Gräßlichen entstellte — aber mein böses Herz hatte meine Vernunft angesteckt; Tränen, wie ich sie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

„‚Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme', sagte ich halblaut zu mir selbst, ‚und doch meidet er mich wie ein schädliches Tier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirne gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menschen ähnlich zu sehen, weil ich fühle, daß ich keinen mehr lieben kann?' — Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer als dreijähriger Galiotendienst, denn ich hatte ihm Gutes getan und konnte ihn keines persönlichen Hasses beschuldigen.

„Ich setzte mich auf einen Zimmerplatz der Kirche gegenüber; was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, daß ich mit Erbitterung aufstand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzusuchen; als ich an der Ecke einer Gasse umlenkte, rannte ich gegen meine Johanne. ‚Sonnenwirt!' schrie sie laut auf und machte eine Bewegung, mich zu umarmen. ‚Du wieder da, lieber Sonnenwirt! Gott sei Dank, daß du wiederkommst!' Hunger und Elend sprach aus ihrer Bedeckung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte; ihr Anblick verkündigte die verworfenste Kreatur, zu der sie erniedrigt war. Ich ahnete schnell, was hier geschehen sein möchte; einige fürstliche Dragoner, die mir eben begegnet waren,

ließen mich erraten, daß Garnison in dem Städtchen lag. ‚Soldatendirne!‘ rief ich und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es tat mir wohl, daß noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.

„Meine Mutter war tot. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Kreditoren bezahlt gemacht. Ich hatte niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf und ergötzte mich, sie zu verscheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermutete.

„Die ganze Welt stand mir offen; ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Mut verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen.

„Was ich nunmehr eigentlich beschlossen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses tun, so viel erinnerte ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohltaten für die Welt, also faßte ich den Vorsatz, sie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Notwendigkeit und Leichtsinn gesündigt, jetzt tat ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein erstes war, daß ich mein Wildschießen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und außerdem mußte ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürstliche Edikt zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu schaden. Ergriffen zu werden, besorgte ich nicht mehr; denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker

bereit, und das wußte ich, daß mein Schuß seinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufstieß, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiste ließ ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen.

„Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fing ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich sie auf einmal in schußgerechter Entfernung entdeckte. Ich will anschlagen und abdrücken — aber plötzlich erschreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuß bestimmt hatte. Eine tödliche Kälte fährt bei diesem Anblick durch meine Gebeine. Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichsten haßte, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschuß läge und der Haß meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck tun sollte. Eine unsichtbare, fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute. Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte; meine Zähne schlugen zusammen wie im Fieberfrost, und der Odem sperrte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiß zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's, und der Jäger lag tot am Boden.

„Mein Gewehr fiel mit dem Schusse. ‚Mörder‘ stammelte ich langsam — der Wald war still wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, daß ich ‚Mörder‘ sagte. Als ich näher schlich, starb der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Toten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. ‚Wirst du jetzt reinen Mund halten, guter Freund?‘ sagte ich und trat keck hin, indem ich zugleich das Gesicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen standen ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft und schwieg plötzlich wieder stille. Es fing mir an seltsam zu werden.

„Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, daß es noch etwas Schlechteres als mich unter dem Himmel gebe; jetzt fing ich an zu mutmaßen, daß ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

„Gottes Gerichte fielen mir nicht ein, wohl aber eine, ich weiß nicht welche, verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert und die Exekution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angesehen hatte. Etwas ganz besonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, daß von jetzt an mein Leben verwirkt sei. Auf mehreres besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, daß er noch lebte. Ich tat mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böse zu erinnern, das mir der Tote im Leben zugefügt hatte, aber sonderbar! mein Gedächtnis war wie ausgestorben. Ich konnte nichts mehr von alledem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordtat gekommen war.

„Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitschen und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir selbst. Es war kaum eine Viertelmeile abseits der Heerstraße, wo die Tat geschehen war. Ich mußte auf meine Sicherheit denken.

„Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, daß der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen

hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Mut, nach dem Platz umzuwenden, wo der Tote lag. Hier erschreckte mich ein Gedanke an den Teufel und eine Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammen; entschlossen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, ging ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börse noch etwas weniges über einen Taler an Gelde. Eben da ich beides zu mir stecken wollte, hielt ich plötzlich ein und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Trotz, glaube ich, war es, daß ich die Uhr wieder von mir warf und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschossenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten sein.

„Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wußte, daß das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte und dort an die Grenzen des Landes stieß. Bis zum hohen Mittage lief ich atemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut; aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten gingen an mir vorüber und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht und einer gewaltsamen Entleibung war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen, und ich mußte wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht, darin zu bleiben. Geklemmt zwischen die gewissen Qualen des Lebens und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig, zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepreßt von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß.

„In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief ins Gesichte gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der leblosen Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen schmalen Fußsteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickicht führte, als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her:

‚Halt!‘ rief. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuschauen. Ich schlug die Augen auf und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur ging ins Riesenmäßige — meine erste Bestürzung wenigstens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weiße eines schielenden Auges bis zum Grassen hervortrat. Er hatte statt eines Gurts ein dickes Seil zwiefach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worin ein breites Schlachtmesser bei einer Pistole stak. Der Ruf wurde wiederholt, und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Laut eines Menschen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bösewichts gab mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Ursache, vor jedem redlichen Mann, aber keine mehr, vor einem Räuber zu zittern.

„‚Wer da?‘ sagte diese Erscheinung.

„‚Deinesgleichen‘, war meine Antwort, ‚wenn du der wirklich bist, dem du gleich siehst!‘

„‚Da hinaus geht der Weg nicht. Was hast du hier zu suchen?‘

„‚Was hast du hier zu fragen?‘ versetzte ich trotzig.

„Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte. — ‚Du sprichst brutal wie ein Bettler‘, sagte er endlich.

„‚Das mag sein. Ich bin's noch gestern gewesen.‘

„Der Mann lachte. ‚Man sollte darauf schwören‘, rief er, ‚du wolltest auch noch jetzt für nichts Besseres gelten.‘

„‚Für etwas Schlechteres also!‘ Ich wollte weiter.

„‚Sachte, Freund! Was jagt dich denn so? Was hast du für Zeit zu verlieren?‘

„Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam: ‚Das Leben ist kurz‘, sagte ich langsam, ‚und die Hölle währt ewig.‘

„Er sah mich stier an. ‚Ich will verdammt sein‘, sagte er endlich, ‚oder du bist irgend an einem Galgen hart vorbeigestreift.‘

„‚Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Kamerad!‘

„‚Topp, Kamerad!‘ schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus tat und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich, in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urteile, wie froh ich auf diese angebotene Gesundheit Bescheid tat. Neue Kraft floß mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine und frischer Mut in mein Herz und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fing an zu glauben, daß ich doch wohl nicht ganz elend wäre; so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand grenzte wieder an einen glücklichen, denn endlich nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen hatte ich eine Kreatur gefunden, die mir ähnlich schien. In dem Zustande, worein ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Geiste Kameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

„Der Mann hatte sich aufs Gras hingestreckt; ich tat ein gleiches.

„‚Dein Trunk hat mir wohl getan,‘ sagte ich. ‚Wir müssen bekannter werden.‘

„Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.

„‚Treibst du das Handwerk schon lange?‘

„Er sah mich fest an. ‚Was willst du damit sagen?‘

„‚War das schon oft blutig?‘ Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

„‚Wer bist du?‘ sagte er schrecklich und legte die Pfeife von sich.

„‚Ein Mörder, wie du — aber nur erst ein Anfänger.‘

„Der Mensch sah mich steif an und nahm seine Pfeife wieder.

„‚Du bist nicht hier zu Hause?‘ sagte er endlich.

„‚Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirt in L....., wenn du von mir gehöret hast.‘

„Der Mann sprang auf wie ein Besessener. ‚Der Wildschütze Wolf?‘ schrie er hastig.

„‚Der nämliche.‘

„‚Willkommen, Kamerad! Willkommen!‘ rief er und schüttelte mir kräftig die Hände. ‚Das ist brav, daß ich dich endlich habe, Sonnenwirt! Jahr und Tag schon sinn' ich darauf, dich zu kriegen. Ich kenne dich recht gut. Ich weiß um alles. Ich habe lange auf dich gerechnet.‘

„‚Auf mich gerechnet? Wozu denn?‘

„‚Die ganze Gegend ist voll von dir. Du hast Feinde, ein Amtmann hat dich gedrückt, Wolf! Man hat dich zugrunde gerichtet, himmelschreiend ist man mit dir umgegangen.‘

„Der Mann wurde hitzig. ‚Weil du ein paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Äckern und Feldern füttert, haben sie dich jahrelang im Zuchthaus und auf der Festung herumgezogen, haben sie dich um Haus und Wirtschaft bestohlen, haben sie dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, daß der Mensch nicht mehr gelten soll als ein Hase? Sind wir nicht besser als das Vieh auf dem Felde? Und ein Kerl wie du konnte das dulden?‘

„‚Konnt' ich's ändern?‘

„‚Das werden wir ja wohl sehen. Aber sage mir doch, woher kommst du denn jetzt, und was führst du im Schilde?‘

„Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, sprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. ‚Komm, Bruder Sonnenwirt‘, sagte er, ‚jetzt bist du reif, jetzt hab' ich dich, wo ich dich brauchte. Ich werde Ehre mit dir einlegen. Folge mir!‘

„‚Wo willst du mich hinführen?‘

„‚Frage nicht lange! Folge!‘ — Er schleppte mich mit Gewalt fort.

„Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abschüssiger, unwegsamer und wilder, keiner von uns

sprach ein Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufschreckte. Ich schlug die Augen auf, wir standen am schroffen Absturz eines Felsen, der sich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innersten Bauche des Felsen, und eine Leiter kam, wie von sich selbst, langsam aus der Tiefe gestiegen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter; mich hieß er warten, bis er wiederkäme. ‚Erst muß ich den Hund an Ketten legen lassen‘, setzte er hinzu, ‚du bist hier fremd, die Bestie würde dich zerreißen.‘ Damit ging er.

„Jetzt stand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, daß ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entging meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mich nur einen beherzten Entschluß gekostet, die Leiter heraufzuziehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, daß ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fing an, vor der Laufbahn zu schaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschließe diese Flucht — schon strecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnert's in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: ‚Was hat ein Mörder zu wagen?‘ — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgetürmt wie ein Fels und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder und kündigte mir an, daß ich kommen solle. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

„Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlfeuer gelagert hatte. ‚Hier, Kameraden!‘ sagte mein Führer und stellte mich mitten in den Kreis. ‚Unser Sonnenwirt! Heißt ihn willkommen!‘

„‚Sonnenwirt!‘ schrie alles zugleich, und alles fuhr auf und drängte sich um mich her, Männer und Weiber. Soll ich's gestehn? Die Freude war ungeheuchelt und herzlich; Vertrauen, Achtung sogar erschien auf jedem Gesichte; dieser drückte mir die Hand, jener schüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war wie das Wiedersehen eines alten Bekannten, der einem wert ist. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man setzte ihn sogleich fort und nötigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildbret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen, und alles wetteiferte, seine Freude über mich zügelloser an den Tag zu legen.

„Man hatte mich zwischen zwei Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechts, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Rotte die schönsten weiblichen Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Margarete, die älteste und schönste von beiden, ließ sich Jungfer nennen und konnte kaum fünfundzwanzig sein. Sie sprach sehr frech, und ihre Gebärden sagten noch mehr. Marie, die jüngere, war verheiratet, aber einem Manne entlaufen, der sie mißhandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blaß aus und schmächtig und fiel weniger ins Auge als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten aufeinander, meine Begierden zu entzünden; die schöne Margarete kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne Marie auf immer gefangen.

„‚Du siehst, Bruder Sonnenwirt‘, fing der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, ‚du siehst, wie wir untereinander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?‘

„‚Jeder Tag wie der heutige!‘ wiederholte die ganze Bande.

„‚Kannst du dich also entschließen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag' ein und sei unser Anführer! Bis jetzt

bin ich es gewesen, aber dir will ich weichen. Seid ihr's zufrieden, Kameraden?'

„Ein fröhliches ‚Ja!' antwortete aus allen Kehlen.

„Mein Kopf glühte, mein Gehirne war betäubt; von Wein und Begierden siedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen wie einen Verpesteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, so erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben für einen höheren Preis verkaufen. Wollust war meine wütendste Neigung; das andere Geschlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewiesen, hier erwarteten mich Gunst und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluß kostete mich wenig. ‚Ich bleibe bei euch, Kameraden', rief ich laut mit Entschlossenheit und trat mitten unter die Bande; ‚ich bleibe bei euch', rief ich nochmals, ‚wenn ihr mir meine schöne Nachbarin abtretet!' — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigentümer einer Dirne und das Haupt einer Diebesbande."

Den folgenden Teil der Geschichte übergehe ich ganz; das bloß Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe heruntersank, mußte sich endlich alles erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord beging er nicht mehr, wie er selbst auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in kurzem durch die ganze Provinz. Die Landstraßen wurden unsicher, nächtliche Einbrüche beunruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirts wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. Er war so glücklich, jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben des wundersüchtigen Bauern zu seiner Sicherheit zu benutzen. Seine Gehilfen mußten aussprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und könne hexen. Der Distrikt, auf welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands; man glaubte diesem Gerüchte,

und seine Person war gesichert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stünde.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfing, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Außenseite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Überflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft mußte er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verschwand; Neid, Argwohn und Eifersucht wüteten im Innern dieser verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung und, wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menschen und Gott verrieten, war ein schlechtes Unterpfand seines Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin; ewige Todesangst zerfraß seine Ruhe; das gräßliche Gespenst des Argwohns rasselte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete sich neben ihm, wenn er schlafen ging, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturm seines Busens auf. Sein ganzer Haß wandte sich jetzt von der Menschheit und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er vergab jetzt der ganzen Natur und fand niemand als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war; ruhigere Schwermut trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Tränen die Vergangenheit zurück; jetzt wußte er gewiß, daß er sie

ganz anders wiederholen würde. Er fing an zu hoffen, daß er noch rechtschaffen werden dürfe, weil er bei sich empfand, daß er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der Siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich auszugsweise hier einrücke.

„Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht ekelt, bis zu mir herunterzusteigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu stellen. Aber ich bringe zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabscheue mein Leben und fürchte den Tod nicht, aber schrecklich ist mir's, zu sterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Teil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu versöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beispiel sein für die Welt, aber kein Ersatz meiner Taten. Ich hasse das Laster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterland furchtbar zu werden; ich hoffe, daß mir noch einige übrig geblieben sind, ihm zu nützen.

„Ich weiß, daß ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben ist verwirkt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Anteil an meiner Bitte.

„Es ist Gnade, um was ich flehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urteilspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die

Billigkeit minder versagt worden, so würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

„Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht steht, das Gesetz für mich zu erbitten, so schenken Sie mir das Leben. Es soll Ihrem Dienste von nun an gewidmet sein. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihren gnädigen Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so tue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muß das Meinige tun."

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplikant um eine Reiterstelle im Dienste des Fürsten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erlosch gänzlich, er faßte also den Entschluß, aus dem Lande zu fliehen und im Dienste des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande und trat diese Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärftere Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Partei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Torschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage saß, als der Sonnenwirt geritten kam. Der Aufzug dieses Mannes hatte etwas Possierliches und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagre Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weniger sein Geschmack als die Chronologie seiner Entwendungen zu Rat gezogen war, kontrastierte seltsam genug mit einem Gesicht, worauf so viele wütende Affekte, gleich den verstümmelten Leichen auf einem Walplatz, verbreitet lagen. Der Torschreiber stutzte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Physiognomen aller Landstreicher erzogen. Der Falkenblick dieses Spürers verfehlte auch hier

seinen Mann nicht. Er sperrte sogleich das Stadttor und forderte dem Reiter den Paß ab, indem er sich seines Zügels versicherte. Wolf war auf alle Fälle dieser Art vorbereitet und führte auch wirklich einen Paß bei sich, den er ohnlängst von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieses einzelne Zeugnis war nicht genug, eine vierzigjährige Observanz umzustoßen und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Torschreiber glaubte seinen Augen mehr als diesem Papiere, und Wolf war genötigt, ihm nach dem Amthaus zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts untersuchte den Paß und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anbeter der Neuigkeit und liebte besonders, bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Paß sagte ihm, daß der Besitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte, Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken, und schickte einen Sekretär mit dem Paß zurück, ihn auf eine Flasche Wein einzuladen.

Unterdessen hält der Sonnenwirt vor dem Amthaus; das lächerliche Schauspiel hat den Janhagel des Städtchens scharenweise um ihn her versammelt. Man murmelt sich in die Ohren, deutet wechselsweise auf das Roß und den Reiter; der Mutwille des Pöbels steigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweise war das Pferd, worauf jetzt alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildet sich ein, das Pferd sei in Steckbriefen beschrieben und erkannt. Die unerwartete Gastfreundlichkeit des Oberamtmanns vollendet seinen Verdacht. Jetzt hält er's für ausgemacht, daß die Betrügerei seines Passes verraten und diese Einladung nur die Schlinge sei, ihn lebendig und ohne Widersetzung zu fangen. Böses Gewissen macht ihn zum Dummkopf, er gibt seinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Diese plötzliche Flucht ist die Losung zum Aufstand.

„Ein Spitzbube!" ruft alles, und alles stürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat schon den Vorsprung,

seine Verfolger keuchen atemlos nach, er ist seiner Rettung nahe — aber eine schwere Hand drückt unsichtbar gegen ihn, die Uhr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbittliche Nemesis hält ihren Schuldner an. Die Gasse, der er sich anvertraute, endigt in einem Sack, er muß rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieser Begebenheit hat unterdessen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht; Haufen sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt, ein Heer von Feinden kommt im Anmarsch gegen ihn her. Er zeigt eine Pistole, das Volk weicht, er will sich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. „Dieser Schuß", ruft er, „soll dem Tollkühnen, der mich halten will." — Die Furcht gebietet eine allgemeine Pause — ein beherzter Schlossergeselle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm und faßt den Finger, womit der Rasende eben losdrücken will, und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde herabgerissen und im Triumphe nach dem Amthaus zurückgeschleppt.

„Wer seid Ihr?" fragt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entschlossen ist, auf keine Frage zu antworten, bis man sie höflicher einrichtet."

„Wer sind Sie?"

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutschland durchreist und die Unverschämtheit nirgends als hier zu Hause gefunden."

„Ihre schnelle Flucht macht Sie sehr verdächtig. Warum flohen Sie?"

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu sein."

„Sie drohten, Feuer zu geben."

„Meine Pistole war nicht geladen." Man untersuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bei sich?"

„Weil ich Sachen von Wert bei mir trage, und weil man mich vor einem gewissen Sonnenwirt gewarnt hat, der in diesen Gegenden streifen soll."

„Ihre Antworten beweisen sehr viel für Ihre Dreistigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen."

„Ich werde bei meiner Aussage bleiben."

„Man führe ihn nach dem Turm."

„Nach dem Turm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in diesem Lande. Ich werde Genugtuung fordern."

„Ich werde sie Ihnen geben, sobald Sie gerechtfertigt sind."

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unschuldig sein; die befehlshaberische Sprache würde nichts über seinen Starrsinn vermögen, es wäre vielleicht besser getan, ihm mit Anstand und Mäßigung zu begegnen. Er versammelte die Geschworenen des Orts und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der ersten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie gestern etwas hart anließ."

„Sehr gern, wenn Sie mich so fassen."

„Unsere Gesetze sind strenge, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht frei geben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein ist gegen Sie. Ich wünschte, Sie sagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte."

„Wenn ich nun nichts wüßte?"

„So muß ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben so lang in fester Verwahrung."

„Und dann?"

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landstreicher über die Grenze gepeitscht zu werden, oder wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen."

Er schwieg einige Minuten und schien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelstunde mit Ihnen allein sein?"

Die Geschworenen sahen sich zweideutig an, entfernten sich aber auf einen gebietenden Wink ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?"

„Ihr gestriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geständnis gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Bescheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, daß Sie ein edler Mann sind."

„Was haben Sie mir zu sagen?"

„Ich sehe, daß Sie ein edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand."

„Wo will das hinaus?"

„Dieser Kopf ist grau und ehrwürdig. Sie sind lang' in der Welt gewesen, haben der Leiden wohl viele gehabt, nicht wahr? und sind menschlicher worden?"

„Mein Herr — wozu soll das?"

„Sie stehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott. Sie werden sie Menschen nicht versagen. — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, daß Sie reden?"

„Was ist das? Sie erschrecken mich."

„Ahnen Sie noch nicht? — Schreiben Sie es Ihrem Fürsten, wie Sie mich fanden, und daß ich selbst aus freier Wahl mein Verräter war — daß ihm Gott einmal gnädig sein werde, wie er jetzt mir es sein wird. — Bitten Sie für mich, alter Mann, und lassen Sie dann auf Ihren Bericht eine Träne fallen: ich bin der Sonnenwirt."

Goldener.

Märchen von **Justinus Kerner.**

Es sind wohl zweitausend Jahre oder noch länger, da hat in einem dichten Walde ein armer Hirt gelebt, der hatte sich ein bretternes Haus mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit seinem Weib und sechs Kindern; die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wann der Vater das Vieh hütete, so gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Dem jüngsten der Knaben riefen die Eltern nur: Goldener, denn seine Haare waren wie Gold, und obgleich der jüngste, so war er doch der stärkste von allen und der größte.

So oft die Kinder hinausgingen, so ging Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keines gehen, denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abenteuer zu stoßen; ging aber Goldener voran, so folgten sie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stand.

Eines Abends ergötzten sich die Knaben auf dem Rückweg vom Vater mit Spielen im Walde und hatte sich Goldener vor allen so sehr im Spiele ereifert, daß er so hell aussah wie das Abendrot. ‚Laßt uns zurückgehen!‘ sprach der Älteste, ‚es scheint dunkel zu werden.‘ — ‚Seht da, der Mond!‘ sprach der Zweite. Da kam es licht zwischen den dunkeln Tannen hervor, und eine Frauengestalt wie der Mond setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann mit einer kristallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und sang:

Der weiße Fink, die goldene Ros’,
Die Königskron’ im Meeresschoß.

Sie hätte wohl noch weiter gesungen, da brach ihr der Faden und sie erlosch wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei, das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte und verlor eins das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldener in dem dicken Wald umher, fand auch weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen: denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere.

Die Braunbeeren, welche überall herumrankten, stillten seinen Hunger und löschten seinen Durst, sonst wär' er gar jämmerlich gestorben. Endlich am dritten Tage, andere sagen gar erst am sechsten, wurde der Wald hell und immer heller und da kam er zuletzt hinaus auf eine schöne grüne Wiese.

Da war es ihm so leicht um das Herz, und er atmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelsteller, der fing die Vögel, die aus dem Wald flogen, und trug sie in die Stadt zu Kaufe.

‚Solch ein Bursch ist mir gerade vonnöten,‘ dachte der Vogelsteller, als er Goldener erblickte, der auf der grünen Wiese nah an den Garnen stand und in den weiten blauen Himmel hineinsah und sich nicht satt sehen konnte.

Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen, er zog seine Garne und husch! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne gar erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. ‚So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen,‘ sprach der Vogelsteller laut lachend; ‚deine roten Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener Fuchs; bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen.‘

Goldener war gleich dabei; ihm deuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden.

‚Laß erproben, was du gelernst hast,‘ sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne, und bei dem ersten Zuge fing er einen schneeweißen Finken.



Justinus Kerner

‚Packe dich mit diesem weißen Finken!‘ schrie der Vogelsteller, ‚du hast es mit dem Bösen zu tun!‘ und so stieß er ihn gar unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener

gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen; er ging getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht über Felsensteine und alte gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tag aber wurde der Wald heller und immer heller, und da kam er endlich hinaus und in einen schönen, lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldener so was noch nie gesehen, blieb er voll Verwunderung stehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht so bald, denn Goldener stand unter den Sonnenblumen, und seine Haare glänzten im Sonnenschein nicht anders als so eine Blume.

‚Ha!' sprach der Gärtner, ‚solch einen Burschen hab' ich gerade vonnöten,' und schloß das Tor des Gartens. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm deuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wieder zu finden.

‚Fort in den Wald!' sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, ‚hol' mir einen wilden Rosenstock, damit ich zahme Rosen darauf pflanze!' Goldener ging und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbenen Rosen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königs geschmiedet.

‚Packe dich mit diesen goldenen Rosen!' schrie der Gärtner, ‚du hast es mit dem Bösen zu tun!' und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen; er ging getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tag endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus und an das blaue Meer, das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm. Die Sonne spiegelte sich eben in der kristallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf schwammen schöngeschmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln.

Eine zierliche Fischerbarke stand am Ufer, in die trat Goldener und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus.

‚Ein solcher Bursch ist uns gerade vonnöten,‘ sprachen die Fischer, und husch! stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm deuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wieder zu finden.

Die Fischer warfen ihre Netze aus und fingen nichts. ‚Laß sehen, ob du glücklicher bist!‘ sprach ein alter Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte eine Krone von hellem Golde.

‚Triumph!‘ rief der alte Fischer und fiel Goldenern zu Füßen, ‚ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König, welcher keinen Erben hatte, sterbend seine Krone im Meer, und so lange, bis irgend einen Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, sollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben.‘

‚Heil unserem König!‘ riefen die Fischer, und setzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu Schiff und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen bedeckt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren, diese begrüßten alle mit lautem Jubel das Schiff, auf welchem König Goldener stand. Er stand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vorderteile des Schiffes und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meere erlosch.

Das kalte Herz.

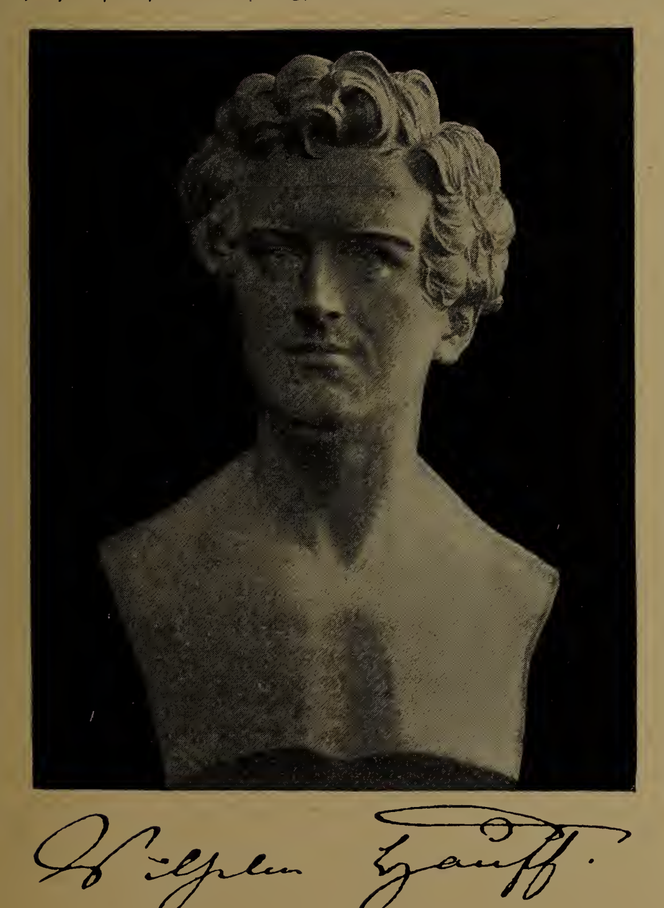
Ein Märchen.

Von **Wilhelm Hauff.**

Wer durch Schwaben reist, der sollte nie vergessen, auch ein wenig in den Schwarzwald hineinzuschauen; nicht der Bäume wegen, obgleich man nicht überall solch unermeßliche Menge herrlich aufgeschossener Tannen findet, sondern wegen der Leute, die sich von den andern Menschen ringsumher merkwürdig unterscheiden. Sie sind größer als gewöhnliche Menschen, breitschultrig, von starken Gliedern, und es ist, als ob der stärkende Duft, der morgens durch die Tannen strömt, ihnen von Jugend auf einen freieren Atem, ein klareres Auge und einen festeren, wenn auch rauheren Mut als den Bewohnern der Stromtäler und Ebenen gegeben hätte. Und nicht nur durch Haltung und Wuchs, auch durch ihre Sitten und Trachten sondern sie sich von den Leuten, die außerhalb des Waldes wohnen, streng ab. Am schönsten kleiden sich die Bewohner des badischen Schwarzwaldes; die Männer lassen den Bart wachsen, wie er von Natur dem Mann ums Kinn gegeben ist, ihre schwarzen Wämser, ihre ungeheuren, enggefalteten Pluderhosen, ihre roten Strümpfe und die spitzen Hüte, von einer weiten Scheibe umgeben, verleihen ihnen etwas Fremdartiges, aber etwas Ernstes, Ehrwürdiges. Dort beschäftigen sich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen; auch verfertigen sie Uhren und tragen sie in der halben Welt umher.

Auf der andern Seite des Waldes wohnt ein Teil desselben Stammes, aber ihre Arbeiten haben ihnen andere Sitten und Gewohnheiten gegeben als den Glasmachern. Sie handeln mit ihrem Wald; sie fällen und behauen ihre Tannen, flößen sie durch die Nagold in den Neckar, und von dem obern Neckar den Rhein hinab, bis weit hinein nach Holland, und am Meer kennt man die Schwarzwälder

und ihre langen Flöße; sie halten an jeder Stadt, die am Strom liegt, an und erwarten stolz, ob man ihnen Balken und Bretter abkaufen werde; ihre stärksten und längsten Balken aber verhandeln sie um



schweres Geld an die Mynheers (Holländer), welche Schiffe daraus bauen. Diese Menschen nun sind an ein rauhes, wanderndes Leben gewöhnt. Ihre Freude ist, auf ihrem Holz die Ströme hinabzufahren,

ihr Leid, am Ufer wieder heraufzuwandeln. Darum ist auch ihr Prachtanzug so verschieden von dem der Glasmänner im andern Teil des Schwarzwaldes. Sie tragen Wämser von dunkler Leinwand, einen handbreiten, grünen Hosenträger über die breite Brust, Beinkleider von schwarzem Leder, aus deren Tasche ein Zollstab von Messing wie ein Ehrenzeichen hervorschaut; ihr Stolz und ihre Freude aber sind ihre Stiefel, die größten wahrscheinlich, welche auf irgend einem Teil der Erde Mode sind; denn sie können zwei Spannen weit über das Knie hinaufgezogen werden, und die „Flözer" können damit in drei Schuh tiefem Wasser umherwandeln, ohne sich die Füße naß zu machen.

Noch vor kurzer Zeit glaubten die Bewohner dieses Waldes an Waldgeister, und erst in neuerer Zeit hat man ihnen diesen törichten Aberglauben benehmen können. Sonderbar ist es aber, daß auch die Waldgeister, die der Sage nach im Schwarzwalde hausen, in diese verschiedenen Trachten sich geteilt haben. So hat man versichert, daß das Glasmännlein, ein gutes Geistchen von dreieinhalb Fuß Höhe, sich nie anders zeige als in einem spitzen Hütlein mit großem Rand, mit Wams und Pluderhöschen und roten Strümpfchen. Der Holländer Michel aber, der auf der anderen Seite des Waldes umgeht, soll ein riesengroßer, breitschultriger Kerl in der Kleidung der Flözer sein, und mehrere, die ihn gesehen haben, wollen versichern, daß sie die Kälber nicht aus ihrem Beutel bezahlen möchten, deren Felle man zu seinen Stiefeln brauchen würde. „So groß, daß ein gewöhnlicher Mann bis an den Hals hineinstehen könnte," sagten sie, und wollten nichts übertrieben haben.

Mit diesen Waldgeistern soll einmal ein junger Schwarzwälder eine sonderbare Geschichte gehabt haben, die ich erzählen will. Es lebte nämlich im Schwarzwald eine Witwe, Frau Barbara Munkin; ihr Gatte war Kohlenbrenner gewesen, und nach seinem Tod hielt sie ihren sechzehnjährigen Knaben nach und nach zu demselben Geschäft an. Der junge Peter Munk, ein schlanker Bursche, ließ es sich gefallen, weil er es bei seinem Vater auch nicht anders gesehen hatte,

die ganze Woche über am rauchenden Meiler zu sitzen, oder schwarz und berußt und den Leuten ein Abscheu hinab in die Städte zu fahren und seine Kohlen zu verkaufen. Aber ein Köhler hat viel Zeit zum Nachdenken über sich und andere, und wenn Peter Munk an seinem Meiler saß, stimmten die dunkeln Bäume umher und die tiefe Waldesstille sein Herz zu Tränen und unbewußter Sehnsucht. Es betrübte ihn etwas, es ärgerte ihn etwas, er wußte nicht recht was. Endlich merkte er sich ab, was ihn ärgerte, und das war — sein Stand. „Ein schwarzer, einsamer Kohlenbrenner!" sagte er sich. „Es ist ein elend Leben. Wie angesehen sind die Glasmänner, die Uhrmacher, selbst die Musikanten am Sonntag abends! Und wenn Peter Munk, rein gewaschen und geputzt, in des Vaters Ehrenwams mit silbernen Knöpfen und mit nagelneuen, roten Strümpfen erscheint, und wenn dann einer hinter mir hergeht und denkt: wer ist wohl der schlanke Bursche? und lobt bei sich die Strümpfe und meinen stattlichen Gang — sieh, wenn er vorübergeht und schaut sich um, sagt er gewiß: Ach, es ist nur der Kohlenmunkpeter."

Auch die Flözer auf der andern Seite waren ein Gegenstand seines Neides. Wenn diese Waldriesen herüberkamen, mit stattlichen Kleidern, und an Knöpfen, Schnallen und Ketten einen halben Zentner Silber auf dem Leib trugen, wenn sie mit ausgespreizten Beinen und vornehmen Gesichtern dem Tanz zuschauten, holländisch fluchten und wie die vornehmsten Mynheers aus ellenlangen kölnischen Pfeifen rauchten, da stellte er sich als das vollendetste Bild eines glücklichen Menschen solch einen Flözer vor. Und wenn diese Glücklichen dann erst in die Taschen fuhren, ganze Hände voll großer Taler herauslangten und um Sechsbätzner würfelten, fünf Gulden hin, zehn her, so wollten ihm die Sinne vergehen, und er schlich trübselig nach seiner Hütte; denn an manchem Feiertagabend hatte er einen oder den andern dieser „Holzherren" mehr verspielen sehen, als der arme Vater Munk in einem Jahr verdiente. Es waren vorzüglich drei dieser Männer, von welchen er nicht wußte, welchen er am meisten bewundern sollte. Der eine war ein dicker, großer Mann mit rotem

Gesicht und galt für den reichsten Mann in der Runde. Man hieß ihn den dicken Ezechiel. Er reiste alle Jahre zweimal mit Bauholz nach Amsterdam und hatte das Glück, es immer um so viel teurer als andere zu verkaufen, daß er, wenn die übrigen zu Fuß heimgingen, stattlich herauffahren konnte. Der andere war der längste und magerste Mensch im ganzen Wald, man nannte ihn den langen Schlurker, und diesen beneidete Munk wegen seiner ausnehmenden Kühnheit; er widersprach den angesehensten Leuten, brauchte, wenn man noch so gedrängt im Wirtshaus saß, mehr Platz als vier der Dicksten, denn er stützte entweder beide Ellbogen auf den Tisch, oder zog eines seiner langen Beine zu sich auf die Bank, und doch wagte ihm keiner zu widersprechen, denn er hatte unmenschlich viel Geld. Der dritte aber war ein schöner, junger Mann, der am besten tanzte weit und breit und daher den Namen Tanzbodenkönig hatte. Er war ein armer Mensch gewesen und hatte bei einem Holzherrn als Knecht gedient; da wurde er auf einmal steinreich; die einen sagten, er habe unter einer alten Tanne einen Topf voll Geld gefunden, die anderen behaupteten, er habe unweit Bingen im Rhein mit der Stechstange, womit die Flözer zuweilen nach den Fischen stechen, einen Pack mit Goldstücken heraufgefischt, und der Pack gehöre zu dem großen Nibelungenhort, der dort vergraben liegt; kurz, er war auf einmal reich geworden und wurde von jung und alt angesehen wie ein Prinz.

An diese drei Männer dachte Kohlenmunkpeter oft, wenn er einsam im Tannenwald saß. Zwar hatten alle drei einen Hauptfehler, der sie bei den Leuten verhaßt machte, es war dies ihr unmenschlicher Geiz, ihre Gefühllosigkeit gegen Schuldner und Arme, denn die Schwarzwälder sind ein gutmütiges Völklein; aber man weiß, wie es mit solchen Dingen geht, waren sie auch wegen ihres Geizes verhaßt, so standen sie doch wegen ihres Geldes in Ansehen; denn wer konnte Taler wegwerfen wie sie, als ob man das Geld von den Tannen schüttelte?

„So geht es nicht mehr weiter," sagte Peter eines Tages schmerzlich betrübt zu sich; denn tags zuvor war Feiertag gewesen, und alles

Volk in der Schenke; „wenn ich nicht bald auf den grünen Zweig komme, so tu' ich mir etwas zuleid; wär' ich doch nur so angesehen und reich wie der dicke Ezechiel, oder so kühn und so gewaltig wie der lange Schlurker, oder so berühmt, und könnte den Musikanten Taler statt Kreuzer zuwerfen wie der Tanzbodenkönig! Wo nur der Bursche das Geld her hat?" Allerlei Mittel ging er durch, wie man sich Geld erwerben könne, aber keines wollte ihm gefallen: endlich fielen ihm auch die Sagen von Leuten bei, die vor alten Zeiten durch den Holländer Michel und durch das Glasmännlein reich geworden waren. Solang sein Vater noch lebte, kamen oft andere arme Leute zum Besuch, und da wurde lang und breit von reichen Menschen gesprochen, und wie sie reich geworden; da spielte nun oft das Glasmännlein eine Rolle; ja, wenn er recht nachsann, konnte er sich beinahe noch des Versleins erinnern, das man am Tannenbühl in der Mitte des Waldes sprechen mußte, wenn es erscheinen sollte. Es fing an:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land, wo Tannen stehn —

Aber er mochte sein Gedächtnis anstrengen, wie er wollte, weiter konnte er sich keines Verses mehr entsinnen. Er dachte oft, ob er nicht diesen oder jenen alten Mann fragen sollte, wie das Sprüchlein heiße; aber immer hielt ihn eine gewisse Scheu, seine Gedanken zu verraten, ab, auch schloß er, es müsse die Sage vom Glasmännlein nicht sehr bekannt sein, und den Spruch müßten nur wenige wissen, denn es gab nicht viele reiche Leute im Wald, und — warum hatten denn nicht sein Vater und die andern armen Leute ihr Glück versucht? Er brachte endlich einmal seine Mutter auf das Männlein zu sprechen, und diese erzählte ihm, was er schon wußte, kannte auch nur noch die erste Zeile von dem Spruch und sagte ihm endlich, nur Leuten, die an einem Sonntag zwischen elf und zwei Uhr geboren seien, zeige sich das Geistchen. Er selbst würde wohl dazu passen, wenn er nur das Sprüchlein wüßte, denn er sei Sonntag mittags zwölf Uhr geboren.

Als dies der Kohlenmunkpeter hörte, war er vor Freude und vor Begierde, dies Abenteuer zu unternehmen, beinahe außer sich. Es schien ihm hinlänglich, einen Teil des Sprüchleins zu wissen und am Sonntag geboren zu sein, und Glasmännlein mußte sich ihm zeigen. Als er daher eines Tages seine Kohlen verkauft hatte, zündete er keinen neuen Meiler an, sondern zog seines Vaters Staatswams und neue rote Strümpfe an, setzte den Sonntagshut auf, faßte seinen fünf Fuß hohen Schwarzdornstock in die Hand und nahm von der Mutter Abschied: „Ich muß aufs Amt in die Stadt; denn wir werden bald spielen müssen, wer Soldat wird, und da will ich dem Amtmann nur noch einmal einschärfen, daß Ihr Witwe seid, und ich Euer einziger Sohn." Die Mutter lobte seinen Entschluß, er aber machte sich auf nach dem Tannenbühl. Der Tannenbühl liegt auf der höchsten Höhe des Schwarzwaldes, und auf zwei Stunden im Umkreis stand damals kein Dorf, ja, nicht einmal eine Hütte, denn die abergläubischen Leute meinten, es sei dort unsicher. Man schlug auch, so hoch und prachtvoll dort die Tannen standen, ungern Holz in jenem Revier, denn oft waren den Holzhauern, wenn sie dort arbeiteten, die Äxte vom Stiel gesprungen und in den Fuß gefahren, oder die Bäume waren schnell umgestürzt und hatten die Männer mit umgerissen und beschädigt oder gar getötet; auch hätte man die schönsten Bäume von dorther nur zu Brennholz brauchen können, denn die Floßherren nahmen nie einen Stamm aus dem Tannenbühl unter ein Floß auf, weil die Sage ging, daß Mann und Holz verunglücke, wenn ein Tannenbühler mit im Wasser sei. Daher kam es, daß im Tannenbühl die Bäume so dicht und so hoch standen, daß es am hellen Tag beinahe Nacht war, und Peter Munk wurde es ganz schaurig dort zu Mut; denn er hörte keine Stimme, keinen Tritt als den seinigen, keine Axt; selbst die Vögel schienen diese dichte Tannennacht zu vermeiden.

Kohlenmunkpeter hatte jetzt den höchsten Punkt des Tannenbühls erreicht und stand vor einer Tanne von ungeheurem Umfang, um die ein holländischer Schiffsherr an Ort und Stelle viele hundert Gulden gegeben hätte. „Hier," dachte er, „wird wohl der Schatzhauser

wohnen," zog seinen großen Sonntagshut, machte vor dem Baum eine tiefe Verbeugung, räusperte sich und sprach mit zitternder Stimme: „Wünsche glückseligen Abend, Herr Glasmann." Aber es erfolgte keine Antwort, und alles umher war so still wie zuvor. „Vielleicht muß ich doch das Verslein sprechen," dachte er weiter und murmelte:

Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt,
Dir gehört all' Land, wo Tannen stehn —

Indem er diese Worte sprach, sah er zu seinem großen Schrecken eine ganz kleine, sonderbare Gestalt hinter der dicken Tanne hervorschauen; es war ihm, als habe er das Glasmännlein gesehen, wie man es beschrieben, das schwarze Wämschen, die roten Strümpfchen, das Hütchen, alles war so, selbst das blasse, aber feine und kluge Gesichtchen, wovon man erzählte, glaubte er gesehen zu haben. Aber ach, so schnell es hervorgeschaut hatte, das Glasmännlein, so schnell war es auch wieder verschwunden! „Herr Glasmann," rief nach einigem Zögern Peter Munk, „seid so gütig und haltet mich nicht für Narren. — Herr Glasmann, wenn Ihr meint, ich habe Euch nicht gesehen, so täuschet Ihr Euch sehr, ich sah Euch wohl hinter dem Baum hervorgucken." — Immer keine Antwort, nur zuweilen glaubte er ein leises, heiseres Kichern hinter dem Baum zu vernehmen. Endlich überwand seine Ungeduld die Furcht, die ihn bis jetzt noch abgehalten hatte. „Warte, du kleiner Bursche," rief er, „dich will ich bald haben!" sprang mit einem Satz hinter die Tanne, aber da war kein Schatzhauser im grünen Tannenwald, und nur ein kleines zierliches Eichhörnchen jagte an dem Baum hinauf.

Peter Munk schüttelte den Kopf; er sah ein, daß er die Beschwörung bis auf einen gewissen Grad gebracht habe und daß ihm vielleicht nur noch ein Reim zu dem Sprüchlein fehle, so könne er das Glasmännlein hervorlocken; aber er sann hin, er sann her und fand nichts. Das Eichhörnchen zeigte sich an den untersten Ästen der Tanne und schien ihn aufzumuntern oder zu verspotten. Es putzte sich, es

rollte den schönen Schweif, es schaute ihn mit klugen Augen an, aber endlich fürchtete er sich doch beinahe, mit diesem Tier allein zu sein; denn bald schien das Eichhörnchen einen Menschenkopf zu haben und einen dreispitzigen Hut zu tragen, bald war es ganz wie ein anderes Eichhörnchen und hatte nur an den Hinterfüßen rote Strümpfe und schwarze Schuhe. Kurz, es war ein lustiges Tier, aber dennoch graute Kohlenpeter, denn er meinte, es gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Mit schnelleren Schritten, als er gekommen war, zog Peter wieder ab. Das Dunkel des Tannenwaldes schien immer schwärzer zu werden, die Bäume standen immer dichter, und ihm fing so an zu grauen, daß er im Trab davonjagte, und erst, als er in der Ferne Hunde bellen hörte und bald darauf zwischen den Bäumen den Rauch einer Hütte erblickte, wurde er wieder ruhiger. Aber als er näher kam und die Tracht der Leute in der Hütte erblickte, fand er, daß er aus Angst gerade die entgegengesetzte Richtung genommen und statt zu den Glasleuten zu den Flözern gekommen sei. Die Leute, die in der Hütte wohnten, waren Holzfäller; ein alter Mann, sein Sohn, der Hauswirt, und einige erwachsene Enkel. Sie nahmen Kohlenmunkpeter, der um ein Nachtlager bat, gut auf, ohne nach seinem Namen und Wohnort zu fragen, gaben ihm Apfelwein zu trinken, und abends wurde ein großer Auerhahn, die beste Schwarzwaldspeise, aufgesetzt.

Nach dem Nachtessen setzten sich die Hausfrau und ihre Töchter mit ihren Kunkeln um den großen Lichtspan, den die Jungen mit dem feinsten Tannenharz unterhielten, der Großvater, der Gast und der Hauswirt rauchten und schauten den Weibern zu, die Bursche aber waren beschäftigt, Löffel und Gabeln aus Holz zu schnitzeln. Draußen im Wald heulte der Sturm und raste in den Tannen, man hörte da und dort sehr heftige Schläge, und es schien oft, als ob ganze Bäume abgeknickt würden und zusammenkrachten. Die furchtlosen Jungen wollten hinaus in den Wald laufen und dies furchtbar schöne Schauspiel mitansehen, ihr Großvater aber hielt sie mit strengem Wort und Blick zurück. „Ich will keinem raten, daß er jetzt von der Tür geht,“

rief er ihnen zu; „bei Gott, der kommt nimmermehr wieder; denn der Holländer Michel haut sich heute nacht ein neues G'stair (Floßgelenk) im Wald."

Die Kleinen staunten ihn an; sie mochten von dem Holländer Michel schon gehört haben, aber sie baten jetzt den Ehni, einmal recht schön von jenem zu erzählen. Auch Peter Munk, der vom Holländer Michel auf der andern Seite des Waldes nur undeutlich hatte sprechen gehört, stimmte mit ein und fragte den Alten, wer und wo er sei. „Er ist der Herr dieses Waldes, und nach dem zu schließen, daß Ihr in Eurem Alter dies noch nicht erfahren, müßt Ihr drüben über dem Tannenbühl oder wohl gar noch weiter zu Hause sein. Vom Holländer Michel will ich Euch aber erzählen, was ich weiß, und wie die Sage von ihm geht." Vor etwa hundert Jahren, so erzählte es wenigstens mein Ehni, war weit und breit kein ehrliches Volk auf Erden als die Schwarzwälder. Jetzt, seit so viel Geld im Land ist, sind die Menschen unredlich und schlecht. Die jungen Burschen tanzen und johlen am Sonntag, und fluchen, daß es ein Schrecken ist; damals war es aber anders, und wenn er jetzt zum Fenster dort hereinschaute, so sag' ich's und hab' es oft gesagt, der Holländer Michel ist schuld an all dieser Verderbnis. Es lebte also vor hundert Jahren und drüber ein reicher Holzherr, der viel Gesinde hatte; er handelte bis weit in den Rhein hinab, und sein Geschäft war gesegnet, denn er war ein frommer Mann. Kommt eines Abends ein Mann an seine Türe, dergleichen er noch nie gesehen. Seine Kleidung war wie die der Schwarzwälder Burschen, aber er war einen guten Kopf höher als alle, und man hatte noch nie geglaubt, daß es einen solchen Riesen geben könne. Dieser bittet um Arbeit bei dem Holzherrn, und der Holzherr, der ihm ansah, daß er stark und zu großen Lasten tüchtig sei, rechnet mit ihm seinen Lohn, und sie schlagen ein. Der Michel war ein Arbeiter, wie selbiger Holzherr noch keinen gehabt. Beim Baumschlagen galt er für drei, und wenn sechs am einen End' schleppten, trug er allein das andere. Als er aber ein halb Jahr Holz geschlagen, trat er eines Tages vor seinen Herrn und begehrte von ihm: „Hab' jetzt lang genug hier Holz

gehackt, und so möcht' ich auch sehen, wohin meine Stämme kommen, und wie wär' es, wenn Ihr mich auch mal auf den Floß ließet?"

Der Holzherr antwortete: „Ich will dir nicht im Wege sein, Michel, wenn du ein wenig hinaus willst in die Welt; zwar beim Holzfällen brauche ich starke Leute, wie du bist, auf dem Floß aber kommt es auf Geschicklichkeit an; aber 'es sei für diesmal."

Und so war es; der Floß, mit dem er abgehen sollte, hatte acht Glaich (Glieder), und waren im letzten von den größten Zimmerbalken. Aber was geschah? Am Abend zuvor bringt der lange Michel noch acht Balken ans Wasser, so dick und lang, als man keinen je sah, und jeden trug er so leicht auf der Schulter wie eine Flözerstange, so daß sich alles entsetzte. Wo er sie gehauen, weiß bis heute noch niemand. Dem Holzherrn lachte das Herz, als er dies sah, denn er berechnete, was diese Balken kosten könnten; Michel aber sagte: „So, die sind für mich zum Fahren, auf den kleinen Spänen dort kann ich nicht fortkommen;" sein Herr wollte ihm zum Dank ein Paar Flözerstiefel schenken, aber er warf sie auf die Seite und brachte ein Paar hervor, wie es sonst noch keine gab; mein Großvater hat versichert, sie haben hundert Pfund gewogen und seien fünf Fuß lang gewesen.

Der Floß fuhr ab, und hatte der Michel früher die Holzhauer in Verwunderung gesetzt, so staunten jetzt die Flözer; denn statt daß der Floß, wie man wegen der ungeheuren Balken geglaubt hatte, langsamer auf dem Fluß ging, flog er, sobald sie in den Neckar kamen, wie ein Pfeil; machte der Neckar eine Wendung, und hatten sonst die Flözer Mühe gehabt, den Floß in der Mitte zu halten und nicht auf Kies oder Sand zu stoßen, so sprang jetzt Michel allemal ins Wasser, rückte mit einem Zug den Floß links oder rechts, so daß er ohne Gefahr vorüberglitt, und kam dann eine gerade Stelle, so lief er aufs erste G'stair vor, ließ alle ihre Stangen beisetzen, steckte seinen ungeheuren Weberbaum in den Kies, und mit einem Druck flog der Floß dahin, daß das Land und Bäume und Dörfer vorbeizujagen schienen. So waren sie in der Hälfte der Zeit, die man sonst brauchte, nach Köln am Rhein gekommen, wo sie sonst ihre Ladung verkauft hatten; aber

hier sprach Michel: „Ihr seid mir rechte Kaufleute und versteht euren Nutzen! Meinet ihr denn, die Kölner brauchen all dies Holz, das aus dem Schwarzwald kommt, für sich? Nein, um den halben Wert kaufen sie es euch ab und verhandeln es teuer nach England. Lasset uns die kleinen Balken hier verkaufen und mit den großen nach Holland gehen; was wir über den gewöhnlichen Preis lösen, ist unser eigener Profit."

So sprach der arglistige Michel, und die anderen waren es zufrieden; die einen, weil sie gern nach Holland gezogen wären, es zu sehen, die andern des Geldes wegen. Nur ein einziger war redlich und mahnte sie ab, das Gut ihres Herrn der Gefahr auszusetzen oder ihn um den höheren Preis zu betrügen, aber sie hörten nicht auf ihn und vergaßen seine Worte, aber der Holländer Michel vergaß sie nicht. Sie fuhren auch mit dem Holz den Rhein hinab, Michel leitete den Floß und brachte sie schnell bis nach Rotterdam. Dort bot man ihnen das Vierfache von dem früheren Preis, und besonders die ungeheuren Balken des Michel wurden mit schwerem Geld bezahlt. Als die Schwarzwälder so viel Geld sahen, wußten sie sich vor Freude nicht zu fassen. Michel teilte ab, einen Teil dem Holzherrn, die drei andern unter die Männer. Und nun setzten sie sich mit Matrosen und schlechtem Gesindel in die Wirtshäuser, verschlemmten und verspielten ihr Geld, den braven Mann aber, der ihnen abgeraten, verkaufte der Holländer Michel an einen Seelenverkäufer (Werber), und man hat nichts mehr von ihm gehört. Von da an war den Burschen im Schwarzwald Holland das Paradies, und Holländer Michel ihr König; die Holzherren erfuhren lange nichts von dem Handel, und unvermerkt kam Geld, Flüche, schlechte Sitten, Trunk und Spiel aus Holland herauf.

Der Holländer Michel war, als die Geschichte herauskam, nirgends zu finden, aber tot ist er auch nicht; seit hundert Jahren treibt er seinen Spuk im Wald, und man sagt, daß er schon vielen behilflich gewesen sei, reich zu werden, aber — auf Kosten ihrer armen Seele, und mehr will ich nicht sagen. Aber so viel ist gewiß, daß er noch jetzt in solchen Sturmnächten im Tannenbühl, wo man nicht hauen soll, überall die schönsten Tannen aussucht, und mein

Vater hat ihn eine vier Schuh dicke umbrechen sehen wie ein Rohr. Mit diesen beschenkt er die, welche sich vom Rechten abwenden und zu ihm gehen; um Mitternacht bringen sie dann die G'stair ins Wasser, und er rudert mit ihnen nach Holland. Aber wäre ich Herr und König in Holland, ich ließe ihn mit Kartätschen in den Boden schmettern, denn alle Schiffe, die von dem Holländer Michel nur auch einen Balken haben, müssen untergehen. Daher kommt es, daß man von so viel Schiffbrüchen hört; wie könnte denn sonst ein schönes, starkes Schiff, so groß als eine Kirche, zugrunde gehen auf dem Wasser? Aber so oft Holländer Michel in einer Sturmnacht im Schwarzwald eine Tanne fällt, springt eine seiner alten aus den Fugen des Schiffes; das Wasser dringt ein, und das Schiff ist mit Mann und Maus verloren. Das ist die Sage vom Holländer Michel, und wahr ist es, alles Böse im Schwarzwald schreibt sich von ihm her. „Oh! er kann einen reich machen!" setzte der Greis geheimnisvoll hinzu, „aber ich möchte nichts von ihm haben; ich möchte um keinen Preis in der Haut des dicken Ezechiel und des langen Schlurkers stecken; auch der Tanzbodenkönig soll sich ihm ergeben haben!"

Der Sturm hatte sich während der Erzählung des Alten gelegt; die Mädchen zündeten schüchtern die Lampen an und gingen weg; die Männer aber legten Peter Munk einen Sack voll Laub als Kopfkissen auf die Ofenbank und wünschten ihm gute Nacht.

Kohlenmunkpeter hatte noch nie so schwere Träume gehabt, wie in dieser Nacht; bald glaubte er, der finstere riesige Holländer Michel reiße die Stubenfenster auf und reiche mit seinem ungeheuer langen Arm einen Beutel voll Goldstücke herein, die er untereinanderschüttelte, daß es hell und lieblich klang; bald sah er wieder das kleine, freundliche Glasmännlein auf einer ungeheuren grünen Flasche im Zimmer umherreiten, und er meinte das heisere Lachen wieder zu hören, wie im Tannenbühl; dann brummte es ihm wieder ins linke Ohr:

„In Holland gibt's Gold,
Könnt's haben, wenn Ihr wollt
Um geringen Sold,
Gold, Gold!"

Dann hörte er wieder in sein rechtes Ohr das Liedchen vom Schatzhauser im grünen Tannenwald, und eine zarte Stimme flüsterte: „Dummer Kohlenpeter, dummer Peter Munk, kannst kein Sprüchlein reimen auf stehen, und bist doch am Sonntag geboren Schlag zwölf Uhr. Reime, dummer Peter, reime!"

Er ächzte, er stöhnte im Schlaf, er mühte sich ab, einen Reim zu finden, aber da er in seinem Leben noch keinen gemacht hatte, war seine Mühe im Traume vergebens. Als er aber mit dem ersten Frührot erwachte, kam ihm doch sein Traum sonderbar vor; er setzte sich mit verschränkten Armen hinter den Tisch und dachte über die Einflüsterungen nach, die ihm noch immer im Ohr lagen; „reime, dummer Kohlenmunkpeter, reime," sprach er zu sich und pochte mit dem Finger an seine Stirne, aber es wollte kein Reim hervorkommen. Als er noch so da saß, trübe vor sich hinschaute und an den Reim auf stehen dachte, da zogen drei Bursche vor dem Haus vorbei in den Wald, und einer sang im Vorübergehen:

„Am Berge tat ich stehen
Und schaute in das Tal,
Da hab' ich sie gesehen
Zum allerletztenmal."

Das fuhr wie ein leuchtender Blitz durch Peters Ohr, und hastig raffte er sich auf, stürzte aus dem Haus, weil er meinte, nicht recht gehört zu haben, sprang den drei Burschen nach und packte den Sänger hastig und unsanft beim Arm. „Halt, Freund," rief er, „was habt Ihr da auf stehen gereimt? Tut mir die Liebe und sprecht, was Ihr gesungen."

„Was ficht's dich an, Bursche?" entgegnete der Schwarzwälder. „Ich kann singen, was ich will, und laß gleich meinen Arm los, oder —"

„Nein, sagen sollst du, was du gesungen hast!" schrie Peter beinahe außer sich und packte ihn noch fester an; die zwei andern aber, als sie dies sahen, zögerten nicht lange, sondern fielen mit derben Fäusten über den armen Peter her und walkten ihn derb, bis er vor Schmerzen das Gewand des dritten ließ und erschöpft in die Kniee

sank. „Jetzt hast du dein Teil," sprachen sie lachend, „und merk' dir, toller Bursche, daß du Leute, wie wir sind, nimmer anfällst auf offenem Wege."

„Ach, ich will mir es gewißlich merken!" erwiderte Kohlenpeter seufzend. „Aber so ich die Schläge habe, seid so gut und saget deutlich, was jener gesungen.

Da lachten sie aufs neue und spotteten ihn aus; aber der das Lied gesungen, sagte es ihm vor, und lachend und singend zogen sie weiter.

„Also s e h e n;" sprach der arme Geschlagene, indem er sich mühsam aufrichtete; „s e h e n auf st e h e n, jetzt, Glasmännlein, wollen wir wieder ein Wort zusammen sprechen." Er ging in die Hütte, holte seinen Hut und den langen Stock, nahm Abschied von den Bewohnern der Hütte und trat seinen Rückweg nach dem Tannenbühl an. Er ging langsam und sinnend seine Straße, denn er mußte ja einen Vers ersinnen; endlich, als er schon in dem Bereich des Tannenbühls ging und die Tannen höher und dichter wurden, hatte er auch seinen Vers gefunden und machte vor Freuden einen Sprung in die Höhe. Da trat ein riesengroßer Mann in Flözerkleidung, und eine Stange so lang wie ein Mastbaum in der Hand, hinter den Tannen hervor. Peter Munk sank beinahe in die Kniee, als er jenen langsamen Schrittes neben sich wandeln sah; denn er dachte, das ist der Holländer Michel und kein anderer. Noch immer schwieg die furchtbare Gestalt, und Peter schielte zuweilen furchtsam nach ihm hin. Er war wohl einen Kopf größer als der längste Mann, den Peter je gesehen, sein Gesicht war nicht mehr jung, doch auch nicht alt, aber voll Furchen und Falten; er trug ein Wams von Leinwand, und die ungeheuren Stiefel, über die Lederbeinkleider heraufgezogen, waren Peter aus der Sage wohl bekannt.

„Peter Munk, was tust du im Tannenbühl?" fragte der Waldkönig endlich mit tiefer, dröhnender Stimme.

„Guten Morgen, Landsmann," antwortete Peter, indem er sich unerschrocken zeigen wollte, aber heftig zitterte. „Ich will durch den Tannenbühl nach Haus zurück."

„Peter Munk,“ erwiderte jener und warf einen stechenden, furchtbaren Blick nach ihm herüber, „dein Weg geht nicht durch diesen Hain.“

„Nun, so gerade just nicht,“ sagte jener; „aber es macht heute warm, da dachte ich, es wird hier kühler sein.“

„Lüge nicht, du Kohlenpeter!“ rief Holländer Michel mit donnernder Stimme, „oder ich schlag' dich mit der Stange zu Boden; meinst, ich hab' dich nicht betteln sehen bei dem Kleinen?“ setzte er sanft hinzu. „Geh', geh', das war ein dummer Streich, und gut ist es, daß du das Sprüchlein nicht wußtest; er ist ein Knauser, der kleine Kerl, und gibt nicht viel, und wem er gibt, der wird seines Lebens nicht froh. — Peter, du bist ein armer Tropf und dauerst mich in der Seele; so ein munterer, schöner Bursche, der in der Welt was anfangen könnte, und sollst Kohlen brennen! Wenn andere große Taler oder Dukaten aus dem Ärmel schütteln, kannst du kaum ein paar Sechser aufwenden; 's ist ein ärmlich Leben.“

„Wahr ist's, und recht habt Ihr: ein elendes Leben.“

„Na, mir soll's nicht drauf ankommen,“ fuhr der schreckliche Michel fort: „hab' schon manchem braven Kerl aus der Not geholfen, und du wärest nicht der erste. Sag' einmal, wieviel hundert Taler brauchst du fürs erste?“

Bei diesen Worten schüttelte er das Geld in seiner ungeheuren Tasche untereinander, und es klang wieder wie diese Nacht im Traum. Aber Peters Herz zuckte ängstlich und schmerzhaft bei diesen Worten, es wurde ihm kalt und warm, und der Holländer Michel sah nicht aus, wie wenn er aus Mitleid Geld wegschenkte, ohne etwas dafür zu verlangen. Es fielen ihm die geheimnisvollen Worte des alten Mannes über die reichen Menschen ein, und von unerklärlicher Angst und Bangigkeit gejagt, rief er: „Schön Dank, Herr! Aber mit Euch will ich nichts zu schaffen haben, und ich kenn' Euch schon,“ und lief, was er laufen konnte. — Aber der Waldgeist schritt mit ungeheuren Schritten neben ihm her und murmelte dumpf und drohend: „Wirst's noch bereuen, Peter, wirst noch zu mir kommen; auf deiner Stirne

steht's geschrieben, in deinem Auge ist's zu lesen; du entgehst mir nicht. — Lauf nicht so schnell, höre nur noch ein vernünftig Wort, dort ist schon meine Grenze." Aber als Peter dies hörte und unweit vor ihm einen kleinen Graben sah, beeilte er sich nur noch mehr, über die Grenze zu kommen, so daß Michel am Ende schneller laufen mußte und unter Flüchen und Drohungen ihn verfolgte. Der junge Mann setzte mit einem verzweifelten Sprung über den Graben, denn er sah, wie der Waldgeist mit seiner Stange ausholte und sie auf ihn niederschmettern lassen wollte; er kam glücklich jenseits an, und die Stange zersplitterte in der Luft, wie an einer unsichtbaren Mauer, und ein langes Stück fiel zu Peter herüber.

Triumphierend hob er es auf, um es dem groben Holländer Michel zuzuwerfen; aber in diesem Augenblick fühlte er das Stück Holz in seiner Hand sich bewegen, und zu seinem Entsetzen sah er, daß es eine ungeheure Schlange sei, was er in der Hand hielt, die sich schon mit geifernder Zunge und mit blitzenden Augen an ihm hinaufbäumte. Er ließ sie los, aber sie hatte sich schon fest um seinen Arm gewickelt und kam mit schwankendem Kopf seinem Gesicht immer näher; da rauschte auf einmal ein ungeheurer Auerhahn nieder, packte den Kopf der Schlange mit dem Schnabel, erhob sich mit ihr in die Lüfte, und Holländer Michel, der dies alles von dem Graben aus gesehen hatte, heulte und schrie und raste, als die Schlange von einem Gewaltigern entführt ward.

Erschöpft und zitternd setzte Peter seinen Weg fort; der Pfad wurde steiler, die Gegend wilder, und bald fand er sich an der ungeheuren Tanne. Er machte wieder wie gestern seine Verbeugungen gegen das unsichtbare Glasmännlein und hub dann an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist schon viel hundert Jahre alt.
Dein ist all' Land, wo Tannen stehn,
Läßt dich nur Sonntagskindern sehn."

„Hast's zwar nicht ganz getroffen, aber weil du es bist, Kohlenmunkpeter, so soll es so hingehen," sprach eine zarte, feine Stimme

neben ihm. Erstaunt sah er sich um, und unter einer schönen Tanne saß ein kleines, altes Männlein, in schwarzem Wams und roten Strümpfen und den großen Hut auf dem Kopf. Er hatte ein feines, freundliches Gesichtchen und ein Bärtchen, so zart wie aus Spinnweben; er rauchte, was sonderbar anzusehen war, aus einer Pfeife von blauem Glas, und als Peter näher trat, sah er zu seinem Erstaunen, daß auch Kleider, Schuhe und Hut des Kleinen aus gefärbtem Glas bestanden; aber es war geschmeidig, als ob es noch heiß wäre, denn es schmiegte sich wie ein Tuch nach jeder Bewegung des Männleins.

„Du hast dem Flegel begegnet, dem Holländer Michel?" sagte der Kleine, indem er zwischen jedem Worte sonderbar hüstelte. „Er hat dich recht ängstigen wollen, aber seinen Kunstprügel habe ich ihm abgejagt, den soll er nimmer wieder kriegen."

„Ja, Herr Schatzhauser," erwiderte Peter mit einer tiefen Verbeugung, „es war mir recht bange. Aber Ihr seid wohl der Herr Auerhahn gewesen, der die Schlange tot gebissen; da bedanke ich mich schönstens. — Ich komme aber, um mich Rats zu erholen bei Euch; es geht mir gar schlecht und hinderlich; ein Kohlenbrenner bringt es nicht weit; und da ich noch jung bin, dächte ich doch, es könnte noch was Besseres aus mir werden; und wenn ich oft andere sehe, wie weit die es in kurzer Zeit gebracht haben: wenn ich nur den Ezechiel nehme und den Tanzbodenkönig; die haben Geld wie Heu."

„Peter," sagte der Kleine sehr ernst und blies den Rauch aus seiner Pfeife weit hinweg; „Peter, sag' mir nichts von d i e s e n. Was haben sie davon, wenn sie hier ein paar Jahre dem Schein nach glücklich und dann nachher desto unglücklicher sind? Du mußt dein Handwerk nicht verachten; dein Vater und Großvater waren Ehrenleute und haben es auch getrieben, Peter Munk! Ich will nicht hoffen, daß es Liebe zum Müßiggang ist, was dich zu mir führt."

Peter erschrak vor dem Ernst des Männleins und errötete. „Nein," sagte er, „Müßiggang, weiß ich wohl, Herr Schatzhauser im Tannenwald, Müßiggang ist aller Laster Anfang, aber das könnet

Ihr mir nicht übel nehmen, wenn mir ein anderer Stand besser gefällt als der meinige. Ein Kohlenbrenner ist halt so gar etwas Geringes auf der Welt, und die Glasleute und Flözer und Uhrmacher und alle sind angesehener."

„Hochmut kommt oft vor dem Fall," erwiderte der kleine Herr vom Tannenwald etwas freundlicher. „Ihr seid ein sonderbar Geschlecht, ihr Menschen! Selten ist einer mit dem Stand ganz zufrieden, in dem er geboren und erzogen ist; und was gilt's, wenn du ein Glasmann wärest, möchtest du gern ein Holzherr sein, und wärest du Holzherr, so stünde dir des Försters Dienst oder des Amtmanns Wohnung an? Aber es sei; wenn du versprichst, brav zu arbeiten, so will ich dir zu etwas Besserem verhelfen, Peter. Ich pflege jedem Sonntagskind, das sich zu mir zu finden weiß, drei Wünsche zu gewähren. Die ersten zwei sind frei. Den dritten kann ich verweigern, wenn er töricht ist. So wünsche dir also jetzt etwas; aber — Peter, etwas Gutes und Nützliches."

„Heisa! Ihr seid ein treffliches Glasmännlein, und mit Recht nennt man Euch Schatzhauser, denn bei Euch sind die Schätze zu Hause. Nu — und also darf ich wünschen, wonach mein Herz begehrt, so will ich denn fürs erste, daß ich noch besser tanzen könne als der Tanzbodenkönig, und immer so viel Geld in der Tasche habe wie der dicke Ezechiel."

„Du Tor!" erwiderte der Kleine zürnend. „Welch ein erbärmlicher Wunsch ist dies, gut tanzen zu können und Geld zum Spiel zu haben! Schämst du dich nicht, dummer Peter, dich selbst so um dein Glück zu betrügen? Was nützt es dir und deiner armen Mutter, wenn du tanzen kannst? Was nützt dir dein Geld, das nach deinem Wunsch nur für das Wirtshaus ist und wie das des elenden Tanzbodenkönigs dort bleibt? Dann hast du wieder die ganze Woche nichts und darbst wie zuvor. Noch einen Wunsch gebe ich dir frei, aber sieh dich vor, daß du vernünftiger wünschest."

Peter kratzte sich hinter den Ohren und sprach nach einigem Zögern: „Nun, so wünsche ich mir die schönste und reichste Glas-

hütte im ganzen Schwarzwald mit allem Zugehör und Geld, sie zu leiten."

„Sonst nichts?" fragte der Kleine mit besorglicher Miene, „Peter, sonst nichts?"

„Nun — Ihr könnt noch ein Pferd dazutun, und ein Wägelchen —"

„O, du dummer Kohlenmunkpeter!" rief der Kleine und warf seine gläserne Pfeife im Unmut an eine dicke Tanne, daß sie in hundert Stücke sprang; „Pferde? Wägelchen? Verstand, sag' ich dir, Verstand, gesunden Menschenverstand und Einsicht hättest du dir wünschen sollen, aber nicht Pferdchen und Wägelchen. Nun, werde nur nicht so traurig, wir wollen sehen, daß es auch so nicht zu deinem Schaden ist; denn der zweite Wunsch war im ganzen nicht töricht. Eine gute Glashütte nährt auch ihren Mann und Meister, nur hättest du Einsicht und Verstand dazu mitnehmen können, Wagen und Pferde wären dann wohl von selbst gekommen."

„Aber, Herr Schatzhauser," erwiderte Peter, „ich habe ja noch einen Wunsch übrig. Da könnte ich ja Verstand wünschen, wenn er mir so überaus nötig ist, wie Ihr meinet."

„Nichts da! Du wirst noch in manche Verlegenheit kommen, wo du froh sein wirst, wenn du noch einen Wunsch frei hast. Und nun mache dich auf den Weg nach Hause. Hier sind," sprach der kleine Tannengeist, indem er ein kleines Beutelein aus der Tasche zog, „hier sind zweitausend Gulden, und damit genug, und komm mir nicht wieder, um Geld zu fordern, denn dann müßte ich dich an die höchste Tanne aufhängen. So hab' ich's gehalten, seit ich in dem Wald wohne. Vor drei Tagen aber ist der alte Winkfritz gestorben, der die große Glashütte gehabt hat im Unterwald. Dorthin gehe morgen frühe, und mach' ein Bot auf das Gewerbe, wie es recht ist. Halt dich wohl, sei fleißig, und ich will dich zuweilen besuchen und dir mit Rat und Tat an die Hand gehen, weil du dir doch keinen Verstand erbeten. Aber, und das sag' ich dir ernstlich, dein erster Wunsch war böse. Nimm dich in acht vor dem Wirtshaus-

laufen, Peter! 's hat noch bei keinem lange gut getan." Das Männlein hatte, während es dies sprach, eine neue Pfeife vom schönsten Beinglas hervorgezogen, sie mit gedörrten Tannenzapfen gestopft und in den kleinen, zahnlosen Mund gesteckt. Dann zog er ein ungeheures Brennglas hervor, trat in die Sonne und zündete seine Pfeife an. Als er damit fertig war, bot er dem Peter freundlich die Hand, gab ihm noch ein paar gute Lehren auf den Weg, rauchte und blies immer schneller und verschwand endlich in einer Rauchwolke, die nach echtem holländischen Tabak roch und langsam sich kräuselnd in den Tannenwipfeln verschwebte.

Als Peter nach Haus kam, fand er seine Mutter sehr in Sorgen um ihn, denn die gute Frau glaubte nicht anders, als ihr Sohn sei zum Soldaten ausgehoben worden. Er aber war fröhlich und guter Dinge und erzählte ihr, wie er im Wald einen guten Freund getroffen, der ihm Geld vorgeschossen habe, um ein anderes Geschäft als Kohlenbrennen anzufangen. Obgleich seine Mutter schon seit dreißig Jahren in der Köhlerhütte wohnte und an den Anblick berußter Leute so gewöhnt war als jede Müllerin an das Mehlgesicht ihres Mannes, so war sie doch eitel genug, sobald ihr Peter ein glänzenderes Los zeigte, ihren früheren Stand zu verachten, und sprach: „Ja, als Mutter eines Mannes, der eine Glashütte besitzt, bin ich doch was anderes als Nachbarin Grete und Bete, und setze mich in Zukunft vornehin in der Kirche, wo rechte Leute sitzen." Ihr Sohn aber wurde mit den Erben der Glashütte bald handelseinig. Er behielt die Arbeiter, die er vorfand, bei sich und ließ nun Tag und Nacht Glas machen. Anfangs gefiel ihm das Handwerk wohl. Er pflegte gemächlich in die Glashütte hinabzusteigen, ging dort mit vornehmen Schritten, die Hände in die Taschen gesteckt, hin und her, guckte dahin, guckte dorthin, sprach dies und jenes, worüber seine Arbeiter oft nicht wenig lachten, und seine größte Freude war, das Glas blasen zu sehen, und oft machte er sich selbst an die Arbeit und formte aus der noch weichen Masse die sonderbarsten Figuren. Bald aber war ihm die Arbeit entleidet, und er kam zuerst nur noch eine Stunde

des Tages in die Hütte, dann nur alle zwei Tage, endlich die Woche nur einmal, und seine Gesellen machten, was sie wollten. Das alles kam aber nur vom Wirtshauslaufen. Den Sonntag, nachdem er vom Tannenbühl zurückgekommen war, ging er ins Wirtshaus, und wer schon auf dem Tanzboden sprang, war der Tanzbodenkönig, und der dicke Ezechiel saß auch schon hinter der Maßkanne und knöchelte um Kronentaler. Da fuhr Peter schnell in die Tasche, zu sehen, ob ihm das Glasmännlein Wort gehalten, und siehe, seine Tasche strotzte von Silber und Gold. Auch in seinen Beinen zuckte und drückte es, wie wenn sie tanzen und springen wollten, und als der erste Tanz zu Ende war, stellte er sich mit seiner Tänzerin obenan neben den Tanzbodenkönig, und sprang dieser drei Schuh hoch, so flog Peter vier, und machte dieser wunderliche und zierliche Schritte, so verschlang und drehte Peter seine Füße, daß alle Zuschauer vor Lust und Verwunderung beinahe außer sich kamen. Als man aber auf dem Tanzboden vernahm, daß Peter eine Glashütte gekauft habe, als man sah, daß er, so oft er an den Musikanten vorbeitanzte, ihnen einen Sechsbätzner zuwarf, da war des Staunens kein Ende. Die einen glaubten, er habe einen Schatz im Walde gefunden, die andern meinten, er habe eine Erbschaft getan, aber alle verehrten ihn jetzt und hielten ihn für einen gemachten Mann, nur weil er Geld hatte. Verspielte er doch noch an demselben Abend zwanzig Gulden, und nichtsdestominder rasselte und klang es in seiner Tasche, wie wenn noch hundert Taler darin wären.

Als Peter sah, wie angesehen er war, wußte er sich vor Freude und Stolz nicht zu fassen. Er warf das Geld mit vollen Händen weg und teilte es den Armen reichlich mit, wußte er doch, wie ihn selbst einst die Armut gedrückt hatte. Des Tanzbodenkönigs Künste wurden vor den übernatürlichen Künsten des neuen Tänzers zu schanden, und Peter führte jetzt den Namen Tanzkaiser. Die unternehmendsten Spieler am Sonntag wagten nicht so viel wie er, aber sie verloren auch nicht so viel. Und je mehr er verlor, desto mehr gewann er. Das verhielt sich aber ganz so, wie er es vom kleinen

Glasmännlein verlangt hatte. Er hatte sich gewünscht, immer so viel Geld in der Tasche zu haben, wie der dicke Ezechiel, und gerade dieser war es, an welchen er sein Geld verspielte. Und wenn er zwanzig, dreißig Gulden auf einmal verlor, so hatte er sie alsobald wieder in der Tasche, wenn sie Ezechiel einstrich. Nach und nach brachte er es aber im Schlemmen und Spielen weiter als die schlechtesten Gesellen im Schwarzwald, und man nannte ihn öfter Spielpeter als Tanzkaiser, denn er spielte jetzt auch beinahe an allen Werktagen. Darüber kam aber seine Glashütte nach und nach in Verfall, und daran war Peters Unverstand schuld. Glas ließ er machen, so viel man immer machen konnte, aber er hatte mit der Hütte nicht zugleich das Geheimnis gekauft, wohin man es am besten verschleißen könne. Er wußte am Ende mit der Menge Glas nichts anzufangen und verkaufte es um den halben Preis an herumziehende Händler, nur um seine Arbeiter bezahlen zu können.

Eines Abends ging er auch wieder vom Wirtshaus heim und dachte trotz des vielen Weines, den er getrunken, um sich fröhlich zu machen, mit Schrecken und Gram an den Verfall seines Vermögens. Da bemerkte er auf einmal, daß jemand neben ihm gehe, er sah sich um, und siehe da — es war das Glasmännlein. Da geriet er in Zorn und Eifer, vermaß sich hoch und teuer und schwur, der Kleine sei an all seinem Unglück schuld. „Was tu' ich nun mit Pferd und Wägelchen?" rief er, „was nützt mich die Hütte und all mein Glas? Selbst als ich noch ein elender Köhlersbursch war, lebte ich froher und hatte keine Sorgen. Jetzt weiß ich nicht, wann der Amtmann kommt und meine Habe schätzt und mir vergantet der Schulden wegen!"

„So?" entgegnete das Glasmännlein. „So? Ich also soll schuld daran sein, wenn du unglücklich bist? Ist dies der Dank für meine Wohltaten? Wer hieß dich auch so töricht wünschen? Ein Glasmann wolltest du sein und wußtest nicht, wohin dein Glas verkaufen? Sagte ich dir nicht, du solltest behutsam wünschen? Verstand, Peter, Klugheit hat dir gefehlt."

„Was Verstand und Klugheit!“ rief jener, „ich bin ein so kluger Bursche als irgend einer und will es dir zeigen, Glasmännlein,“ und bei diesen Worten faßte er das Männlein unsanft am Kragen und schrie: „Hab' ich dich jetzt, Schatzhauser im grünen Tannenwald? Und den dritten Wunsch will ich jetzt tun, den sollst du mir gewähren. Und so will ich hier auf der Stelle zweimalhunderttausend harte Taler, und ein Haus und — o weh!“ schrie er und schüttelte die Hand, denn das Waldmännlein hatte sich in glühendes Glas verwandelt und brannte in seiner Hand wie sprühendes Feuer. Aber von dem Männlein war nichts mehr zu sehen.

Mehrere Tage lang erinnerte ihn seine geschwollene Hand an seine Undankbarkeit und Torheit. Dann aber übertäubte er sein Gewissen und sprach: „Und wenn sie mir die Glashütte und alles verkaufen, so bleibt mir doch immer der dicke Ezechiel. Solange der Geld hat am Sonntag, kann es mir nicht fehlen.“

Ja, Peter! Aber wenn er keines hat? Und so geschah es eines Tages und war ein wunderliches Rechenexempel. Denn eines Sonntags kam er angefahren ans Wirtshaus, und die Leute streckten die Köpfe durch die Fenster, und der eine sagte: „Da kommt der Spielpeter,“ und der andere: „Ja, der Tanzkaiser, der reiche Glasmann,“ und ein Dritter schüttelte den Kopf und sprach: „Mit dem Reichtum kann man es machen, man sagt allerlei von seinen Schulden, und in der Stadt hat einer gesagt, der Amtmann werde nicht mehr lange säumen zum Auspfänden.“ Indessen grüßte der reiche Peter die Gäste am Fenster vornehm und gravitätisch, stieg vom Wagen und schrie: „Sonnenwirt, guten Abend, ist der dicke Ezechiel schon da?“ Und eine tiefe Stimme rief: „Nur herein, Peter! Dein Platz ist dir aufbehalten, wir sind schon da und bei den Karten.“ So trat Peter Munk in die Wirtsstube, fuhr gleich in die Tasche und merkte, daß Ezechiel gut versehen sein müsse, denn seine Tasche war bis obenan gefüllt.

Er setzte sich hinter den Tisch zu den andern und spielte und gewann und verlor hin und her, und so spielten sie, bis andere ehr-

liche Leute, als es Abend wurde, nach Hause gingen, und spielten bei Licht, bis zwei andere Spieler sagten: „Jetzt ist's genug, und wir müssen heim zu Frau und Kind." Aber Spielpeter forderte den dicken Ezechiel auf zu bleiben. Dieser wollte lange nicht, endlich aber rief er: „Gut, jetzt will ich mein Geld zählen, und dann wollen wir knöcheln, den Satz um fünf Gulden, denn niederer ist es doch nur Kinderspiel." Er zog den Beutel und zählte und fand hundert Gulden bar, und Spielpeter wußte nun, wieviel er selbst habe, und brauchte es nicht erst zu zählen. Aber hatte Ezechiel vorher gewonnen, so verlor er jetzt Satz für Satz und fluchte greulich dabei. Warf er einen Pasch, gleich warf Spielpeter auch einen, und immer zwei Augen höher. Da setzte er endlich die letzten fünf Gulden auf den Tisch und rief: „Noch einmal, und wenn ich auch den noch verliere, so höre ich doch nicht auf, dann leihst du mir von deinem Gewinn, Peter, ein ehrlicher Kerl hilft dem andern!"

„Soviel du willst, und wenn es hundert Gulden sein sollten," sprach der Tanzkaiser, fröhlich über seinen Gewinn, und der dicke Ezechiel schüttelte die Würfel und warf fünfzehn. „Pasch!" rief er, „jetzt wollen wir sehen!" Peter aber warf achtzehn, und eine heisere bekannte Stimme hinter ihm sprach: „So, das war der letzte."

Er sah sich um, und riesengroß stand der Holländer Michel hinter ihm. Erschrocken ließ er das Geld fallen, das er schon eingezogen hatte. Aber der dicke Ezechiel sah den Waldmann nicht, sondern verlangte, der Spielpeter solle ihm zehn Gulden vorstrecken zum Spiel. Halb im Traum fuhr dieser mit der Hand in die Tasche, aber da war kein Geld, er suchte in der andern Tasche, aber auch da fand sich nichts, er kehrte den Rock um, aber es fiel kein roter Heller heraus, und jetzt erst gedachte er seines eigenen ersten Wunsches, immer so viel Geld zu haben als der dicke Ezechiel. Wie Rauch war alles verschwunden.

Der Wirt und Ezechiel sahen ihn staunend an, als er immer suchte und sein Geld nicht finden konnte; sie wollten ihm nicht glauben, daß er keines mehr habe; aber als sie endlich selbst in seinen Taschen

suchten, wurden sie zornig und schwuren, der Spielpeter sei ein böser Zauberer und habe all das gewonnene Geld und sein eigenes nach Hause gewünscht. Peter verteidigte sich standhaft, aber der Schein war gegen ihn. Ezechiel sagte, er wolle die schreckliche Geschichte allen Leuten im Schwarzwald erzählen, und der Wirt versprach ihm, morgen mit dem frühesten in die Stadt zu gehen und Peter Munk als Zauberer anzuklagen, und er wolle es erleben, setzte er hinzu, daß man ihn verbrenne. Dann fielen sie wütend über ihn her, rissen ihm das Wams vom Leib und warfen ihn zur Tür hinaus.

Kein Stern schien am Himmel, als Peter trübselig seiner Wohnung zuschlich, aber dennoch konnte er eine dunkle Gestalt erkennen, die neben ihm herschritt und endlich sprach: „Mit dir ist's aus, Peter Munk, all deine Herrlichkeit ist zu Ende, und das hätt' ich dir schon damals sagen können, als du nichts von mir hören wolltest und zu dem dummen Glaszwerg liefst. Da siehst du jetzt, was man davon hat, wenn man meinen Rat verachtet. Aber versuch' es einmal mit mir, ich habe Mitleiden mit deinem Schicksal. Noch keinen hat es gereut, der sich an mich wandte, und wenn du den Weg nicht scheust, morgen den ganzen Tag bin ich am Tannenbühl zu sprechen, wenn du mich rufst." Peter merkte wohl, wer so zu ihm spreche, aber es kam ihm ein Grauen an. Er antwortete nichts, sondern lief seinem Haus zu.

Als Peter am Montag Morgen in seine Glashütte ging, da waren nicht nur seine Arbeiter da, sondern auch andere Leute, die man nicht gerne sieht, nämlich der Amtmann und drei Gerichtsdiener. Der Amtmann wünschte Peter einen guten Morgen, fragte, wie er geschlafen, und zog dann ein langes Register heraus, und darauf waren Peters Gläubiger verzeichnet. „Könnt Ihr zahlen oder nicht?" fragte der Amtmann mit strengem Blick. „Und macht es nur kurz, denn ich habe nicht viel Zeit zu versäumen, und in den Turm ist es drei gute Stunden." Da verzagte Peter, gestand, daß er nichts mehr habe, und überließ es dem Amtmann, Haus und

Hof, Hütte und Stall, Wagen und Pferde zu schätzen; und als die Gerichtsdiener und der Amtmann umhergingen und prüften und schätzten, dachte er, bis zum Tannenbühl ist's nicht weit; hat mir der Kleine nichts geholfen, so will ich es einmal mit dem Großen versuchen. Er lief dem Tannenbühl zu, so schnell, als ob die Gerichtsdiener ihm auf den Fersen wären; es war ihm, als er an dem Platz vorbeirannte, wo er das Glasmännlein zuerst gesprochen, als halte ihn eine unsichtbare Hand auf, aber er riß sich los und lief weiter, bis an die Grenze, die er sich früher wohl gemerkt hatte, und kaum hatte er, beinahe atemlos: „Holländer Michel! Herr Holländer Michel!" gerufen, als auch schon der riesengroße Flözer mit seiner Stange vor ihm stand.

„Kommst du?" sprach dieser lachend. „Haben sie dir die Haut abziehen und deinen Gläubigern verkaufen wollen? Nu, sei ruhig; dein ganzer Jammer kommt, wie gesagt, von dem kleinen Glasmännlein, von dem Separatisten und Frömmler her. Wenn man schenkt, muß man gleich recht schenken, und nicht wie dieser Knauser. Doch komm," fuhr er fort und wandte sich gegen den Wald, „folge mir in mein Haus, dort wollen wir sehen, ob wir handelseinig werden."

„Handelseinig?" dachte Peter. „Was kann er denn von mir verlangen, was kann ich an ihn verhandeln? Soll ich ihm etwa dienen, oder was will er?" Sie gingen zuerst über einen steilen Waldsteig hinan und standen dann mit einemmale an einer dunkeln, tiefen, abschüssigen Schlucht; Holländer Michel sprang den Felsen hinab, wie wenn es eine sanfte Marmortreppe wäre; aber bald wäre Peter in Ohnmacht gesunken, denn als jener unten angekommen war, machte er sich so groß wie ein Kirchturm und reichte ihm einen Arm, so lang als ein Weberbaum, und eine Hand daran, so breit als der Tisch im Wirtshaus, und rief mit einer Stimme, die herauf schallte wie eine tiefe Totenglocke: „Setz' dich nur auf meine Hand und halte dich an den Fingern, so wirst du nicht fallen." Peter tat zitternd, wie jener befohlen, nahm Platz auf der Hand und hielt sich am Daumen des Riesen.

Es ging weit und tief hinab, aber dennoch ward es zu Peters Verwunderung nicht dunkler; im Gegenteil, die Tageshelle schien sogar zuzunehmen in der Schlucht, aber er konnte sie lange in den Augen nicht ertragen. Der Holländer Michel hatte sich, je weiter Peter herabkam, wieder kleiner gemacht und stand nun in seiner früheren Gestalt vor einem Haus, so gering oder gut, als es reiche Bauern auf dem Schwarzwald haben. Die Stube, worein Peter geführt wurde, unterschied sich durch nichts von den Stuben anderer Leute als dadurch, daß sie einsam schien.

Die hölzerne Wanduhr, der ungeheure Kachelofen, die breiten Bänke, die Gerätschaften auf den Gesimsen waren hier wie überall. Michel wies ihm einen Platz hinter dem großen Tisch an, ging dann hinaus und kam bald mit einem Krug Wein und Gläsern wieder. Er goß ein, und nun schwatzten sie, und Holländer Michel erzählte von den Freuden der Welt, von fremden Ländern, schönen Städten und Flüssen, daß Peter, am Ende große Sehnsucht danach bekommend, dies auch offen dem Holländer sagte.

„Wenn du im ganzen Körper Mut und Kraft, etwas zu unternehmen, hattest, da konnten ein paar Schläge des dummen Herzens dich zittern machen; und dann die Kränkungen der Ehre, das Unglück, wozu soll sich ein vernünftiger Kerl um dergleichen bekümmern? Hast du's im Kopf empfunden, als dich letzthin einer einen Betrüger und schlechten Kerl nannte? Hat es dir im Magen wehe getan, als der Amtmann kam, dich aus dem Hause zu werfen? Was, sag' an, was hat dir wehe getan?"

„Mein Herz," sprach Peter, indem er die Hand auf die pochende Brust preßte; denn es war ihm, als ob sein Herz sich ängstlich hin und her wendete.

„Du hast, nimm mir es nicht übel, du hast viele hundert Gulden an schlechte Bettler und anderes Gesindel weggeworfen; was hat es dich genützt? Sie haben dir dafür Segen und einen gesunden Leib gewünscht; ja, bist du deswegen gesünder geworden? Um die Hälfte des verschleuderten Geldes hättest du einen Arzt gehalten.

Segen, ja, ein schöner Segen, wenn man ausgepfändet und ausgestoßen wird! Und was war es, das dich getrieben, in die Tasche zu fahren, so oft ein Bettelmann seinen zerlumpten Hut hinstreckte? — Dein Herz, auch wieder dein Herz, und weder deine Augen, noch deine Zunge, deine Arme, noch deine Beine, sondern dein Herz; du hast dir es, wie man richtig sagt, zu sehr zu Herzen genommen."

„Aber wie kann man sich denn angewöhnen, daß es nicht mehr so ist? Ich gebe mir jetzt alle Mühe, es zu unterdrücken, und dennoch pocht mein Herz und tut mir wehe."

„Du, freilich," rief jener mit Lachen, „du, armer Schelm, kannst nichts dagegen tun; aber gib mir das kaum pochende Ding, und du wirst sehen, wie gut du es dann hast."

„Euch? mein Herz?" schrie Peter mit Entsetzen. „Da müßte ich ja sterben auf der Stelle! Nimmermehr!"

„Ja, wenn dir einer eurer Herren Chirurgen das Herz aus dem Leib operieren wollte, da müßtest du wohl sterben; bei mir ist dies ein anderes Ding; doch komm herein und überzeuge dich selbst." Er stand bei diesen Worten auf, öffnete eine Kammertüre und führte Peter hinein. Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen, als er über die Schwelle trat, aber er achtete es nicht, denn der Anblick, der sich ihm bot, war sonderbar und überraschend. Auf mehreren Gesimsen von Holz standen Gläser mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllt, und in jedem dieser Gläser lag ein Herz, auch waren an den Gläsern Zettel angeklebt und Namen darauf geschrieben, die Peter neugierig las; da war das Herz des Amtmanns in F., das Herz des dicken Ezechiel, das Herz des Tanzbodenkönigs, das Herz des Oberförsters; da waren sechs Herzen von Kornwucherern, acht von Werbeoffizieren, drei von Geldmäklern — kurz, es war eine Sammlung der angesehensten Herzen in der Umgegend von zwanzig Stunden.

„Schau'!" sprach Holländer Michel, „diese alle haben des Lebens Ängsten und Sorgen weggeworfen; keines dieser Herzen schlägt mehr ängstlich und besorgt, und ihre ehemaligen Besitzer

befinden sich wohl dabei, daß sie den unruhigen Gast aus dem Hause haben."

„Aber was tragen sie denn jetzt dafür in der Brust?" fragte Peter, den dies alles, was er gesehen, beinahe schwindeln machte.

„Dies," antwortete jener und reichte ihm aus einem Schubfach — ein steinernes Herz.

„So?" erwiderte er und konnte sich eines Schauers, der ihm über die Haut ging, nicht erwehren. „Ein Herz von Marmelstein? Aber, horch' einmal, Herr Holländer Michel, das muß doch gar kalt sein in der Brust."

„Freilich, aber ganz angenehm kühl. Warum soll denn ein Herz warm sein? Im Winter nützt dich die Wärme nichts, da hilft ein guter Kirschgeist mehr als ein warmes Herz, und im Sommer, wenn alles schwül und heiß ist, — du glaubst nicht, wie dann ein solches Herz abkühlt. Und, wie gesagt, weder Angst noch Schrecken, weder törichtes Mitleiden noch anderer Jammer pocht an solch ein Herz."

„Und das ist alles, was Ihr mir geben könnet," fragte Peter unmutig, „ich hoff' auf Geld, und Ihr wollet mir einen Stein geben!"

„Nu, ich denke, an hunderttausend Gulden hättest du fürs erste genug. Wenn du es geschickt umtreibst, kannst du bald ein Millionär werden."

„Hunderttausend?" rief der arme Köhler freudig. „Nun, so poche doch nicht so ungestüm in meiner Brust, wir werden bald fertig sein miteinander. Gut, Michel; gebt mir den Stein und das Geld, und die Unruh' könnet Ihr aus dem Gehäuse nehmen."

„Ich dachte es doch, daß du ein vernünftiger Bursche seiest," antwortete der Holländer freundlich lächelnd; „komm, laß uns noch eins trinken, und dann will ich das Geld auszahlen."

So setzten sie sich wieder in die Stube zum Wein, tranken und tranken wieder, bis Peter in einen tiefen Schlaf verfiel.

Kohlenmunkpeter erwachte beim fröhlichen Schmettern eines Posthorns, und siehe da, er saß in einem schönen Wagen, fuhr auf

einer breiten Straße dahin, und als er sich aus dem Wagen bog, sah er in blauer Ferne hinter sich den Schwarzwald liegen. Anfänglich wollte er gar nicht glauben, daß er es selbst sei, der in diesem Wagen sitze. Denn auch seine Kleider waren gar nicht mehr dieselben, die er gestern getragen, aber er erinnerte sich doch an alles so deutlich, daß er endlich sein Nachsinnen aufgab und rief: „Der Kohlenmunkpeter bin ich, das ist ausgemacht, und kein anderer."

Er wunderte sich über sich selbst, daß er gar nicht wehmütig werden konnte, als er jetzt zum erstenmal aus der stillen Heimat, aus den Wäldern, wo er so lange gelebt, auszog. Selbst nicht, als er an seine Mutter dachte, die jetzt wohl hilflos und im Elend saß, konnte er eine Träne aus dem Auge pressen oder nur seufzen; denn es war ihm alles so gleichgültig. „Ach, freilich," sagte er dann, „Tränen und Seufzer, Heimweh und Wehmut kommen ja aus dem Herzen, und Dank dem Holländer Michel, — das meine ist kalt und von Stein."

Er legte seine Hand auf die Brust, und es war ganz ruhig dort und rührte sich nichts. „Wenn er mit den Hunderttausenden so gut Wort hielt wie mit dem Herzen, so soll es mich freuen," sprach er, und fing an, seinen Wagen zu untersuchen. Er fand Kleidungsstücke von aller Art, wie er sie nur wünschen konnte, aber kein Geld. Endlich stieß er auf eine Tasche und fand viele tausend Taler in Gold und Scheinen auf Handlungshäuser in allen großen Städten. „Jetzt hab' ich's, wie ich's wollte," dachte er, setzte sich bequem in die Ecke des Wagens und fuhr in die weite Welt.

Er fuhr zwei Jahre in der Welt umher und schaute aus seinem Wagen links und rechts an den Häusern hinauf, schaute, wenn er anhielt, nichts als das Schild seines Wirtshauses an, lief dann in der Stadt umher und ließ sich die schönsten Merkwürdigkeiten zeigen. Aber es freute ihn nichts, kein Bild, kein Haus, keine Musik, kein Tanz, sein Herz von Stein nahm an nichts Anteil, und seine Augen, seine Ohren waren abgestumpft für alles Schöne. Nichts war ihm mehr geblieben als die Freude an Essen und Trinken und der Schlaf,

und so lebte er, indem er ohne Zweck durch die Welt reiste, zu seiner Unterhaltung speiste und aus Langeweile schlief. Hie und da erinnerte er sich zwar, daß er fröhlicher, glücklicher gewesen sei, als er noch arm war und arbeiten mußte, um sein Leben zu fristen. Da hatte ihn jede schöne Aussicht ins Tal, Musik und Gesang hatten ihn ergötzt, da hatte er sich stundenlang auf die einfache Kost, die ihm die Mutter zu dem Meiler bringen sollte, gefreut. Wenn er so über die Vergangenheit nachdachte, so kam es ihm ganz sonderbar vor, daß er jetzt nicht einmal lachen konnte, und sonst hatte er über den kleinsten Scherz gelacht. Wenn andere lachten, so verzog er nur aus Höflichkeit den Mund, aber sein Herz — lächelte nicht mit. Er fühlte dann, daß er zwar überaus ruhig sei, aber zufrieden fühlte er sich doch nicht. Es war nicht Heimweh oder Wehmut, sondern Öde, Überdruß, freudenloses Leben, was ihn endlich wieder zur Heimat trieb.

Als er von Straßburg herüberfuhr und den dunkeln Wald seiner Heimat erblickte, als er zum erstenmal wieder jene kräftigen Gestalten, jene freundlichen, treuen Gesichter der Schwarzwälder sah, als sein Ohr die heimatlichen Klänge, stark, tief, aber wohltönend, vernahm, da fühlte er schnell an sein Herz, denn sein Blut wallte stärker, und er glaubte, er müsse sich freuen und müsse weinen zugleich, aber — wie konnte er nur so töricht sein, er hatte ja ein Herz von Stein. Und Steine sind tot und lächeln und weinen nicht.

Sein erster Gang war zum Holländer Michel, der ihn mit alter Freundlichkeit aufnahm. „Michel,“ sagte er zu ihm, „gereist bin ich nun und habe alles gesehen, ist aber alles dummes Zeug, und ich hatte nur Langeweile. Überhaupt, Euer steinernes Ding, das ich in der Brust trage, schützt mich zwar vor manchem. Ich erzürne mich nie, bin nie traurig, aber ich freue mich auch nie, und es ist mir, als wenn ich nur halb lebte. Könnet Ihr das Steinherz nicht ein wenig beweglicher machen? oder — gebt mir lieber mein altes Herz! Ich hatte mich in fünfundzwanzig Jahren daran gewöhnt,

und wenn es zuweilen auch einen dummen Streich machte, so war es doch munter und ein fröhliches Herz."

Der Waldgeist lachte grimmig und bitter. „Wenn du einmal tot bist, Peter Munk," antwortete er, „dann soll es dir nicht fehlen; dann sollst du dein weiches rührbares Herz wieder haben, und du kannst dann fühlen, was kommt, Freud' oder Leid. Aber hier oben kann es nicht mehr dein werden! Doch, Peter! gereist bist du wohl, aber so wie du lebtest, konnte es dir nichts nützen. Setze dich jetzt hier irgendwo im Wald, bau' ein Haus, heirate, treibe dein Vermögen um, es hat dir nur an Arbeit gefehlt; weil du müßig warest, hattest du Langeweile, und schiebst jetzt alles auf dieses unschuldige Herz." Peter sah ein, daß Michel recht habe, was den Müßiggang beträfe, und nahm sich vor, reich und immer reicher zu werden. Michel schenkte ihm noch einmal hunderttausend Gulden und entließ ihn als seinen guten Freund.

Bald vernahm man im Schwarzwald die Märe, der Kohlenmunkpeter oder Spielpeter sei wieder da, und noch viel reicher als zuvor. Es ging auch jetzt wie immer; als er am Bettelstab war, wurde er in der Sonne zur Türe hinausgeworfen, und als er jetzt an einem Sonntag Nachmittag seinen ersten Einzug dort hielt, schüttelten sie ihm die Hand, lobten sein Pferd, fragten nach seiner Reise, und als er wieder mit dem dicken Ezechiel um harte Taler spielte, stand er in der Achtung so hoch als je. Er trieb jetzt aber nicht mehr das Glashandwerk, sondern den Holzhandel, aber nur zum Schein. Sein Hauptgeschäft war, mit Korn und Geld zu handeln. Der halbe Schwarzwald wurde ihm nach und nach schuldig, aber er lieh Geld nur auf zehn Prozente aus, oder verkaufte Korn an die Armen, die nicht gleich zahlen konnten, um den dreifachen Wert. Mit dem Amtmann stand er jetzt in enger Freundschaft, und wenn einer Herrn Peter Munk nicht auf den Tag bezahlte, so ritt der Amtmann mit seinen Schergen hinaus, schätzte Haus und Hof, verkaufte es flugs und trieb Vater, Mutter und Kind in den Wald. Anfangs machte dies dem reichen Peter einige Unlust, denn

die armen Ausgepfändeten belagerten dann haufenweise seine Türe, die Männer flehten um Nachsicht, die Weiber suchten das steinerne Herz zu erweichen, und die Kinder winselten um ein Stücklein Brot. Aber als er sich ein paar tüchtige Fleischerhunde angeschafft hatte, hörte diese Katzenmusik, wie er es nannte, bald auf. Er pfiff und hetzte, und die Bettelleute flogen schreiend auseinander. Am meisten Beschwerde machte ihm das „alte Weib". Das war aber niemand anders als Frau Munkin, Peters Mutter. Sie war in Not und Elend geraten, als man ihr Haus und Hof verkauft hatte, und ihr Sohn, als er reich zurückgekehrt war, hatte nicht mehr nach ihr umgesehen. Da kam sie nun zuweilen, alt, schwach und gebrechlich an einem Stock, vor das Haus. Hinein wagte sie sich nimmer, denn er hatte sie einmal weggejagt; aber es tat ihr wehe, von den Guttaten anderer Menschen leben zu müssen, da der eigene Sohn ihr ein sorgloses Alter hätte bereiten können. Aber das kalte Herz wurde nimmer gerührt von dem Anblicke der bleichen, wohlbekannten Züge, von den bittenden Blicken, von der welken, ausgestreckten Hand, von der hinfälligen Gestalt. Mürrisch zog er, wenn sie Sonnabends an die Tür pochte, einen Sechsbätzner hervor, schlug ihn in ein Papier und ließ ihn hinausreichen durch einen Knecht. Er vernahm ihre zitternde Stimme, wenn sie dankte und wünschte, es möge ihm wohl gehen auf Erden, er hörte sie hüstelnd von der Türe schleichen, aber er dachte weiter nicht mehr daran, als daß er wieder sechs Batzen umsonst ausgegeben.

Endlich kam Peter auf den Gedanken, zu heiraten. Er wußte, daß im ganzen Schwarzwald jeder Vater ihm gerne seine Tochter geben werde; aber er war schwierig in seiner Wahl, denn er wollte, daß man auch hierin sein Glück und seinen Verstand preisen sollte; daher ritt er umher im ganzen Wald, schaute hier, schaute dort, und keine der schönen Schwarzwälderinnen deuchte ihm schön genug. Endlich, nachdem er auf allen Tanzböden umsonst nach der Schönsten ausgeschaut hatte, hörte er eines Tages, die Schönste und Tugendsamste im ganzen Wald sei eines armen Holzhauers

Tochter. Sie lebe still und für sich, besorge geschickt und emsig ihres Vaters Haus und lasse sich nie auf dem Tanzboden sehen, nicht einmal zu Pfingsten oder Kirmes. Als Peter von diesem Wunder des Schwarzwaldes hörte, beschloß er, um sie zu werben, und ritt nach der Hütte, die man ihm bezeichnet hatte. Der Vater der schönen Lisbeth empfing den vornehmen Herrn mit Staunen und erstaunte noch mehr, als er hörte, es sei dies der reiche Herr Peter und er wolle sein Schwiegersohn werden. Er besann sich auch nicht lange, denn er meinte, all seine Sorge und Armut werde nun ein Ende haben, sagte zu, ohne die schöne Lisbeth zu fragen, und das gute Kind war so folgsam, daß sie ohne Widerrede Frau Peter Munkin wurde.

Aber es wurde der Armen nicht so gut, als sie sich geträumt hatte. Sie glaubte ihr Hauswesen wohl zu verstehen, aber sie konnte Herrn Peter nichts zu Dank machen, sie hatte Mitleiden mit armen Leuten, und da ihr Eheherr reich war, dachte sie, es sei eine Sünde, einem armen Bettelweib einen Pfennig oder einem alten Mann einen Schnaps zu reichen; aber als Herr Peter dies eines Tages merkte, sprach er mit zürnenden Blicken und rauher Stimme: „Warum verschleuderst du mein Vermögen an Lumpen und Straßenläufer? Hast du was mitgebracht ins Haus, das du wegschenken könntest? Mit deines Vaters Bettelstab kann man keine Suppe wärmen, und wirfst das Geld aus wie eine Fürstin. Noch einmal laß dich betreten, so sollst du meine Hand fühlen!" Die schöne Lisbeth weinte in ihrer Kammer über den harten Sinn ihres Mannes, und sie wünschte oft lieber heim zu sein in ihres Vaters ärmlicher Hütte, als bei dem reichen, aber geizigen, hartherzigen Peter zu hausen. Ach, hätte sie gewußt, daß er ein Herz von Marmor habe und weder sie noch irgend einen Menschen lieben könne, so hätte sie sich wohl nicht gewundert. So oft sie aber jetzt unter der Türe saß und es ging ein Bettelmann vorüber und zog den Hut und hub an seinen Spruch, so drückte sie die Augen zu, das Elend nicht zu schauen, sie ballte die Hand fester, damit sie nicht unwillkürlich in die Tasche

fahre, ein Kreuzerlein herauszulangen. So kam es, daß die schöne Lisbeth im ganzen Wald verschrieen wurde, und es hieß, sie sei noch geiziger als Peter Munk. Aber eines Tages saß Frau Lisbeth wieder vor dem Haus und spann und murmelte ein Liedchen dazu; denn sie war munter, weil es schön Wetter und Herr Peter ausgeritten war über Feld. Da kommt ein altes Männlein des Weges daher, der trägt einen großen, schweren Sack, und sie hört ihn schon von weitem keuchen. Teilnehmend sieht ihm Frau Lisbeth zu und denkt, einem so alten kleinen Mann sollte man nicht mehr so schwer aufladen.

Indes keucht und wankt das Männlein heran, und als es gegenüber von Frau Lisbeth war, brach es unter dem Sack beinahe zusammen. „Ach, habt die Barmherzigkeit, Frau, und reichet mir nur einen Trunk Wasser," sprach das Männlein; „ich kann nicht weiter, muß elend verschmachten."

„Aber Ihr solltet in Eurem Alter nicht mehr so schwer tragen," sagte Frau Lisbeth.

„Ja, wenn ich nicht Boten gehen müßte, der Armut halber und um mein Leben zu fristen," antwortete er; „ach, so eine reiche Frau wie Ihr weiß nicht, wie wehe Armut tut, und wie wohl ein frischer Trunk bei solcher Hitze."

Als sie dies hörte, eilte sie ins Haus, nahm einen Krug vom Gesims und füllte ihn mit Wasser; doch als sie zurückkehrte und nur noch wenige Schritte von ihm war und das Männlein sah, wie es so elend und verkümmert auf dem Sack saß, da fühlte sie inniges Mitleid, bedachte, daß ja ihr Mann nicht zu Hause sei, und so stellte sie den Wasserkrug beiseite, nahm einen Becher und füllte ihn mit Wein, legte ein gutes Roggenbrot darauf und brachte es dem Alten. „So, und ein Schluck Wein mag Euch besser frommen als Wasser, da Ihr schon so gar alt seid," sprach sie; aber trinket nicht so hastig und esset auch Brot dazu."

Das Männlein sah sie staunend an, bis große Tränen in seinen alten Augen standen, er trank und sprach dann: „Ich bin alt ge-

worden, aber ich hab' wenige Menschen gesehen, die so mitleidig wären und ihre Gaben so schön und herzig zu spenden wußten wie Ihr, Frau Lisbeth. Aber es wird Euch dafür auch recht wohl gehen auf Erden; solch ein Herz bleibt nicht unbelohnt."

„Nein, und den Lohn soll sie zur Stelle haben," schrie eine schreckliche Stimme, und als sie sich umsahen, war es Herr Peter mit blutrotem Gesicht.

„Und sogar meinen Ehrenwein gießest du aus an Bettelleute, und meinen Mundbecher gibst du an die Lippen der Straßenläufer? Da! nimm deinen Lohn!" Frau Lisbeth stürzte zu seinen Füßen und bat um Verzeihung, aber das steinerne Herz kannte kein Mitleid, er drehte die Peitsche um, die er in der Hand hielt, und schlug sie mit dem Handgriff von Ebenholz so heftig vor die schöne Stirne, daß sie leblos dem alten Mann in die Arme sank. Als er dies sah, war es doch, als reuete ihn die Tat auf der Stelle; er bückte sich herab, zu schauen, ob noch Leben in ihr sei, aber das Männlein sprach mit wohlbekannter Stimme: „Gib dir keine Mühe, Kohlenpeter; es war die schönste und lieblichste Blume im Schwarzwald, aber du hast sie zertreten, und nie mehr wird sie wieder blühen."

Da wich alles Blut aus Peters Wangen, und er sprach: „Also Ihr seid es, Herr Schatzhauser? Nun, was geschehen ist, ist geschehen, und es hat wohl so kommen müssen. Ich hoffe aber, Ihr werdet mich nicht bei dem Gericht anzeigen als Mörder."

„Elender!" erwiderte das Glasmännlein. „Was würde es mir frommen, wenn ich deine sterbliche Hülle an den Galgen brächte? Nicht irdische Gerichte sind es, die du zu fürchten hast, sondern andere und strengere; denn du hast deine Seele an den Bösen verkauft."

„Und hab' ich mein Herz verkauft," schrie Peter, „so ist niemand daran schuld als du und deine betrügerischen Schätze; du tückischer Geist hast mich ins Verderben geführt, mich getrieben, daß ich bei einem andern Hilfe suchte, und auf dir liegt die ganze Verantwortung." Aber kaum hatte er dies gesagt, so wuchs und schwoll das Glasmännlein und wurde hoch und breit, und seine Augen sollen so groß

gewesen sein wie Suppenteller, und sein Mund war wie ein geheizter Backofen, und Flammen blitzten daraus hervor. Peter warf sich auf die Kniee, und sein steinernes Herz schützte ihn nicht, daß nicht seine Glieder zitterten wie eine Espe. Mit Geierskrallen packte ihn der Waldgeist im Nacken, drehte ihn um, wie ein Wirbelwind dürres Laub, und warf ihn dann zu Boden, daß ihm alle Rippen knackten. „Erdenwurm!" rief er mit einer Stimme, die wie der Donner rollte; „ich könnte dich zerschmettern, wenn ich wollte, denn du hast gegen den Herrn des Waldes gefrevelt. Aber um dieses toten Weibes willen, die mich gespeist und getränkt hat, gebe ich dir acht Tage Frist. Bekehrst du dich nicht zum Guten, so komme ich und zermalme dein Gebein, und du fährst hin in deinen Sünden."

Es war schon Abend, als einige Männer, die vorbeigingen, den reichen Peter Munk an der Erde liegen sahen. Sie wandten ihn hin und her und suchten, ob noch Atem in ihm sei, aber lange war ihr Suchen vergebens. Endlich ging einer in das Haus und brachte Wasser herbei und besprengte ihn. Da holte Peter tief Atem, stöhnte und schlug die Augen auf, schaute lange um sich her und fragte dann nach Frau Lisbeth, aber keiner hatte sie gesehen. Er dankte den Männern für ihre Hilfe, schlich sich in sein Haus und schaute sich um, aber Frau Lisbeth war weder im Keller noch auf dem Boden, und das, was er für einen schrecklichen Traum gehalten, war bittere Wahrheit. Wie er nun so ganz allein war, da kamen ihm sonderbare Gedanken; er fürchtete sich vor nichts, denn sein Herz war ja kalt; aber wenn er an den Tod seiner Frau dachte, kam ihm sein eigenes Hinscheiden in den Sinn, und wie belastet er dahinfahren werde, schwer belastet mit Tränen der Armen, mit tausend ihrer Flüche, die sein Herz nicht erweichen konnten, mit dem Jammer der Elenden, auf die er seine Hunde gehetzt, belastet mit der stillen Verzweiflung seiner Mutter, mit dem Blute der schönen guten Lisbeth; und konnte er doch nicht einmal dem alten Mann, ihrem Vater, Rechenschaft geben, wenn er käme und fragte: „Wo ist meine Tochter, dein Weib?" Wie wollte er einem andern Frage stehen,

dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören, und die Leben der Menschen?

Es quälte ihn auch nachts im Traume, und alle Augenblicke wachte er auf an einer süßen Stimme, die ihm zurief: „Peter, schaff' dir ein wärmeres Herz!" Und wenn er erwacht war, schloß er doch schnell wieder die Augen, denn der Stimme nach mußte es Frau Lisbeth sein, die ihm diese Warnung zurief. Den andern Tag ging er ins Wirtshaus, um seine Gedanken zu zerstreuen, und dort traf er den dicken Ezechiel. Er setzte sich zu ihm, sie sprachen dies und jenes, vom schönen Wetter, vom Krieg, von den Steuern und endlich auch vom Tod, und wie da und dort einer so schnell gestorben sei. Da fragte Peter den Dicken, was er denn vom Tod halte, und wie es nachher sein werde. Ezechiel antwortete ihm, daß man den Leib begrabe, die Seele aber fahre entweder auf zum Himmel oder hinab in die Hölle.

„Also begräbt man das Herz auch?" fragte der Peter gespannt.

„Ei freilich, das wird auch begraben."

„Wenn aber einer sein Herz nicht mehr hat?" fuhr Peter fort.

Ezechiel sah ihn bei diesen Worten schrecklich an. „Was willst du damit sagen? Willst du mich foppen? Meinst du, ich habe kein Herz?"

„O, Herz genug, so fest wie Stein," erwiderte Peter.

Ezechiel sah ihn verwundert an, schaute sich um, ob es niemand gehört habe, und sprach dann: „Woher weißt du es? Oder pocht vielleicht das deinige auch nicht mehr?"

„Pocht nicht mehr, wenigstens nicht hier in meiner Brust!" antwortete Peter Munk. „Aber sag' mir, da du jetzt weißt, was ich meine, wie wird es gehen mit unseren Herzen?"

„Was kümmert dich dies, Gesell?" fragte Ezechiel lachend. „Hast ja auf Erden vollauf zu leben, und damit genug. Das ist ja gerade das Bequeme in unsern kalten Herzen, daß uns keine Furcht befällt vor solchen Gedanken."

„Wohl wahr, aber man denkt doch daran, und wenn ich auch jetzt keine Furcht mehr kenne, so weiß ich doch wohl noch, wie sehr

ich mich vor der Hölle gefürchtet, als ich noch ein kleiner unschuldiger Knabe war."

„Nun — gut wird es uns gerade nicht gehen," sagte Ezechiel. „Hab' mal einen Schulmeister darüber gefragt, der sagte mir, daß nach dem Tod die Herzen gewogen werden, wie schwer sie sich versündiget hätten. Die leichten steigen auf, die schweren sinken hinab, und ich denke, unsere Steine werden ein gutes Gewicht haben."

„Ach freilich," erwiderte Peter, „und es ist mir oft selbst unbequem, daß mein Herz so teilnahmlos und ganz gleichgültig ist, wenn ich an solche Dinge denke."

So sprachen sie; aber in der nächsten Nacht hörte er fünf oder sechsmal die bekannte Stimme in sein Ohr lispeln: „Peter, schaff' dir ein wärmeres Herz!" Er empfand keine Reue, daß er sie getötet, aber wenn er dem Gesinde sagte, seine Frau sei verreist, so dachte er immer dabei: „Wohin mag sie wohl gereist sein?" Sechs Tage hatte er es so getrieben, und immer hörte er nachts diese Stimme, und immer dachte er an den Waldgeist und seine schreckliche Drohung; aber am siebenten Morgen sprang er auf von seinem Lager und rief: „Nun ja, will sehen, ob ich mir ein wärmeres schaffen kann, denn der gleichgültige Stein in meiner Brust macht mir das Leben nur langweilig und öde." Er zog schnell seinen Sonntagsstaat an und setzte sich auf sein Pferd und ritt dem Tannenbühl zu.

Im Tannenbühl, wo die Bäume dichter standen, saß er ab, band sein Pferd an und ging schnellen Schrittes dem Gipfel des Hügels zu, und als er vor der dicken Tanne stand, hub er seinen Spruch an:

„Schatzhauser im grünen Tannenwald,
Bist viele hundert Jahre alt.
Dein ist all' Land, wo Tannen stehen,
Läßt dich nur Sonntagskindern sehen."

Da kam das Glasmännlein hervor, aber nicht freundlich und traulich wie sonst, sondern düster und traurig; es hatte ein Röcklein an von schwarzem Glas, und ein langer Trauerflor flatterte herab vom Hut, und Peter wußte wohl, um wen es traure.

„Was willst du von mir, Peter Munk?“ fragte es mit dumpfer Stimme.

„Ich hab' noch einen Wunsch, Herr Schatzhauser,“ antwortete Peter mit niedergeschlagenen Augen.

„Können Steinherzen noch wünschen?“ sagte jener. „Du hast alles, was du für deinen schlechten Sinn bedarfst, und ich werde schwerlich deinen Wunsch erfüllen.“

„Aber Ihr habt mir doch drei Wünsche zugesagt; einen hab' ich immer noch übrig.“

„Doch kann ich ihn versagen, wenn er töricht ist,“ fuhr der Waldgeist fort; „aber wohlan, ich will hören, was du willst?“

„So nehmet mir den toten Stein heraus und gebet mir mein lebendiges Herz,“ sprach Peter.

„Hab' ich den Handel mit dir gemacht?“ fragte das Glasmännlein. „Bin ich der Holländer Michel, der Reichtum und kalte Herzen schenkt? Dort, bei ihm mußt du dein Herz suchen.“

„Ach, er gibt es nimmer zurück,“ antwortete Peter.

„Du dauerst mich, so schlecht du auch bist,“ sprach das Männlein nach einigem Nachdenken. „Aber weil dein Wunsch nicht töricht ist, so kann ich dir wenigstens meine Hilfe nicht versagen. So höre. Dein Herz kannst du mit keiner Gewalt mehr bekommen, wohl aber durch List, und es wird vielleicht nicht schwer halten; denn Michel bleibt doch nur der dumme Michel, obgleich er sich ungemein klug dünkt. So gehe denn geradeswegs zu ihm hin und tue, wie ich dir heiße.“ Und nun unterrichtete er ihn in allem und gab ihm ein Kreuzlein aus reinem Glas: „Am Leben kann er dir nicht schaden, und er wird dich freilassen, wenn du ihm dies vorhalten und dazu beten wirst. Und hast du dann, was du verlangt hast, erhalten, so komm wieder zu mir an diesen Ort.“

Peter Munk nahm das Kreuzlein, prägte sich alle Worte ins Gedächtnis und ging weiter nach Holländer Michels Behausung. Er rief dreimal seinen Namen, und alsobald stand der Riese vor ihm. „Du hast dein Weib erschlagen?“ fragte er ihn mit schreck-

lichem Lachen. „Hätt' es auch so gemacht, sie hat dein Vermögen an das Bettelvolk gebracht. Aber du wirst auf einige Zeit außer Landes gehen müssen, denn es wird Lärm machen, wenn man sie nicht findet, und du brauchst wohl Geld und kommst, um es zu holen?"

„Du hast's erraten," erwiderte Peter, „und nur recht viel diesmal, denn nach Amerika ist's weit."

Michel ging voran und brachte ihn in seine Hütte, dort schloß er eine Truhe auf, worin viel Geld lag, und langte ganze Rollen Gold heraus. Während er es so auf den Tisch hinzählte, sprach Peter: „Du bist ein loser Vogel, Michel, daß du mich belogen hast, ich hätte einen Stein in der Brust, und du habest mein Herz!"

„Und ist es denn nicht so?" fragte Michel staunend. „Fühlst du denn dein Herz? Ist es nicht kalt wie Eis? Hast du Furcht oder Gram, kann dich etwas reuen?"

„Du hast mein Herz nur stillestehen lassen, aber ich hab' es noch wie sonst in meiner Brust und Ezechiel auch, der hat es mir gesagt, daß du uns angelogen hast; du bist nicht der Mann dazu, der einem das Herz so unbemerkt und ohne Gefahr aus der Brust reißen könnte; da müßtest du zaubern können."

„Aber ich versichere dich," rief Michel unmutig, „du und Ezechiel und alle reichen Leute, die es mit mir gehalten, haben solche kalte Herzen wie du, und ihre rechten Herzen habe ich hier in meiner Kammer."

„Ei, wie dir das Lügen von der Zunge geht!" lachte Peter. „Das mach' du einem andern weis, meinst du, ich hab' auf meinen Reisen nicht solche Kunststücke zu Dutzenden gesehen? Aus Wachs nachgeahmt sind deine Herzen hier in der Kammer. Du bist ein reicher Kerl, das geb' ich zu; aber zaubern kannst du nicht."

Da ergrimmte der Riese und riß die Kammertüre auf. „Komm herein und lies die Zettel alle, und jenes dort, schau', das ist Peter Munks Herz; siehst du, wie es zuckt? Kann man das auch aus Wachs machen?"

„Und doch ist es aus Wachs," antwortete Peter. „So schlägt ein rechtes Herz nicht, ich habe das meinige noch in der Brust. Nein, zaubern kannst du nicht!"

„Aber ich will es dir beweisen!" rief jener ärgerlich. „Du sollst es selbst fühlen, daß dies dein Herz ist." Er nahm es, riß Peters Wams auf und nahm einen Stein aus seiner Brust und zeigte ihn vor. Dann nahm er das Herz, hauchte es an und setzte es behutsam an seine Stelle, und alsobald fühlte Peter, wie es pochte, und er konnte sich wieder darüber freuen.

„Wie ist es dir jetzt?" fragte Michel lächelnd.

„Wahrhaftig, du hast doch recht gehabt," antwortete Peter, indem er behutsam sein Kreuzlein aus der Tasche zog. „Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß man dergleichen tun könne!"

„Nicht wahr? Und zaubern kann ich, das siehst du! aber komm, jetzt will ich dir den Stein wieder hineinsetzen."

„Gemach, Herr Michel!" rief Peter, trat einen Schritt zurück und hielt ihm das Kreuzlein entgegen. „Mit Speck fängt man Mäuse, und diesmal bist du der Betrogene." Und zugleich fing er an zu beten, was ihm nur beifiel.

Da wurde Michel kleiner und immer kleiner, fiel nieder und wand sich hin und her wie ein Wurm, und ächzte und stöhnte, und alle Herzen umher fingen an zu zucken und zu pochen, daß es tönte wie in der Werkstatt eines Uhrmachers. Peter aber fürchtete sich, es wurde ihm ganz unheimlich zu Mut, er rannte zur Kammer und zum Haus hinaus und klimmte, von Angst getrieben, die Felsenwand hinan; denn er hörte, daß Michel sich aufraffte, stampfte und tobte und ihm schreckliche Flüche nachschickte. Als er oben war, lief er dem Tannenbühl zu; ein schreckliches Wetter zog auf, Blitze fielen links und rechts an ihm nieder und zerschmetterten die Bäume, aber er kam wohlbehalten in dem Revier des Glasmännleins an.

Sein Herz pochte freudig und nur darum, *weil es pochte*. Dann aber sah er mit Entsetzen auf sein Leben zurück, wie auf das Gewitter, das hinter ihm rechts und links den schönen Wald zer-

splitterte. Er dachte an Frau Lisbeth, sein schönes, gutes Weib, das er aus Geiz gemordet, er kam sich selbst wie der Auswurf der Menschen vor, und er weinte heftig, als er an Glasmännleins Hügel kam.

Schatzhauser saß unter dem Tannenbaum und rauchte aus seiner kleinen Pfeife, doch sah er munterer aus als zuvor. „Warum weinst du, Kohlenpeter?" fragte er. „Hast du dein Herz nicht erhalten? Liegt noch das kalte in deiner Brust?"

„Ach, Herr!" seufzte Peter. „Als ich noch das kalte Steinherz trug, da weinte ich nie, meine Augen waren so trocken als das Land im Juli; jetzt aber will es mir beinahe das alte Herz zerbrechen, was ich getan! Meine Schuldner habe ich ins Elend gejagt, auf Arme und Kranke die Hunde gehetzt, und Ihr wißt es ja selbst — wie meine Peitsche auf ihre schöne Stirne fiel!"

„Peter! Du warst ein großer Sünder!" sprach das Männlein. „Das Geld und der Müßiggang haben dich verderbt, bis dein Herz zu Stein wurde, nicht Freud', nicht Leid, keine Reue, kein Mitleid mehr kannte. Aber Reue versöhnt, und wenn ich nur wüßte, daß dir dein Leben recht leid tut, so könnte ich schon noch was für dich tun."

„Will nichts mehr," antwortete Peter und ließ traurig sein Haupt sinken. „Mit mir ist es aus; kann mich mein Lebtag nicht mehr freuen; was soll ich so allein auf der Welt tun? Meine Mutter verzeiht mir nimmer, was ich ihr getan, und vielleicht hab' ich sie unter den Boden gebracht, ich Ungeheuer! Und Lisbeth, meine Frau! Schlaget mich lieber auch tot, Herr Schatzhauser, dann hat mein elend Leben mit einmal ein Ende."

„Gut," erwiderte das Männlein, „wenn du nicht anders willst, so kannst du es haben; meine Axt habe ich bei der Hand." Er nahm ganz ruhig sein Pfeiflein aus dem Mund, klopfte es aus und steckte es ein. Dann stand er langsam auf und ging hinter die Tannen. Peter aber setzte sich weinend ins Gras, sein Leben war ihm nichts mehr, und er erwartete geduldig den Todesstreich. Nach einiger Zeit hörte er leise Tritte hinter sich und dachte: „Jetzt wird er kommen."

„Schau' dich noch einmal um, Peter Munk!" rief das Männlein. Er wischte sich die Tränen aus den Augen und schaute sich um und sah — seine Mutter und Lisbeth, seine Frau, die ihn freundlich anblickten. Da sprang er freudig auf: „So bist du nicht tot, Lisbeth? Und auch Ihr seid da, Mutter, und habt mir vergeben?"

„Sie wollen dir verzeihen," sprach das Glasmännlein, „weil du wahre Reue fühlst, und alles soll vergessen sein. Zieh jetzt heim in deines Vaters Hütte und sei ein Köhler wie zuvor; bist du brav und bieder, so wirst du dein Handwerk ehren, und deine Nachbarn werden dich mehr lieben und achten, als wenn du zehn Tonnen Goldes hättest." So sprach das Glasmännlein und nahm Abschied von ihnen.

Die drei lobten und segneten ihn und gingen heim.

Das prachtvolle Haus des reichen Peter stand nicht mehr; der Blitz hatte es angezündet und mit allen seinen Schätzen niedergebrannt; aber nach der väterlichen Hütte war es nicht weit; dorthin ging jetzt ihr Weg, und der große Verlust bekümmerte sie nicht.

Aber wie staunten sie, als sie an die Hütte kamen! Sie war zu einem schönen Bauernhaus geworden, und alles darin war einfach, aber gut und reinlich.

„Das hat das gute Glasmännlein getan!" rief Peter.

„Wie schön!" sagte Frau Lisbeth. „Und hier ist mir viel heimischer als in dem großen Haus mit dem vielen Gesinde."

Von jetzt an wurde Peter Munk ein fleißiger und wackerer Mann. Er war zufrieden mit dem, was er hatte, trieb sein Handwerk unverdrossen, und so kam es, daß er durch eigene Kraft wohlhabend wurde und angesehen und beliebt im ganzen Wald. Er zankte nie mehr mit Frau Lisbeth, ehrte seine Mutter und gab den Armen, die an seine Türe pochten. Als nach Jahr und Tag Frau Lisbeth von einem schönen Knaben genas, ging Peter nach dem Tannenbühl und sagte sein Sprüchlein. Aber das Glasmännlein zeigte sich nicht. „Herr Schatzhauser!" rief er laut, „hört mich doch; ich will ja nichts anderes, als Euch zu Gevatter bitten bei meinem

Söhnlein!" Aber es gab keine Antwort; nur ein kurzer Windstoß sauste durch die Tannen und warf einige Tannenzapfen herab ins Gras. „So will ich dies zum Andenken mitnehmen, weil Ihr Euch doch nicht sehen lassen wollet," rief Peter, steckte die Zapfen in die Tasche und ging nach Hause; aber als er zu Hause das Sonntagswams auszog und seine Mutter die Taschen umwandte und das Wams in den Kasten legen wollte, da fielen vier stattliche Geldrollen heraus, und als man sie öffnete, waren es lauter gute, neue badische Taler, und kein einziger falscher darunter. Und das war das Patengeschenk des Männleins im Tannenwald für den kleinen Peter.

So lebten sie still und unverdrossen fort, und noch oft nachher, als Peter Munk schon graue Haare hatte, sagte er: „Es ist doch besser, zufrieden zu sein mit wenigem, als Gold und Güter haben, und ein kaltes Herz."



Das Abenteuer von der Sohle,

oder

Wie es einem deutschen Poeten auf dem Kapitol ergangen.

Von **Wilhelm Waiblinger.**

Ach, ums Himmels willen! war mein erstes Wort, als ich heute früh erwachte. Mein Freund Scaramuzza, der auf meinem Zimmer sich bereits rasierte, sah mich erschrocken an, und es fehlte wenig, so hätte er sich empfindlich ins Kinn geschnitten. „Du beginnst deinen Tag," sagte er, „mit einem hübschen Vorzeichen. Was fährt dir denn schon durch den Kopf, daß du so seufzest?" — O Freund, rief ich, warum sollte es nicht mein erster Gedanke sein, was gestern abend mein letzter war und was mich peinigend ins milde Reich der Träume hinüber begleitete. — „Ich weiß nicht, was du hast, es scheint mir, als wärest du reif fürs Irrenhaus!" — Ach nein, noch nicht! O, ums Himmels willen! — „Du bist nicht bei Trost? Was fällt dir ein!" — Was mir einfällt? O, mir fällt ein schrecklicher Gedanke ein! Ich muß heut' einen Besuch machen! — „Und sonst nichts, du bist ein Narr!" — Das ist gleich gesagt, ein Narr! Aber du weißt nicht, was das für lange Auftritte kosten wird. — „Und warum denn?" — Du fragst närrisch, stelle dir vor, ich muß mich in Putz werfen! — „Und das ist alles?" — Alles, leider! o, das ist so viel, als wenn man ein altes römisches Ruinenstück modern anweißen, mit Jalousieläden und einem Wetterableiter dekorieren wollte! — Kurzsichtiger Mensch! Wo werde ich ein weißes Halstuch, wo eine Weste, wo Vatermörder, wo all' das Zeug finden, das ich nötig habe? Und wer wird mich anziehen? — O Scaramuzza! es fällt mir manchmal so ein, es wäre doch gut, wenn ich eine Frau hätte; ich meine, alsdann hätte ich doch nicht mehr so viel zu denken

und meine Frau müßte im Gedächtnis behalten, wie viel ich Tücher in die Wäsche gebe. O Lieber, verlaß mich nicht in dieser Not, stehe mir bei und hilf mir mit deiner Geschicklichkeit und deinem Wissen!



W. Waiblinger

ich will dich dafür geduldig anhören, wenn du pfeifst und singst einen ganzen Abend lang, und wenn du mir vorliesest und ich schlafe, so will ich dir dennoch aufmerksam zuhören! — „Du bist ein Un-

verschämter!" — Nein, mein lieber Cecchino, höre mich an, ich will eine ganze Komödie von Goldoni aushalten. — „Wann hast du denn diesen so wichtigen Besuch zu machen?" — Ach, heute abend, Cecchino, so um 6 Uhr muß ich mich ankleiden! — „Und wohin gehst du dann?" — Zum Herrn von X. aufs Kapitol! Du weißt, es ist der vorzüglichste Herr und der humanste auf der Welt! Aber das Zeremoniell, und es ist wegen den andern! Er, glaub' ich, nähm' es gleichgültig! Aber die andern, wie würden sie die Nasen rümpfen, wie auf mich herabblicken, du kennst sie ja, wie sie sind. Die Vornehmen selbst sind oft zehnmal weniger zeremoniell als die, welche ihnen den Hof machen. — „Nun, ich komme bis dahin aus dem Vatikan zurück." — O du Engel! Ist's wahr, daß du mich nicht in dieser grenzenlosen Bedrängnis verlassen willst? — Er versprach's und ließ mich allein. Nun war ich zufrieden.

Der Tag zerfloß mir im süßesten Genuß der Muse. Noch erfüllt von den Wonnen der Sabinergebirge und meines verborgenen Elysiums, träumt' ich mich in etlichen Liedern, die ich schrieb, wieder in jene Fernen hinüber und baute mir dort unter dem Schatten von Limonen und Feigen eine Hütte, wo ich nicht allein, wie bisher auf diesen unglücklichen Wanderungen durchs wilde Leben, sondern mit einem Wesen lebte, in dem sich die ganze Milde und Schönheit des hesperischen Himmels, die ganze Fülle und aller Reiz italienischer Natur abspiegelte. Schon hab' ich meine Lieder geendet und bleibe noch lange versunken und vertieft in diesem unendlichen Rauschen und Wogen von Gedanken und Empfindungen, ins Meer dieses unüberschwänglichen Glücks, das ich träumend und dichtend genieße, als mein Freund mich weckt, indem er mit gewaltigem Geräusch in mein Zimmer herein kommt.

So, da bin ich, ruft er, hast du alles gerüstet? — „Was gerüstet?" — Potz tausend, du erfreust mich! Wo ist Hemd, Halstuch, wo — „Hemd, Halstuch?" — Ich glaube, du schläfst noch? — „Mein Kind, ich schlafe nicht! Aber was willst du denn von mir?" — Was ich von dir will? Wirst du denn die Visite nicht machen? — „Ach

ja, mir fällt ein, ich wollte eine Visite auf dem Kapitol machen, ich wollte es heute früh! Aber sieh, ich denke nun, daß ich's auch morgen tun könnte, wenn das Wetter günstiger ist. Es ist so ein weiter Weg dahin, und es ist auch schon zu spät!" — Zu spät? Eine Stunde früher, als du gehn wolltest, das beste Wetter auf der Welt, aber du der nachlässigste und trägste Mensch! — „Du hast recht, ich bin zuweilen etwas träg, besonders wenn's ans Putzen und Anziehen geht, aber siehe, Freund, ich bin nun auch nicht gestimmt, ich bin zu sehr in Gedanken, ich könnte eine zu schlechte Figur machen — es wird mir wohl besser sein, wenn ich ein andermal gehe." — Aber der Herr v. X. reist ab! — „Es ist wahr, daß er abreist, es fällt mir nun auch ein, allein was machen wir?" — Bist du doch wie von Leim! Du ziehst dich augenblicklich an, und machst die Visite. — „Aber lieber, lieber Freund, bedenke." — Hier ist nichts zu bedenken! Schnell, hast du einen weißen Hemdkragen? — „Nein, Freund!" — Laß sehen! — Damit machte sich mein lieber Hausgenosse an die Kommode und suchte nach. — Ei, rief er, du hast ja Hemd und Hemdkragen! — „Desto besser, Scaramuzza, so brauchst du mir nichts zu borgen."

Nun ging's an ein Bürsten und Falten und Steifen und Legen, daß mir noch die Pein davon im Herzen geblieben. Das Hemd hatte den Knopf verloren, und der Helfer fragte nach der Tuchnadel. „Bester Freund," antwortete ich, „du fragst mich nach etwas, was nicht vorhanden ist; ich wollte mir eine kaufen, aber sie sagten mir, ich würde sie doch nur verlieren, und so hab' ich's unterbleiben lassen. Jedoch wird die Padrona (Hausfrau) der Stecknadeln genug haben, und so eine ist, denk' ich, gut genug für mich." Die Padrona brachte in der Tat auch eine herbei, und sie wurde sofort von meinem dienstbaren Freund angeheftet und mit vieler Kunst verborgen. Nun ging's ans Halstuch. Das erste wollte ihm nicht gefallen, das ist ja voll Tintenflecken, behauptete er, und es wird Mühe kosten, die Seiten zu verbergen, wo es durch deine Unreinlichkeit beschmutzt ist! — „Nenne nicht Unreinlichkeit, mein Teurer, was sich mir von

irdischem Stoff in der Stunde der Begeisterung an meine Kleider und an alle meine Umgebungen ansetzt. Es ist das bloß ein sympathetisches ..." — Schweige und gib ein anderes Halstuch, denn das ist unbrauchbar. — Zum Glück fand er ein anderes und besseres, und so wurd' es mir um den Hals gedreht und gewunden, daß ich ausrief: „O Lieber, soll denn das durchaus meine letzte Stunde sein? willst du mich erdrosseln?" Aber da war keine Hilfe. Kaum war es angeknüpft, als mein Freund ausrief: O, du hast dich ja nicht rasieren lassen! so kannst du nicht auftreten, ich muß dir das Halstuch wieder abnehmen.

Aber jetzt in der Todesangst begann ich: „Ich beschwöre dich bei dem Heiligsten, was du kennst, bei allem, was im Himmel und auf Erden ist, ich beschwöre dich bei dem ersten Bart, den du mir abnahmst, laß mich ungeschoren!"

Diese Bitte machte Eindruck und erweckte Teilnahme, denn ich hatte mit einer humanen Seele zu tun. Die Weste wurde jetzt gesucht, aber vergebens. Die Padrona kam herbei, um Hilfe zu leisten. Nach langem Forschen ward sie glücklich entdeckt, sie war von meinem Dante breitgedrückt. Wiewohl das geübte Auge meines Garderobegehilfen da und dort Stellen entdecken wollte, welche mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuten lassen, daß besagte gelbe Weste dem Dichter schon mehrmal am Leib gelegen, während er begeistert war, so wurde doch dahin abgestimmt, daß er sie wohl tragen könne und daß sie zum übrigen Kostüm ohne weiteres passe. Jetzt kam aber ein wichtiger Punkt, ich meine die Hosen. Hier hatte man so viel auszusetzen, daß man schlechterdings sie für untauglich erklärte und nach andern suchte. Allein die übrigen waren teils nicht gewaschen, und zwei Paar, die sich der Dichter gekauft, waren, als er sie anzog, um einen Schuh zu kurz, und die schwarzen Winter- und Galahosen sahen schamrot aus, nicht über ihr Alter, sondern über ihre Strapazen und den unordentlichen Herrn. Dennoch blieb nach reifem Überdenken nichts übrig, als mit denen, die ich am Leibe hatte, oder lieber gar als Sanscülotte den Besuch zu machen. Das erstere wurde

vorgezogen und dabei als ein wichtiger Grund angeführt, daß es der Nacht zugehe und, bis ich vorgelassen werde, bereits Lichter angezündet seien. Die Padrona jedoch bemerkte am linken Fuß noch ein kleines Loch von etlichen Zollen, was sie vermeinte vorher zunähen zu müssen, und es fiel mir ein, daß mir's auch vor einigen Wochen in den Sabinergebirgen eine Frau bemerkte. Ich gestattete ihr also, meinen Fuß auf einen Sessel stellend, es pünktlich zuzunähen, während ich meinem Freund sagte: „Wahrlich, nun bringt mir dieser kleinliche Umstand wieder das ganze Bild jenes Zauberlebens zurück, das sich in jenen echt dichterischen Tagen in und außer mir bewegte; ich spann mir in jenen arkadischen Bergen ein Gedicht aus, das, wenn es zustande kommen sollte, gewiß an Leben, Frische und Wahrheit alle übertreffen sollte, die von seiner Art Italien bereichert — ja, mein Lieber, ich darf nur beginnen — hier ist die Skizze, die ich dir ins Italienische übersetzen will." Damit eilt' ich an den Tisch und wollte eben ein Buch aufschlagen, als die Padrona in ein Zetergeschrei und der Freund in ein Gelächter ausbrach, das meine Eitelkeit zuerst auf meinen poetischen Plan bezog. Allein ich merkte bald den unwürdigen Grund dieses Geschreies, indem die Frau nach ihrer Nadel rief und ich mich erinnerte, daß ich im Begriff war, meine Hosen von ihr flicken zu lassen. Ich mußte also nachgeben, wiewohl ich versprach, jenen Entwurf nach abgelegter Visite ins Italienische zu übersetzen, und es entstand nun, nachdem das kleine, von den Sabinergesträuchen vierzig Meilen von hier zustande gebrachte Loch aufs anmutigste zugeflickt war, die ernsthafte Frage, was ich zu meiner Fußbekleidung wählen müsse.

Man fand ein Paar Schuhe von gutem Leder, allein sie waren seit der Gebirgsreise weder getragen noch geputzt worden und man hatte deswegen den klassischen Boden daran zu tadeln, welcher sich dergestalt an sie angesetzt hatte, daß ich selbst sagte, die halbe Via Praenestina hange noch daran. Man machte also Gebrauch vom andern Paar, woran aber das Band zerrissen war. In dieser Not, wie schon so oft in meinem abenteuerlichen Leben, erschien unver-

sehens eine Hilfe, die alles ins reine brachte. Scaramuzza trug seine grauen Kamaschen herbei, welche die vom Unglimpf der Zeit getroffenen Teile der Schuhe vollkommen bedecken und dem Auge der schadenfrohen Landsleute entziehen konnten. Allein zuvor mußte von der Padrona ein Lederriemen angenäht werden, und als dieses Geschäft beendet, war auch der ganze Mann fertig. Ich befahl also der Alten, den Spiegel etwas zu reinigen, damit ich meine ganze Figur von Kopf zu Füßen in verschiedenen Bewegungen betrachten und mit dem Ideal vergleichen konnte, das ich von meiner Person und überhaupt einem feinen Herrn im Kopfe habe. Es ward fast alles aufs beste angeordnet befunden, nun der schwarze Frack angezogen und, weil er auf dem Rücken von gestern abend weiß war, durch den Freund säuberlich gebürstet. So war denn der schwere Strauß überstanden, und ich wurde ermahnt, mich auf den Weg zu machen. Wiewohl ich behauptete, daß ich mich auf einige Zeit vor dem Fenster vor den Nachbarn und Nachbarinnen sehen lassen müsse, um sie durch meine gänzliche Verwandlung in Verwirrung zu setzen, so schob man mich doch zur Türe hinaus, wünschte mir Glück zur Reise, und ich ging nun wie ein aus dem Türkischen ins feinste moderne Französisch übersetztes Heldengedicht aus dem Hause. Nichts natürlicher, als daß ich den kleinen Umweg über den Korso machte, wo ich sehen oder gesehen werden konnte, und wo ich meine Figur mit dem ersten Stutzer zu messen und zu vergleichen gesonnen war.

So oft ich den Korso auf und ab wandle, und wenn's Jahre lang geschieht, macht der Hintergrund des Kapitols und die malerische Masse von alter Architektur, der Turm und die Kirche Ara Coeli einen tiefen Eindruck auf mich, und ich fühle stets das Glück, das so wenige fühlen, das Glück in Rom zu sein, mit einem Feuer von Empfindung und einer Fülle von Gedanken, die alle meine Leiden, selbst all meine wenigen Freuden aus der Seele hinwegweht. — So mit aller Seele und allen Gedanken der Gewalt dieses nie geschwächten, immer wieder neuen Anblicks hingegeben, wach' ich plötzlich auf

und glaube mit Schrecken im Schlaf gewandelt zu haben. Wie es uns oft träumt, daß man einen wichtigen Besuch bei vielbedeutenden Männern zu machen habe, und wie man sich plötzlich vor ihnen in Pantoffeln findet, so erging mir's diesmal in der Tat. Ich hatte Not mich zu überzeugen, daß ich nicht träume. Denn, verwundere sich alle Welt, unter meinen Füßen hörte ich ein solches Klappen, daß ich des Gedankens nicht los werden konnte, meine Pantoffeln anstatt der Schuhe angelegt zu haben. Aber, o ihr Götter des alten Kapitols! ich überzeugte mich schrecklich von der Wahrheit, daß es wirklich meine guten, besten, durch die Kamaschen von meinem Freunde bedeckten Schuhe waren, von denen sich die Sohle dermaßen losgerissen, daß sie nur noch in der Nachbarschaft der Zehen an einem Fetzen Leder hing. Voll Entsetzen hielt ich also einen Augenblick still, in mir beratschlagend, was in diesem kritischen Moment für ein Auskunfts- und Rettungsmittel gefunden werden könne. Es ist noch nicht alles verloren, sagt' ich mir selbst, das beste ist, ich mache mich nun in jene Ecke, wo der Weg zum Palast des Herrn von X. und zum tarpejischen Felsen hinauf führt, und versuche daselbst, mir die verwünschte Sohle vollends ganz abzureißen. Alsdann tret' ich nur desto graziöser und feiner auf, weil ich fast auf den Strümpfen gehe. Gesagt, aber — getan! Langsam, mit äußerster Vorsicht, daß mich niemand klappen hören sollte, gelangte ich in obgemeldete Ecke und begann nun daselbst mit aller ersinnlichen Heftigkeit an der Sohle zu reißen. Aber all' mein Bemühen war vergeblich! Sie war so fest an dem übrigen Leder angeklebt, als mein Fuß am Leibe. Nun, sagt' ich, warte nur, du spitzbübische vermaledeite Sohle, dich will ich schon hinweg kriegen, ich nehme mein Messer heraus und habe dich im Moment hinweg und schmeiße dich den tarpejischen Fels hinab, wie's auch in alten Zeiten den schlechten verräterischen Lumpen geschah. Dies gesagt, such' ich in meinen Taschen, aber ich finde nur Kupfergeld drin, ein Schnupftuch, Tabak, eine alte Poesie, aber kein Messer. Nun wird der Handel ernst, begann ich für mich hin! O du miserables Federmesser, warum

bist du zu Haus geblieben! Du liegst nun vielleicht im trägen Müßiggange unter meinen Büchern und Papieren, oder auf dem Kamin, oder bei den Stiefeln, oder trennt meine Padrona ihre alte Haube mit dir auf, poetisches Federmesser! Ist denn keiner der Götter, Halbgötter, Heroen, Märtyrer oder Heiligen, der mir in dieser wahrhaften Seelenangst beistände und sich meiner erbarmte, indem er gewahrte, wie ich reiße und zerre, um die lästerliche Sohle weg zu kriegen, und wie sich bereits die Arbeit zweier Menschen und zweier Stunden, meine Hals- und Brustdekoration, verschiebt und zerdrückt, und wie mir schon der Schweiß auf der Stirne steht? Muß ich denn hier absolut zur Schmach und Schande des deutschen Parnasses stehen und die verdammten Menschen, die das Kapitol hinauf laufen, mit meiner Schusterarbeit belustigen? Und wann wird meine Visite angehen? die Minuten entfliehen — o Jupiter Kapitolinus! — Mit diesem Ausruf zog ich mit aller Macht an der Sohle, aber umsonst!

Ich entfernte mich also aus der Ecke in Verzweiflung und völliger Ratlosigkeit. Ich versuchte einige Schritte zu machen, aber klapp, klapp, klapp, wie in einer Bürgerschen Ballade. Indem zeigte sich ein Herr im Fenster, der, wie es schien, meiner Not auf die Spur gekommen war und ein Frauenzimmer auf den Balkon rief. Es war also nichts Besseres zu tun, als einige Zeit in dieser Ruhe hinzustehen und das Kapitol anzuschauen, als wenn ich's heut zum erstenmal sähe. So nach und nach, scheinbar in die Herrlichkeit des Anblickes versunken, mach' ich einen, zwei, drei Schritte und werde nicht gehört. Ich suche, während ich die heißesten Wünsche und Gelübde zu den kapitolinischen Göttern schicke, die Sohle mit sympathetischer Kraft am Fuße zu halten und, denselben hoch und leicht wegschwingend, nicht an die klassischen Steine anzustoßen. Das geschieht und glückt nicht übel, außer daß ein Tagedieb und Spitzbube von Eckensteher mir mit einem Gesicht auf die Füße schaut, als wollte er fragen, ob denn der Karneval schon anfange.

Nun entsteht die Frage, welchen Weg soll ich einschlagen? So stand ich lange, aufmerksam die antiken Statuen betrachtend,

und endlich erschien mir ein Gedanke, der ohne weiteres durch übernatürliche Einflüsse und die Bekanntschaft mit Vater Bacchus, die jeder Dichter haben muß, oder, wie sich der Materialist und der gemeine Mann ausdrücken würden, durch ein Gefühl von Durst in mir rege geworden war. Allein die Frage war nur, wie da beikommen? Geh' ich das Kapitol hinauf und auf der anderen Seite hinab? Das ist zu gefährlich, der bergige Weg gibt zuviel Veranlassung zu klapp, klapp. Also bleib' ich unten. Schon gut, wenn ich nur dort an der Obsthändlerin vorbei wäre und, o, dort an der Ecke liegen gar ein Paar Kerle auf dem Boden! Also links, und nur fein langsam, nach jedem Schritt gewartet, und wieder einen Blick der Beobachtung und Verwunderung auf das Kapitol geworfen. So komm' ich herrlich durch diese Charybdis, außer daß die Zitronen- und Feigenhändlerin lachte. Ich bin nun in der engen Gasse, die gegen die Trajanssäule hinführt. Hier ist es nun freilich zu Ende mit Stehenbleiben, denn da ist nichts von Altertümern zu sehen, als Kot. Allein, fällt mir ein, ich kann ja tun, als ob ich auf einen Freund warte oder auf eine Freundin, wenn ich an eine gefährliche Stelle gelange, und dieser pfiffige Einfall däuchte mir so anwendbar, daß ich alsobald stehen blieb, als ich an eine offene Werkstatt kam, wo eine Menge Menschen an der Türe standen. Ich schaute also herum, und wartete und wartete, und als er endlich nicht kam, machte ich, die Sohle mit aller Gewalt anziehend, einen Schritt, der mich über die Tür hinüberbrachte und dergestalt klappte, daß die Gesellschaft erschrak. Jetzt war's Zeit zum Aufbrechen, und ich machte Schritte zum Entsetzen, indem mich die Verzweiflung blind oder vielmehr taub machte und jeden Funken von Ehrgefühl in mir auf einige Momente erstickte. Das gab mir ein gewaltig Stück. Ich war wenigstens fünfzig bis sechzig Fuß vorwärts gekommen, als ich mich wieder stellte und sofort mit steigender Kunstfertigkeit in die Winkelgasse einbog, die am Abhange des Kapitols nach dem Triumphbogen des Septimius Severus führt. Ich dachte mit Schmerzen an meinen so wenig triumphähnlichen Marsch und ging die Gasse empor, wohl wissend, daß hier wenig Volk ist.

Jetzt stand ich an der Werkstatt eines Schuhmachers. Ich habe schon bemerkt, daß der Schuhmacher dem Vorübergehenden eher auf die Füße, als ins Gesicht schaut, und diese traurige Erfahrung regte in mir den Gedanken auf, ob es nicht vielleicht besser wäre, wenn ich Mut faßte und keck hineinginge und mir die Sohle abschneiden ließe. Aber es war ein wichtiger Grund dagegen. Ich war nämlich entschlossen, sie mir schlechterdings nur an einem gewissen Orte abzuschneiden, und somit ermanne ich mich und gehe leise, wie ein Geist, das heißt ein Geist mit Pantoffeln, vorüber. An einem abgelegenen, melancholischen Eckstein versuchte ich abermals die Sohle abzureißen und wenn der ganze Schuh drauf gehen sollte, aber ich brachte nichts zustande, als daß ein Mädchen, das neugierig war, zu wissen, wer denn da unten stöhne und einen Fluch nach dem andern hören ließe, mich tüchtig auslachte. Also unverrichteter Dinge setzte ich die Reise fort.

Aber wo die Not am größten, da ist die Hilfe am nächsten. Es kommt ein Kardinalswagen angefahren, und ich höre nicht sobald den schweren Tritt der Hengste, als ich gleichsam in Begeisterung gerate und die Straße hinrenne, als wären die Häscher hinter mir. Gesegnet seist du, rief ich dem Kardinal zu, der du vermöge deiner trefflichen, kräftig beschlagenen Rosse meine Seele aus dem Fegefeuer rettest, und siehe, schon ist das Paradies vor meinem Auge, sie hören mich nicht, o wie einzig, sie glauben, meine Schuhe seien so gut wie neu, ein Sprung über die Straße und ich bin in der uralten, berühmten Osteria (Wirtschaft), wo Michel Angelo Buonarotti trank und heutzutage noch im Frühjahr vorzügliche Artischoken und das ganze Jahr ein herrlicher Wein zu haben ist. Wer kann sich meine Freude denken, als der Kellner die schwarzfunkelnde Flasche und — ein Messer brachte! Eh' ich einen Bissen genoß, schnitt ich die verhängnis- und unheilsvolle Sohle ab, und sie vors Auge haltend sprach ich voll Verachtung die Worte zu ihr: Niedrige, elende Tochter einer Bestie! du Niedrigstes von allem, was ich wert halte, an meinem Leibe zu sein, fahre hin, du Verruchte, die einen armen

Poeten im Angesicht des Kapitols in die verzweifelte Notwendigkeit versetzte, sich von Obsthändlerinnen und Schuhflickern auslachen zu lassen, die du mich heute um eine Visite gebracht, welche mich Qualen der Tortur gekostet und mein ganzes Haus und alle meine Garderobe in Bewegung gesetzt hat! die du mir den peinigendsten Traum, barfuß in der Stadt herumzulaufen, beinahe wörtlich verwirklicht hast, und die du mich sicherlich zum Gegenstand des Spottes und Witzes machen wirst, wenn anders dieser unselige, gleichsam rutschende Gang nicht im Schleier einer wohltätigen Dunkelheit bleibt! Fahre hin — und damit warf ich sie voll tiefer Verachtung in eine Grube vor der Osteria. Nun wurde mir unsäglich wohl; ich ließ mir den edlen erquickenden Wein vortrefflich schmecken, und nachdem ich sattsam gestärkt war, ging ich leicht, wie der geflügelte Merkur, hinaus, um meinem Freunde Scaramuzza die Botschaft meiner verunglückten Visite zu bringen. Vorher aber zog mich die Nähe des Campo vaccino und der Triumphbogen des Septimius, samt den Tempelsäulen des Donnerers, die man auf der Schwelle der Osteria erblickt, zu sehr an, als daß ich meinen Unglimpf nicht vollends ganz mit einem Spaziergang auf dem römischen Forum auslöschen und vergessen wollte. Das geschah, und der schöne Mond, der über der schwarzen Säulenkolonnade des Tempels der Concordia stand und über die wilden Trümmer am Abhang des Kapitols hereinschien, die melancholische Allee, die das Forum entlang führt und die alte Via sacra bezeichnet, der herrliche Palatin mit dem Tempel des Romulus und den gigantischen Ruinen der cäsarischen Paläste, die drei majestätischen Wölbungen des Friedenstempels und endlich das aufsteigende, mondhelle Bild des Kolosseums, das reichte hin, um mich dergestalt in seine Größe und Fülle zu versenken, daß ich, als ich spät nach Hause kam, vergaß, meinem Freunde das Abenteuer von der Sohle zu erzählen.

Der Tolpatsch.

Von **Berthold Auerbach.**

Ich sehe dich vor mir, guter Tolpatsch, in deiner leibhaftigen Gestalt, mit deinen kurzgeschorenen blonden Haaren, die nur im Nacken eine lange Schichte übrig hatten; du siehst mich an mit deinem breiten Gesichte, mit deinen großen blauen Glotzaugen und dem allweg halboffenen Munde. Damals, als du mir in der Hohlgasse, wo jetzt die neuen Häuser stehen, einen Lindenzweig abschnittst, um mir eine Pfeife daraus zu machen — damals dachten wir nicht daran, daß ich einst der Welt etwas von dir vorpfeifen würde, wenn wir so weit weit auseinander sein werden. Ich erinnere mich noch wohl deiner ganzen Kleidung: freilich ist sie leicht zu behalten, denn Hemd, roter Hosenträger, und für alle Gefahren schwarzgefärbte leinene Hosen war ja alles. Am Sonntag, ja, da war es anders, da hattest du deine Pudelkappe, dein blaues Wams mit den breiten Knöpfen, die scharlachrote Weste, die kurzen gelben Lederhosen, die weißen Strümpfe und die klapsenden Schuhe so gut wie ein anderer, ja sogar meist noch eine frisch gepflückte Blutnelke hinterm Ohr stecken. Aber es war dir nie recht wohl in dieser Pracht. Drum bleib' ich bei dir in deinem Alltagskleide. —

Jetzt aber, nimm mir's nicht übel, lieber Tolpatsch, und mach dich wieder fort. Ich kann dir deine Geschichte nicht so ins Gesicht hinein erzählen; sei ruhig, ich werde dir nichts Böses nachsagen, wenn ich auch per „Er" von dir spreche.

Der Tolpatsch trägt ein ganzes Geschlechtsregister in seinem Namen, denn er heißt eigentlich „des Bartels Basche's (Bartholomäus Sebastian) Bua" und sein Taufname ist Alois. Wir tun ihm den Gefallen und bleiben bei seinem rechten Namen. Das freut

ihn, da außer seiner Mutter Marei und uns wenigen Kindern ihn fast niemand so nannte; jeder hatte die Frechheit Tolpatsch zu sagen. Darum ging auch unser Alois, obgleich er schon siebzehn Jahre alt



Berthold Auerbach

war, am liebsten mit uns Kindern um. An versteckten Orten spielte er Häufchens mit uns, oder rannte mit uns im Felde umher, und wenn der Tolpatsch, oder besser, der Alois bei uns war, waren wir

geborgen gegen jeden Angriff der Kinder von der Leimgrube; denn die ganze Dorfjugend war fast immer in zwei feindliche Parteien geteilt, die sich auf allen Wegen und Stegen scharf befehdeten.

Die Altersgenossen unseres Alois begannen aber schon eine Rolle im Dorfe zu spielen. Sie rotteten sich allabendlich zusammen und zogen, gleich den großen Burschen, singend und pfeifend durch das Dorf, oder standen schäkernd vor dem Wirtshause zum Adler an der großen Holzbeige und neckten die vorübergehenden Mädchen. Das vornehmste Kennzeichen eines großgewordenen Burschen ist aber die Tabakspfeife. Da standen sie dann mit ihren silberbeschlagenen und mit silbernen Kettchen behangenen Ulmer Maserköpfen, sie hatten sie kalt im Munde; manchmal aber wagte es einer, bei des Bäckers Magd in der Küche eine glühende Kohle zu holen, und dann machten sie fröhliche Gesichter zu ihrem Rauchen, wenn ihnen auch noch so übel davon wurde.

Auch unser Alois hatte schon zu rauchen angefangen, aber nur ganz im Verborgenen. Eines Sonntags abends wagte er es, die Pfeifenspitze aus seiner Brusttasche herausgucken zu lassen und sich so zu seinen Altersgenossen zu gesellen. Einer von ihnen zog ihm mit Halloh die Pfeife aus der Tasche, Alois forderte sie zurück, sie wanderte aber unter Jubel und Lachen von Hand zu Hand, und als sie Alois mit immer größerem Ungestüm forderte, da war sie verschwunden, keiner wollte sie mehr haben. Alois zerrte nun an allen herum und forderte mit Weinen seine Pfeife, aber alles lachte; da packte er die Mütze des ersten, der ihm die Pfeife genommen, und rannte damit davon in des Schmied Jakoben Haus. Der Mützenlose brachte nun die Pfeife, die in der Holzbeige versteckt war, zu Alois hinauf.

Das Haus des Schmied Jakob Bomüller, das war der „Ausgang" des Alois. Hier war er nämlich immer, wenn er nicht zu Haus war, und er blieb nie zu Haus, sobald er seine Arbeit darin fertig hatte. Die Frau des Schmied Jakob war seine Base, und außer seiner Mutter und uns wenigen Kindern nannte ihn auch

noch die Frau Aplon (Apollonia) und ihre älteste Tochter Marannele bei seinem rechten Namen: Alois. Des Morgens stand der Alois früh auf, und wenn er seine zwei Kühe und seine Kalbe gefüttert und getränkt hatte, ging er nach des Jakoben Haus, klopfte, bis ihm das Marannele aufmachte, und nach einem einfachen „guten Tag" ging er durch den Stall in die Scheune. Die Tiere kannten ihn, sie brummten jedesmal freundlich und wendeten die Köpfe nach ihm; er aber ließ sich dadurch nicht lange aufhalten, sondern ging in die Scheune und steckte den beiden Ochsen und den beiden Kühen (Futter) auf. Besonders freundlich stand Alois mit der Bleßkuh. Er hatte sie vom Kalb an auferzogen, und wenn er so bei ihr stand und ihrem Fressen mit Behagen zusah, dann leckte sie ihm oft die Hände, was seinem Morgenanputz zugute kam. Wenn er dann die Türe des Stalles öffnete und die Sauberkeit darin wieder herstellte, pflog er manches trauliche Wort mit den Tieren, indem er sie bald rechts, bald links stellte. Kein Dünger im ganzen Dorfe war so schön breit und so schön viereckig geschichtet, wie der an des Schmied Jakoben Haus, denn das bildet eine Hauptzierde eines echten Bauernhauses. Dann wusch und striegelte Alois die Ochsen und die Kühe, daß man sich darin spiegeln konnte. Drauf lief er hinaus an den Brunnen vor dem Hause und pumpte den Trog voll; er ließ dann die Tiere hinausspringen, und während sie draußen soffen, machte er ihnen frische Streue. Wenn nun das Marannele in den Stall kam, um die Kühe zu melken, war alles sauber und aufgeräumt. Oft, wenn eine Kuh „streitig" war, d. h. ausschlug und sich nicht melken lassen wollte, stellte sich Alois zu ihr und hielt seine Hand auf das Rückgrat der Kuh gelegt, damit das Marannele besser melken konnte; meist aber machte er sich sonst noch etwas zu schaffen. Und wenn dann das Marannele sagte: „Alois, du bischt e braver Bua," da schaute er nicht auf nach ihr, sondern kehrte mit dem Stallbesen so heftig, als wollte er die Pflastersteine aus dem Boden kehren. Drauf schnitt er in der Scheune Futter für den ganzen Tag, und wenn er die niedere Arbeit vollendet hatte, stieg er die Treppe hinauf, holte

Wasser für die Küche, hackte Klein-Holz und ging endlich in die Stube. Das Marannele brachte die Suppenschüssel, stellte sie auf den Tisch, faltete die Hände, ein jeder tat desgleichen, und nun betete sie vor. Nachdem man darauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, setzte man sich mit einem „G'segn' es Gott“ zu Tische. Alles aß aus einer Schüssel, und Alois holte sich oft einen Löffel voll von dem Platze, wo das Marannele sich schöpfte. Still und ernst, wie bei einer heiligen Handlung, saß man bei Tische; nur äußerst selten wurde ein Wort gesprochen. Als abgegessen und abermals gebetet war, trollte sich Alois nach Hause.

So lebte unser Alois bis in sein neunzehntes Jahr, und als ihm zum Neujahr das Marannele ein Hemd schenkte, zu dem es den Hanf selber gebrochen, das es selber gesponnen, gebleicht und genäht hatte, da war er ganz selig; es tat ihm wehe, daß er nicht „hemdärmelig“ über die Straße gehen konnte, es hätte ihn trotz der grimmen Kälte gewiß nicht gefroren, aber die Leute hätten ihn ausgelacht, und Alois wurde immer empfindlicher gegen den Spott der Leute.

Daran war besonders des alten Schultheißen Knecht schuld, der seit der Ernte in das Dorf gekommen war. Es war ein schöner, schlanker Bursch, mit einem trotzigen Gesichte, das durch den rötlichen Schnurrbart noch eine besondere Auszeichnung hatte. Jörgli, so hieß der Knecht, war Kavallerist, und trug fast immer seine Soldatenmütze. Wenn er sonntags in seiner geraden, kecken Haltung, die Füße auswärts setzend und die Sporen klingen lassend, die Soldatenmütze auf dem Kopfe, mit den lederbesetzten Reithosen angetan, das Dorf hinaufging, da sagte sein ganzes Wesen: „ich weiß, daß sich alle Mädle in mich vergucken;“ oder wenn er seine Pferde zur Tränke an des Jakoben Brunnen ritt, da wollte dem guten Alois fast das Herz springen, weil er sah, wie das Marannele jedesmal zum Fenster herauslugte. Er wünschte, daß es gar keine Milch und Butter auf der Welt gäbe, damit er auch Pferdsbauer wäre.

So unerfahren auch unser Alois war, so waren ihm doch die Unterschiede der drei Stände wohl bekannt. Da standen zu unterst

die Kühbauern, die von ihren Zugtieren auch noch Milch und Kälber ziehen müssen; dann kamen die Ochsenbauern, deren Zugtiere man doch noch mästen und schlachten kann, zu oberst aber standen die Pferdsbauern, deren Zugtiere weder Milch noch Fleisch geben, und die doch das beste Futter fressen und oft am meisten gelten.

Ich glaube nicht, daß Alois hierbei an den Nähr-, Lehr- und Wehrstand dachte.

Heute am Neujahrstag zeigte sich ein Vorsprung, den der Jörgli als Pferdsbauer hatte. Er führte nach der Morgenkirche des Schultheißen Tochter und ihr „Gespiel", das Marannele, im Schlitten nach Empfingen spazieren, und so sehr auch unserem Alois darüber das Herz im Leibe zitterte, so folgte er doch dem Wunsche des Jörgli und half ihm die Pferde einstweilen im Schlitten einprobieren. Er fuhr mit ihm im Dorfe umher und dachte nicht daran, welch eine schlechte Figur er neben dem stattlichen Soldaten ausmachte. Als die Mädchen eingestiegen waren, führte Alois die Pferde noch einige Schritte, bis sie recht angezogen hatten, rannte so neben den Pferden her, und ließ sie dann los. Und als darauf der Jörgli unter Peitschenknallen und Rollengeklingel und dem Zuschauen der halben Gemeinde mit den beiden Mädchen dahin fuhr, da schaute ihnen Alois noch lange nach, als man sie längst nicht mehr sehen konnte; er schalt dann den dummen Schnee, der ihm das Wasser aus den Augen trieb, und ging traurig nach Hause. Es war ihm, als ob das ganze Dorf ausgestorben wäre, da das Marannele den ganzen Tag darin nicht zu finden sein sollte.

Überhaupt war Alois schon seit dem Beginne dieses Winters oft sehr betrübt. Im Hause seiner Mutter kamen die Mädchen oft in den Karz, oder wie man es hier nennt, „zu Licht". Die Mädchen wählen zu diesen abendlichen Zusammenkünften immer am liebsten eine jung verheiratete Gespielin oder eine freundliche Witwe; die älteren Hausherren stören das harmlose Treiben doch zu sehr. So kamen die Mädchen auch oft zur Mutter Marei, und die Bauernburschen kamen wie immer uneingeladen dazu. Früher hatte sich Alois

gar nicht daran gekehrt, wenn man sich nicht um ihn kümmerte, er saß in einer Ecke und — tat gar nichts; jetzt sagte er sich immer in Gedanken: „Alois! beim Teufel, du bist doch jetzt neunzehn Jahre vorbei, du mußt dich jetzt auch vornhin stellen," und dann sagte er wieder: „wenn nur der Teufel den Jörgli lotweise holen tät'." Der Jörgli war das Endziel seines Unmutes, denn er hatte bald, ohnerachtet er ein Knecht war (wie das überhaupt hier wenig Unterschied macht), die Oberhand über alle Burschen des ganzen Dorfes gewonnen, und sie mußten alle nach seiner Pfeife tanzen; und wie prächtig konnte er ihnen pfeifen und singen und jodeln und Geschichten erzählen wie ein Hexenmeister. Er lehrte die Burschen und Mädchen neue Lieder, und besonders das Reiterlied: „Morgenrot usw."

Als er zum erstenmal den Vers sang:

„Tust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,"

da stand der Alois plötzlich hoch auf, er schien größer wie sonst, er ballte die beiden Fäuste und biß die Zähne vor innerer Freude knarrend aufeinander. Es war, als ob er das Marannele mit seinen Blicken an sich zöge, als ob er sie erst jetzt recht sähe, denn gerade so wie es im Liede stand, sah sie ja aus.

Die Mädchen saßen im Kreise, ein jedes hatte seine Kunkel mit dem goldschaumbedeckten Knaufe vor sich stehen, an der der Hanf mit einem farbigen Bande befestigt war; sie netzten den Faden aus ihrem Munde und spannen mit der Spindel, die sich lustig auf dem Boden drehte. Es war dem Alois immer wohl, wenn er „etwas zum Annetzen", eine Schüssel voll Äpfel oder Birnen für die Mädchen auf den Tisch stellen konnte, und er stellte die Schüssel immer nahe zu Marannele, damit sie auch tapfer zugreifen konnte.

Anfangs Winter tat Alois den ersten mutigen Schritt seiner Großjährigkeit. Das Marannele hatte eine neue mit Zinn eingelegte schöne Kunkel bekommen. Als es nun zum erstenmale damit in die Spinnstube kam und sich zum Spinnen gesetzt hatte, trat Alois vor, erfaßte die Kunkel oben und sagte den alten Spruch:

„Jungferle, derf i eu' bitte:
Lent[1] mi euere Engerle[2] schüttle,
Die kleine wie die große
Auf dere Jungfere Schoße.
Jungfer, warum seind ihr so stolz?
Eure Kunkel ischt doch nau[3] von Holz,
Wenn sie wär' mit Silber b'schlage,
No wett'[4] i eu' was andres sage."

Mit einer ungewohnten Festigkeit, wenn auch mitunter mit Zittern, hatte Alois den Spruch vorgebracht. Das Marannele schlug zuerst die Blicke in den Schoß aus Scham und aus Angst, der Alois möchte in seiner Rede stecken bleiben; jetzt aber sah es ihn mit glitzernden Augen an. Nach alter Sitte ließ es darauf Spindel und Wirtel auf den Boden fallen, der Alois hob beide Gegenstände auf und das Marannele mußte ihm für die Spindel ein Knöpfle und für den Wirtel (Ring zum Beschweren der Spindel) ein Fastnachtsküchle versprechen. Das Beste aber kam zuletzt. Alois gab die Kunkel frei, und als Ablosung gab ihm das Marannele einen rechtschaffenen Kuß. Der Alois schmatzte so laut, daß man ihn in der ganzen Stube hörte, und die anderen Burschen ihn darum beneideten; er aber setzte sich wieder in eine Ecke, rieb sich die Hände und war mit sich und der Welt zufrieden. Das dauerte aber nicht lange, denn der Jörgli war sein Störenfried.

Eines Abends bat der Jörgli das Marannele — das die erste Vorsängerin in der Kirche war — das Lied vom „schwarzbraunen Mädichen" zu singen. Es begann ohne langes Zaudern, und der Jörgli setzte die zweite Stimme mit so kräftigem Wohllaute ein, daß alle anderen, die anfangs mitgesungen hatten, nacheinander stille wurden und den beiden zuhörten, die so schön sangen. Marannele, das sich von den Gefährtinnen verlassen sah, sang anfangs mit zitternder Stimme und stieß die anderen neben an, doch mit weiter zu singen; als ihm aber niemand folgte, sang es keck weiter, als könne

[1] Lasset. — [2] Die Holzfaser aus dem Hanf. — [3] nur. — [4] Nachher wollt.

es gar nicht aufhören, und es war, als ob die Stimme Jörglis es frei und fest emporhielte wie gewaltige Arme. Sie sangen:

Es sind zwei Sternlein am blauen Himmel,
Glänzen heller als der Mond!
Einer scheint aufs schwarzbrauns Mädichen,
Einer scheint auf grünen Grund.

Jetzt lad' ich meine zwei Pistolen,
Nur vor Freuden einen Schuß,
Meinem Schätzelein zum Gefallen,
Weil es mich geliebet hat,
Vor allen meinen Feinden zum Verdruß.
Geh' ich 'naus auf fremde Straßen,
Schönster Schatz vergiß nicht mein;
Und wann du trinkst ein Gläslein Weine
Zur Gesundheit mein' und deine,
Weil ich von dir scheiden muß.

Morgens fruh müssen wir marschieren
Wohl zum obern Törle 'naus;
O du wunderschöns schwarzbrauns Mädichen,
Wohl zum obern Törle 'naus.

Kauf ich ein Bändelein an meinen Degen
Und ein Sträußelein auf meinen Hut,
Und ein Tüchelein in meine Taschen,
Meine Äugelein abzuwaschen,
Weil ich von dir scheiden muß.

Gib ich meinem Pferd die Sporen,
Reit ich zu dem Tor hinaus,
Gib ich acht aufs schwarzbrauns Mädichen,
Weil ich von ihm scheiden muß.

Als ein jedes der Mädchen seine vier bis fünf Spindeln voll gesponnen hatte, wurde der Tisch in die Ecke gerückt und auf dem freien Raume von kaum drei bis vier Schritten, den man dadurch gewonnen, begann nun eines nach dem andern zu tanzen; die Sitzenden sangen den anderen dazu. Als der Jörgli mit dem Marannele

tanzte, sang er selber einen Ländler und tanzte dabei wie eine Spindel; ja er brauchte fast nicht viel mehr wie eine Spindel, denn er behauptete: darin zeige sich ein echter Tänzer, daß man sich auf einem Teller gewandt und flink drehen könne. Als er nun endlich mit dem Marannele einhielt und es dabei nochmals so heftig schwenkte, daß der faltige Rock hoch aufwallte, da ließ ihn das Marannele schnell stehen, wie wenn es sich vor ihm flüchtete, es sprang in die Ecke, wo der Alois trübselig zuschaute, und seine Hand fassend, sagte es:

„Komm Alois, du mußt auch tanzen."

„Laß mich, du weißt ja, daß ich nicht tanzen kann. Du willst mich nur foppen."

„Du Tol —" sagte Marannele, es wollte: du Tolpatsch sagen, aber es hielt schnell inne, denn es sah sein Gesicht, auf dem die Wehmut ausgegossen war, daß ihm das Weinen näher stand als das Lachen, es sagte daher freundlicher: „Nein, g'wiß nicht, ich will dich nicht foppen; komm', und wenn du auch nicht tanzen kannst, so mußt du's lernen, und ich tanz' so gern mit dir als wie mit einem."

Sie tanzte nun mit ihm herum, aber Alois schlenkerte seine Füße, wie wenn er Holzschuhe anhätte, so daß die anderen vor Lachen nicht mehr singen konnten.

„Ich lern' dich's ganz allein, Alois," sagte das Marannele, ihn beruhigend.

Die Mädchen zündeten nun ihre Laternen an und wanderten nach Haus. Alois ließ es sich nicht nehmen, sie noch zu begleiten; er hätte um alles in der Welt das Marannele nicht allein mit den anderen gehen lassen, wenn der Jörgli dabei war.

In der stillen, schneeweichen Nacht schallte das Schäkern und Spassen der Mädchen und Burschen weit hin durch das Dorf. Das Marannele aber war still und wich dem Jörgli sichtbar aus.

Als die Burschen die Mädchen alle nach Hause begleitet hatten, sagte der Jörgli zu Alois: „Tolpatsch, du hättest heut' Nacht beim Marannele bleiben sollen."

„Hallunk,“ sagte Alois schnell und lief davon. Die anderen aber lachten ihm nach. Der Jörgli jodelte noch allein durch die Gassen bis nach Hause, daß es einem jeden, außer den Schlafenden und Kranken, das Herz im Leibe erfreuen mußte.

Des andern Morgens, als Marannele die Kühe melkte, sagte Alois zu ihm:

„Guck, ich könnt' den Jörgli grad vergiften, und du mußt ihn auch in Grundsboden 'nein verfluchen, wenn du brav sein willst.“

Das Marannele gab ihm recht, suchte ihn aber auch zu überzeugen, daß er sich Mühe geben müsse, auch so ein flinker Bursch zu werden wie der Jörgli. Da stieg in Alois ein großer Gedanke auf, er lachte vor sich hin, er warf den steifen alten Stallbesen fort und steckte einen neuen biegsamen an den Stiel, dann sagte er laut: „Ja, ja, du wirst Maul und Augen aufsperren, gib nur acht.“ Er mußte nun sogar dem Marannele versprechen, „gut Freund“ mit dem Jörgli zu bleiben, und er versprach es endlich nach langem Widerstreben, aber er mußte ja immer tun, was sie wollte.

Darum hatte Alois heute dem Jörgli mit dem Schlitten geholfen, darum trieb ihm der Schnee das Wasser aus den Augen, als er den Wegrollenden nachsah.

Abends, so „zwischen Licht“, trieb der Alois seine Kühe zur Tränke an des Jakoben Brunnen. Ein Rädchen junger Bursche, darunter auch der Jörgli und sein alter Freund, ein Jude, des langen Herzles Kobbel (Jakob) genannt, der mit dem Jörgli im gleichen Regimente diente, hatte sich dort zusammengesellt; das Marannele lugte zum Fenster heraus. — Der Alois machte den Gang des Jörgli nach. Er ging ganz steif, wie wenn er einen Ladstock geschluckt hätte, und hielt die Arme strack am Leibe herunter, wie wenn sie von Holz wären.

„Tolpatsch,“ sagte der Kobbel, „was krieg' ich Schmusgeld (Vermittlerlohn), wenn ich mach', daß dich das Marannele heiratet?“

„Eine tüchtige Trachtel auf dein Maul,“ sagte der Alois und trieb seine Kühe heim. Das Marannele schob das Fenster zu, und

die Burschen lachten aus vollem Halse, die Stimme Jörglis tönte aus allen vor.

Alois wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne, so viel Anstrengung hatte ihn die Äußerung seines Unmutes gekostet. — Auf dem Futtertrog in seinem Stalle saß er dann noch lange, und sein Plan reifte unwiderruflich in ihm. —

Alois war in das zwanzigste Jahr getreten und kam zur Rekrutierung. Am Tage, als er mit den anderen Burschen nach der Oberamtsstadt Horb gehen sollte, kam er in seinem Sonntagsstaate nochmals in Maranneles Haus und fragte, ob er nichts aus der Stadt mitbringen solle. Als er fortging, folgte ihm das Marannele nach, und auf der Hausflur wendete es sich ein wenig ab, zog ein blaues Papierchen aus der Brust, wickelte einen Kreuzer heraus und gab diesen dem Alois. „Da, nimm ihn," sagte es, „das ist ein Glückskreuzer, sieh, es sind drei Kreuz' darauf; weißt du, wenn als nachts so Sternfunken vom Himmel fallen, da fallt allemal ein silbern Schüssele auf den Boden, und aus denen Schüsselen hat man die Kreuzer gemacht, und wenn man so einen Kreuzer im Sack hat, hat man Glück; nimm ihn zu dir, und du spielst dich frei."

Alois nahm den Kreuzer. Als er aber über die Neckarbrücke ging, langte er in seine Tasche, drückte die Augen zu und warf den Kreuzer hinab in den Neckar: „Ich will nicht frei sein, ich will Soldat sein; wart' nur, Jörgli!" so sagte er vor sich hin; seine Faust ballte sich und er warf sich keck in die Brust.

Im Wirtshause zum Engel wartete der Schultheiß auf seine Ortskinder, und als sie alle beisammen waren, ging er mit ihnen nach dem Oberamt. Der Schultheiß war ein eben so dummer als anmaßender Bauer. Er war früher Unteroffizier gewesen, und bildete sich große Stücke auf seine „Charge" ein; er behandelte gern alle Bauern, ältere und jüngere, wie Rekruten. Auf dem Wege sagte er zu Alois: „Tolpatsch, du ziehst gewiß das größte Los, und wenn du auch Numero 1 ziehst, du brauchst nicht bang sein, dich kann man nicht zum Soldaten brauchen."

„Wer weiß,“ sagte Alois keck, „ich kann noch so gut Unteroffizier werden wie einer; ich kann so gut lesen und schreiben und rechnen wie einer, und die alten Unteroffiziere haben auch nicht allen Verstand gefressen.“ — Der Schultheiß sah ihn grimmig an.

Als Alois vor das Rad hinging, war seine Haltung fast herausfordernd keck. Mehrere Lose kamen ihm in die Hand, als er in das Rad griff; er drückte die Augen fest zu, gleich als wolle er nicht sehen, was er nehme, und zog eines heraus; zitternd reichte er es hin, denn er fürchtete, daß es eine hohe Nummer sein könne. Als er aber den Ausrufer „Numero 17“ rufen hörte, da johlte er so laut auf, daß man ihn zur Ruhe verweisen mußte.

Die Burschen kauften sich nun Sträuße aus gemachten Blumen mit roten Bändern daran, und nachdem sie noch einen tüchtigen Trunk genommen, zogen sie heimwärts. Unser Alois johlte und sang am lautesten.

Oben an der Steige harrten die Mütter und viele Mädchen der Ankömmlinge, auch Marannele war darunter. Alois, mehr vom Lärmen als vom Wein trunken, ging etwas unsicher Arm in Arm mit den anderen. Diese Zutraulichkeit war noch nie vorgekommen, aber heute waren sie alle gleich. Als die Mutter die Nummer 17 an der Mütze ihres Alois stecken sah, da weinte sie und rief einmal über das andermal: „daß Gott erbarm'! daß Gott erbarm'!“ Das Marannele fragte den Alois beiseite: „Wo hast du denn meinen Kreuzer?“ — „Ich hab' ihn verloren,“ sagte Alois, aber trotz seiner halben Unbewußtheit schnitt ihm diese Lüge doch tief in die Seele.

Die Burschen zogen nun singend in das Dorf, und die Mütter und Mädchen der mutmaßlich „Gezogenen“ gingen weinend hinterdrein und trockneten sich mit den Schürzen die Tränen. — —

Es waren noch sechs Wochen bis zur Visitation, und darauf kam ja eigentlich alles an. Mutter Marei nahm einen großen Ballen Butter und einen Korb voll Eier und ging zu der Frau Doktorin; die Butter schmierte sich trotz des kalten Winters doch recht gut, Mutter Marei erhielt die Versicherung, daß ihr Alois frei werden

solle; „denn,“ sagte der gewissenhafte Arzt, „der Alois ist ja ohnehin untauglich, er sieht ja nicht gut in die Ferne, und darum ist er ja manchmal so tappig.“

Der Alois aber kümmerte sich gar nicht um all diese Geschichten, er war ganz verändert, schwenkte sich und pfiff immer, wenn er das Dorf hinaufging.

Der Tag der Visitation kam, die Burschen gingen diesmal etwas stiller nach der Stadt.

Als Alois in das Visitationszimmer gerufen wurde und er sich entkleiden mußte, da sagte er keck: „Kusperet mich nur aus, ihr werdet kein Untätele an mir finden; ich hab' keinen Fehler, ich kann Soldat sein.“ Er mußte sich unter das Maß stellen, und da er es vollauf hatte, wurde er als Soldat eingetragen; der Arzt vergaß Kurzsichtigkeit, Butter und Eier bei der kecken Rede des Alois.

Jetzt, als es ernst geworden und er unwiderruflich Soldat war, jetzt würde es dem Alois so bang, daß er hätte weinen mögen. Als er aber vom Oberamte herabkam und seine Mutter sich weinend von den steinernen Stufen erhob, da richtete sich sein Stolz wieder auf und er sagte: „Mutter, das ist nicht recht, ihr müsset nicht greinen; bis in einem Jahr bin ich wieder da, und unser Xaver kann schon dieweil das Sach im Feld schaffen.“

Nach der erlangten Gewißheit ihres Soldatenstandes brachten die Burschen mit Trinken, Singen und Johlen ein, was sie zuvor zu wenig getan zu haben glaubten.

Als der Alois heim kam, gab ihm das Marannele weinend einen Rosmarinstrauß mit roten Bändern daran und nähte ihm denselben auf seine Mütze. Alois aber zog seine Pfeife heraus, rauchte flott durch das ganze Dorf hinauf und zechte mit seinen Kameraden bis tief in die Nacht.

Noch ein dritter schmerzlicher Tag war zu überwinden, es war der Tag, wo die Rekruten nach Stuttgart einrücken mußten. Alois ging früh in des Jakoben Haus, das Marannele war im Stall, es mußte jetzt selber alle Arbeit verrichten; Alois sagte: „Marannele,

gib mir dein' Hand;" sie gab sie ihm und er sagte wieder: „versprich mir, daß du nicht heiratest, bis ich wieder komm'." — „Gewiß nicht," beteuerte sie, und er sagte: „So, jetzt bin ich fertig, aber halt — komm', gib mir auch einen Kuß." Marannele küßte ihn, und die Kühe und Ochsen sahen verwundert zu, als wüßten sie, was vorging.

Alois klopfte nun noch jeder Kuh und jedem Ochsen auf den Bug, und nahm so auch Abschied von ihnen; sie brummten vor sich hin.

Der Jörgli hatte seine Pferde an den Wagen gespannt, um die Rekruten einige Stunden weit zu führen, und so fuhren sie nun singend durch das Dorf; des Bäckers Konrad, der die Klarinette blies, saß mit auf dem Leiterwagen und begleitete die Liederweisen. Man fuhr im Schritt. Von allen Seiten drängten sich noch die Freunde herbei und reichten eine Hand oder auch einen Abschiedstrunk. Das Marannele schaute zum Fenster heraus und grüßte noch freundlich. Man näherte sich dem Ende des Dorfes, und nun wurde nochmals „das Gesätz" gesungen:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus,
Zum Nordstetter Törle 'naus &c.

Als man aber das Dorf verlassen hatte, wurde der Alois plötzlich mäuschenstille. Er schaute mit nassen Augen überall umher; hier neben auf der Heide, „Hochbux" genannt, hatte das Marannele das Tuch gebleicht, von dem er das Hemd anhatte; es war ihm, als ob alle Fäden brennten, so heiß war es ihm. Er sagte allen Bäumen an der Straße und allen Feldern wehmütig Ade. Drüben im Schießmauernfeld, dort liegt sein bester Acker; er hat ihn so oft „umgezackert", daß er jedes Steinchen kennt. Dort neben hat er noch vorigen Sommer mit dem Marannele Gerste geschnitten, weiter unten im „Hennebühl" liegt sein Kleeacker, er hat ihn gesäet, er sollte ihn nicht wachsen sehen. So schaute Alois lange umher, und als man die Steige hinabfuhr, blickte er vor sich hin und sprach kein Sterbenswörtchen. Als man über die Brücke fuhr, starrte er hinab in den Fluß; wer weiß, ob er jetzt noch so keck seinen Glückskreuzer hinabgeworfen hätte? —

Durch die Stadt ging zwar das Singen und Johlen wieder von neuem an, aber erst als man jenseits auf der Spitze der Bildechinger Steige angekommen war, da atmete Alois wieder frei auf: vor ihm stand ja sein liebes Nordstetten, man meinte, man könnte hinüberrufen, so gleichauf lag es mit dem Berge, obgleich es fast eine Stunde fern war. Er sah das gelb angestrichene Haus des Schmieds Jörgli mit den grünen Läden, und zwei Häuser davon wohnte das Marannele. Er schwenkte seine Mütze und begann nochmals:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus ꝛc.

Der Jörgli führte die Rekruten bis Herrenberg, von dort an gingen sie zu Fuß. Beim Abschied fragte Jörgli den Alois: „Soll ich nichts ausrichten ans Marannele? —

Alois schoß alles Blut in den Kopf. Der Jörgli war ihm gerade der unrechteste Botenmann, und doch hatte er eben den Mund geöffnet, um einen Gruß zu sagen. Unwillkürlich aber brach er in die Worte aus: „Du brauchst gar nichts mit ihm zu schwätzen, es kann dich auch für den Tod nicht ausstehen."

Der Jörgli fuhr lachend davon.

Unterwegs hatten die Rekruten noch ein bemerkenswertes Abenteuer: sie zwangen nämlich im Böblinger Walde einen Holzbauern, sie den zwei Stunden langen Wald zu fahren; Alois war der ärgste dabei; er hatte den Jörgli so oft von verwegenen Soldatenstreichen erzählen hören, und er wollte auch so sein. Er war aber auch der erste, der am Ende des Waldes seinen ledernen Beutel öffnete und dem wieder umkehrenden Bauern etwas gab.

Vor dem Tübinger Tore wurden die Ankömmlinge von einem Feldwebel in Empfang genommen. Mehrere Nordstetter Soldaten waren ihren Landsleuten entgegengegangen; der Alois biß die Zähne übereinander, als sie alle „Grüß Gott, Tolpatsch!" sagten. Das Johlen und Singen hatte nun ein Ende, still wie eine Herde Schafe wurden die Rekruten in die Legionskaserne geführt. Alois sagte seinen Landsleuten, daß er als Freiwilliger zur Kavallerie gehen

wolle, denn er wollte es dem Jörgli nachmachen. Als er aber hörte, daß er dann wieder nach Hause müsse, da das Exerzieren der Kavallerie erst im Herbste beginne, da dachte er: „Nein, das geht nicht, ich muß als ein ganz anderer Kerl heimkommen, dann soll mir noch einer Tolpatsch sagen, ich will euch schon tolpatschen.“

Alois wurde nun in das fünfte Infanterieregiment eingereiht, er war gegen alle Erwartung anstellig und gelehrig. Leider hatte er auch hier ein Mißgeschick, denn er bekam einen Zigeuner als seinen Schlafkameraden. Der Zigeuner hatte einen absonderlichen Widerwillen vor dem Wasser. Alois mußte ihn auf Befehl des Rottenmeisters jeden Morgen an den Brunnen hinabführen und ihn tüchtig waschen. Anfangs machte das dem Alois Spaß, nach und nach wurde es ihm aber sehr zur Last; er hätte lieber sechs Ochsen die Schwänze, als dem Zigeuner das Gesicht gewaschen.

In der Kompagnie unseres Alois war auch ein verlorener Maler. Er spürte bei Alois manchen Mutterpfennig, und nun begann er ihn zu malen, in ganzer Uniform mit Ober- und Untergewehr und der Fahne neben ihm. Das war aber auch alles, was man erkennen konnte, denn das Gesicht war eben ein Gesicht und weiter nichts. Darunter stand jedoch mit schönen lateinischen Buchstaben: Alois Schorer, Soldat im fünften Infanterieregiment.

Alois ließ das Bild unter Glas und Rahmen bringen und schickte es mit dem Boten seiner Mutter. In dem Briefe, der dabei war, schrieb er: „Mutter! hänget das Bild in der Stube auf, zeiget es auch dem Marannele, hänget es über dem Tisch auf, aber nicht zu nah' am Turteltaubenkäfig, und wenn das Marannele das Bild haben will, so schenket es ihm, und mein Kamerad, der es gemacht hat, sagt, Ihr solltet mir auch ein Bällele Butter und ein paar Ellen reisten Tuch (hänfenes Linnen) für meinem Feldwebel seine Frau, wir heißen sie nur die Feldwebelina, schicken. Ich hab' auch von meinem Kameraden tanzen gelernt, ich geh' Sonntag zum erstenmal nach Heslach zum Tanz. Brauchst nicht maulen, Marannele, ich will mich nur probieren. Und das Marannele soll auch schreiben.

Hat der Jakob seine Ochsen noch, und hat die Bleßkuh noch nicht gekalbt? Es ist doch kein recht Geschäft das Soldatenleben, man wird hundsrackermüd und hat doch nichts geschafft."

Die Butter kam, und diesmal half sie besser; der Zigeuner wurde einem andern zugewiesen. Bei der Butter aber war auch ein Brief, den der Schullehrer geschrieben, darin hieß es:

„Unser Matthes hat aus Amerika fünfzig Gulden geschickt. Er hat auch geschrieben, wenn du nicht Soldat wärst, könntest du jetzt zu ihm, er wollte dir dreißig Morgen Acker schenken. Halt' dich nur brav und laß dich nicht verführen, der Mensch ist gar leicht verführt. Das Marannele trutzt so halb und halb mit mir, ich weiß nicht warum; als es dein Bild gesehen hat, hat es gesagt, das wärst du gar nicht." — Bei diesen Worten schmunzelte der Alois, denn er dachte: „So ist's recht, ja, ich bin auch jetzt ein ganz anderer Kerl; hab' ich dir's nicht gesagt, Marannele? gelt du?"

Monate waren vorüber. Der Alois wußte, daß nächsten Sonntag Kirchweih in Nordstetten sei; er erhielt durch seinen Feldwebel auf vier Tag Urlaub, er durfte in ganzer Uniform, mit Säbel und Tschako nach Haus.

O du Glücklicher! wie selig warst du, als du Samstag morgen dein Putzzeug in den Tschako legtest und mit einem „Bhüt's Gott" bei deinem Feldwebel Abschied nahmst!

So selig aber auch unser Alois war, so sprach er doch mit der Wache am Kasernentor und mit der Wache am Tübinger Tor; er mußte es allen sagen, daß er heimging, sie sollten sich mit ihm freuen, und ihn dauerten die Kameraden, die so mir nichts dir nichts auf einem kleinen Fleck zwei Stunden lang herumwandeln mußten, während er in dieser Zeit schon seiner Heimat um vieles, vieles näher war.

Erst vor Böblingen machte er halt und trank auf der Waldburg einen Schoppen. Er konnte aber nicht ruhig auf dem Stuhle sitzen, sondern ging alsbald wieder fürbaß.

In Nufringen begegnete ihm der Kobbel wieder, der ihn einst so geneckt hatte; sie reichten sich freundlich die Hand. Alois hörte viel von der Heimat, aber kein Wort von Marannele, und er scheute sich, danach zu fragen.

In Bondorf endlich zwang er sich zur Rast; er hätte sich sonst noch den „Herzbengel" eingerennt, wenn er so fortgelaufen wäre. Er streckte sich auf eine Bank hin und überdachte, wie alles auf-gucken werde, wenn er heim komme; dann stellte er sich wieder vor den Spiegel, setzte den Tschako etwas nach dem linken Ohre, drehte die Locke auf der rechten Seite und nickte sich Beifall zu.

Es war Abend geworden, als er wieder auf der Anhöhe vor Bildechingen stand, ihm gegenüber seine liebe Heimat; er johlte nicht mehr, er stand ruhig und fest und machte seinem Geburtsorte den militärischen Gruß, indem er die Hand an den Tschako legte.

Immer langsamer ging Alois, er wollte absichtlich bei Nacht nach Hause kommen, um dann des andern Morgens alle zu über-raschen. Sein Haus war eines der ersten im Dorfe, es war Licht in der Stube, er klopfte an das Fenster und sagte: „Ist der Alois nicht da?"

„Jesus, Maria, Joseph! ein Schandarm!" rief die Mutter.

„Nein, ich bin's, Mutter," sagte Alois, und nachdem er wegen der niedrigen Türe den Tschako abgenommen, ging er hinein und reichte der Mutter die Hand.

Bald nach den ersten Begrüßungen äußerte die Mutter ihre Bekümmernis, daß nichts mehr zu essen da sei, sie ging aber hinaus in die Küche und schlug ihm ein paar Eier ein. Alois stand bei ihr am Herde, und nun erzählte er alles. Er fragte nach Marannele und warum sein Bild noch draußen hänge. Die Mutter erwiderte: „Ich bitt' dich, ich bitt' dich, schlag dir das Marannele aus dem Sinn, das ist ein keinnütziges Ding."

„Mutter, redet mir nimmer davon, ich weiß, was ich weiß," sagte der Alois; sein vom Feuer auf dem Herde rot überschienenes Antlitz hatte einen gewaltigen trotzigen Ausdruck. Die Mutter

schwieg, und in die Stube zurückgekehrt, sah sie mit Herzensfreude, was ihr Alois für ein prächtiger Bursch geworden war. Jeden Bissen, den er schluckte, schmeckte sie ihm in ihrem leeren Munde nach; den Tschako aufhebend, jammerte sie über seine grausame Schwere.

Des andern Morgens stand der Alois früh auf, fummelte seinen Tschako, putzte das Behäng am Säbel und die Knöpfe, mehr als wenn er zur Ordonnanz gemußt hätte. Als es zum ersten Male zur Kirche läutete, stand er fix und fertig da; als es zum zweiten Male zusammenläutete, ging er das Dorf hinein.

Auf dem Wege hörte er zwei Buben miteinander reden.

„Ist das nicht der Tolpatsch?“ sagte der eine.

„Nein, er ist's nicht.“

„Ja er ist's,“ sagte der erste wieder.

Alois schaute die Buben grimmig an, und sie rannten mit ihren Gesangbüchern davon. Alois schritt, von allen Kirchgängern freundlich begrüßt, der Kirche zu. Er kam vor dem Hause Maranneles vorbei, niemand schaute heraus, er ging den Berg hinan, oft zurückschauend, und trat, als es eben zum dritten Male läutete, in die Kirche. Er zog seine weißledernen Handschuhe aus und besprengte sich mit Weihwasser. Er blickte überall in der Kirche umher, er sah nirgends das Marannele, er blieb an der Türe stehen, auch unter den Ankömmlingen war es nicht. Der Gesang begann, die Stimme Maranneles war nicht darunter; er hätte sie ja aus tausenden heraus erkannt. Was nützte ihn nun das Staunen aller? Sie sah ihn ja nicht, für sie allein war er den weiten Weg gerannt und stand er da, so fest und stramm wie gegossen. Als aber nach der Predigt der Pfarrer die Marianne Bomüller von hier und den Georg Melzer von Wiesenstetten als Brautpaar verkündete, da stand der Alois nicht mehr da wie gegossen, da zitterten seine Knie und seine Zähne klapperten. Alois war der Erste aus der Kirche. Er rannte über Hals und Kopf nach Haus, warf Säbel und Tschako auf den Stubenboden und versteckte sich im Heu und weinte. Einmal über das

andere kam ihm der Gedanke, sich zu erhängen, aber er konnte nicht aufstehen vor Wehmut und Weinen; alle seine Glieder waren ihm wie zerschlagen, und dann dachte er auch wieder an seine Mutter, und dann weinte er wieder und schluchzte wieder.

Die Mutter kam endlich und fand ihn im Heu, sie tröstete ihn und weinte mit. Er erfuhr nun, daß der Jörgli das Marannele verführt hatte. Er weinte von neuem, dann aber folgte er seiner Mutter wie ein Lamm in die Stube. Als er hier seines Bildes ansichtig wurde, riß er es von der Wand und schmetterte es auf den Boden. Lange saß Alois dann hinter dem Tische und hielt sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, endlich stand er auf, pfiff ein lustiges Lied und ließ sich zu essen geben; er konnte aber nicht essen, er zog sich an und ging in das Dorf. Die Nachmittagskirche war vorüber, aus dem Adler tönte die Musik zu ihm herab. Die Augen niederschlagend, gleich als müßte er sich schämen, ging er an des Jakoben Haus vorbei; als er aber vorüber war, hob er seinen Blick stolz empor. Nachdem er beim Schultheiß seinen Urlaubspaß abgegeben, ging er nach dem Tanzboden. Er schaute überall umher, ob Marannele nicht da sei, und doch wäre ihm nichts unlieber gewesen als das. Der Jörgli aber war da; er trat auf Alois zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Grüß Gott, Kamerad!" Der Alois sah ihn an, als ob er ihn mit seinen Blicken vergiften wollte; dann drehte er sich um, ohne ihm eine Hand oder Antwort zu geben. Er dachte jetzt, daß es eigentlich gescheiter gewesen wäre, wenn er gesagt hätte: „Was, Kamerad! der Teufel ist dein Kamerad, aber ich nicht." Es war indes zu spät zu dieser Antwort.

Von den Tischen brachten es nun alle Buben und Mädchen unserm Alois zu, er mußte aus jedem Glas trinken, aber es schmeckte ihm alles wie Galle so bitter. Er setzte sich dann auch an den Tisch und ließ sich eine „Bouteille vom Besten" geben, und obgleich es ihm nicht schmeckte, trank er doch ein Glas nach dem andern. Die Mechtilde, die Tochter seines Vetters, des Matthes vom Berg, stand nicht weit von ihm; er brachte es ihr zu. Das Mädchen tat ihm

herzlich Bescheid und blieb bei ihm stehen, denn es kümmerte sich niemand um sie, sie hatte keinen Schatz und darum heute noch keinen Reihen getanzt, da jeder fast fort und fort mit seinem Schatze tanzte oder mit der Gespielin des Schatzes und dem Schatz eines andern wechselte.

Alois fragte: „Mechtilde, möchtest du nicht auch tanzen?"

„Ja, komm', wir wollen einmal." Sie faßte Alois bei der Hand, er stand auf, zog seine Handschuhe an, schaute sich nochmals um, als suche er etwas und tanzte dann so flink, daß alle staunten. Aus Höflichkeit bot Alois nach dem Tanze der Mechtilde Platz neben sich an; er lud sich damit eine Last auf, denn sie blieb nun den ganzen Abend bei ihm sitzen. Er kümmerte sich indes wenig um ihre Unterhaltung, er schob ihr nur bisweilen das Glas hin, daß sie trinken solle. Die Zornesblicke des Alois waren fast immer auf den Jörgli geheftet, der sich nicht weit von ihm gesetzt hatte. Als man denselben fragte, wo das Marannele sei, sagte er, es sei „unbaß", und lachte dabei. Alois biß so mächtig auf seine Pfeife, daß ihm ein Gelenk der Spitze im Munde blieb, er spie es mit Pfui! aus; der Jörgli sah ihn wütend an, denn er glaubte, das Pfui gelte ihm. Als aber Alois ruhig blieb, zuckte Jörgli nur verächtlich mit den Achseln und begann allerlei Schelmenlieder zu singen. Sie hatten meist einerlei Weisung und fast alle nur ein Gesätz wie:

Und a lustiger Bua
Verreißt allbot[1] e Paar Schua;
Und e trauriger Narr
Der hot lang am e Paar.

Es war schon bald nach Mitternacht, als Alois wiederum seinen Säbel von der Wand nahm und nach Hause gehen wollte. Da sang der Jörgli mit seinen Kameraden das Fopplied, sie schlugen dabei mit den Fäusten auf den Tisch:

Hoan[2], hoan, hoan gang i net,
Wer will schaun hoame gaun[3],
Der muaß koan Geld mei haun[4];
Hoan! hoan! hoan gang i net.

[1] Oftmals. — [2] Heim. — [3] Schon heimgehen. — [4] Mehr haben.

Alois kehrte nochmals mit einigen seiner Kameraden um, und ließ sich noch zwei Flaschen Wein geben. Sie sangen nun andere Lieder drein, während Jörgli mit seinen Kameraden sang. Jörgli stand auf und rief: „Halt's Maul, Tolpatsch." Da ergriff dieser eine volle Flasche und warf sie dem Jörgli ins Gesicht, drauf sprang er über den Tisch und packte ihn an der Gurgel, die Tische fielen um, die Gläser klirrten auf dem Boden, die Musik hielt ein, eine Weile war alles still, es war, als wollten sich die beiden Kämpfenden still erwürgen; dann aber entstand wieder allgemeines Halloh, Pfeifen, Schreien und Toben untereinander. Die Freunde wehrten ab, indes nach einer alten Bauerntaktik hielten sie beim Abwehren nur den Gegner ihres Freundes fest, damit dieser um so tüchtiger drauf klopfen konnte. Die Mechtilde aber riß den Jörgli so wacker am Kopf, daß sie ihm ein ganz Büschel Haare ausraufte. Stuhlbeine wurden nun abgeknickt, die Parteien, die sich um die beiden Kämpfenden gebildet hatten, zerbläuten einander nach Herzenslust. Alois und Jörgli aber hielten sich, wie wenn sie sich ineinander verbissen hätten. Endlich nach langem Ringen hob sich Alois in die Höhe und warf den Jörgli auf den Boden, daß man meinte, er hätte das Genick gebrochen, dann kniete er auf ihn nieder, und es war, als ob er ihn erdrosseln wollte. Der Dorfschütz trat ein und machte dem Lärmen ein Ende. Die Musik mußte nun für heute aufhören, die beiden Hauptkämpfer mußten in das Gefängnis des Rathauses wandern. —

Mit einem zerrauften, blaumäligen Gesichte, bleich und abgehärmt, verließ Alois des andern Tages das Dorf. Sein Urlaub war erst morgen zu Ende, aber was sollte er noch zu Hause? Er ging so gern wieder fort ins Soldatenleben, er wäre am liebsten in den Krieg gezogen. Der Schultheiß hatte ihm die Rauferei in den Paß geschrieben, Alois ging einer harten Strafe entgegen. Er schaute sich nicht mehr um, er ging fort, ohne es zu wissen, und wünschte nie mehr wiederzukehren. Als er in Horb den Wegweiser nach Freudenstadt sah, von wo aus man nach Straßburg geht, hielt er

eine Weile still, er gedachte nach Frankreich zu desertieren. Da grüßte ihn unversehens Mechtilde und fragte: „Ei, Alois, gehst du schon wieder nach Stuttgart?"

„Ja," antwortete dieser, und schlug den Weg dahin ein. Die Mechtilde war wie ein Wegweiser vom Himmel erschienen. Mit einem freundlichen „B'hüt Gott" schied er von ihr.

Auf dem Wege summte ihm immer das Lied im Kopfe, das der Jörgli einst zuerst gesungen hatte; jetzt konnte es der Alois auch singen und jetzt paßte es erst ganz auf das Marannele. Er summte immer, ohne daß er es wußte, vor sich hin:

Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt.
Tust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach, die Rosen welken all'.

In Stuttgart angelangt, sprach er nicht mehr mit der Wache am Tübinger Tor und der an der Kaserne, er schaute wie ein Verbrecher kaum auf. Acht Tage mußte er im „dritten Grad", in einem finstern Gefängnisse, seine Rauferei abbüßen. Oft war er so ungeduldig und wild, daß er sich an der Wand den Kopf entzweirennen wollte, dann aber lag er wieder fast Tag und Nacht im halben Schlaf.

Als er aus dem Gefängnisse kam und auf sechs Wochen in die Strafklasse eingereiht wurde, die sich keine Stunde von der Kaserne entfernen darf, sondern immer zum Appell bereit sein muß, da verfluchte er seinen Vorsatz, daß er zum Militär gegangen war und sich so noch auf sechs Jahre an die Heimat gebunden hatte. Er wäre gern fort, fort, so weit als es ging.

Da kam eines Tags Mutter Marei mit einem Briefe von ihrem Matthes aus Amerika. Er hatte vierhundert Gulden geschickt, damit sich der Alois einen Acker kaufe, oder, wenn er zu ihm wolle, sich mit dem Gelde vom Militär losmache.

Der Alois, der Matthes vom Berg mit seiner Frau und seinen

acht Kindern, darunter auch die Mechtilde, wanderten noch diesen Herbst gemeinschaftlich nach Amerika aus.

Als Alois auf der See war, da summte er oft die Strophe des allbekannten Liedes vor sich hin, er verstand sie erst jetzt recht:

„Das, das, das und das,
Das Schifflein hat den Lauf;
Der, der, der und der,
Der Schiffmann steht schon drauf,
Spür' ich einen rechten Sturmwind wehn,
Als wollt' das Schiff zugrunde gehn,
Da stehen meine Gedanken
Zu wanken."

In seinem letzten Briefe, vom Ohio, schreibt der Alois an seine Mutter: „. . . Es druckt mir oft schier das Herz ab, daß ich all das viele Gut so allein genießen soll. Ich wünsch' mir oft ganz Nordstetten herbei: den alten Zahn, das blinde Konradle, das Schackerle von der Steingrub, den Soges, den Sauerbrunnenbasche und das Maurizele vom Hungerbrunnen, die sollten sich alle bei mir satt essen, bis sie nimmer weiter können. Was hab' ich davon, wenn ich so allein da bin? Da könntet ihr dann auch sehen, wie der Tolpatsch jetzt seine vier Ross' im Stall und zehn Fohlen im Felde hat. Wenn's dem Marannele nicht gut geht, schreibet mir's auch, ich will ihm was schicken; es darf aber nichts davon erfahren, von wem es ist, es dauert mich ins Herz hinein. Der Matthes vom Berg wohnt eine Stund' von mir. Die Mechtilde ist eine tüchtige Schafferin, aber sie ist doch kein Marannele. Wenn es ihm nur auch gut geht. Hat es schon Kinder? Auf der Überfahrt ist auch ein gestudierter Landsmann, der Doktor Stäberle von Ulm, bei uns gewesen, der hat mir an einer Weltkugel gezeigt, daß, wenn in Amerika Tag, es in Nordstetten Nacht ist, und so umgekehrt; ich hab' nicht mehr daran gedacht, aber jetzt, wenn ich als im Feld bin und so denk: was machen sie denn jetzt in Nordstetten? da fällt mir's ein: Potz Blitz, die schlafen ja jetzt, und des Schackerles Hannes, der Nachtwächter, ruft sein: „B'hüt uns Gott und Maria." Das sollt' nicht sein, es

sollt' alles einen Tag haben. Am letzten Sonntag haben wir beim Matthes auf dem Berg getanzt, da war ja Kirchweih in Nordstetten. Ich vergess' das nie, und wenn ich hundert Jahr alt werde. Ich möcht' nur auch einmal wieder eine Stund' in Nordstetten sein, da wollt' ich auch dem Schultheiß zeigen, was ein freier Bürger von Amerika ist."

Das erfolgreiche Konzert.

Von **Ottilie Wildermuth.**

Ein lebenslustigeres Städtchen als St. fand sich gewiß weit und breit nicht. Man konnte gar nicht sagen, wann der Kreis geselliger Vergnügungen anfing und wann er schloß, ob mit dem Schmaus nebst Punsch in der Neujahrsnacht, mit den Winterbällen und Kasino mit Sprichwörterspiel nebst den prachtvollen Schlittenfahrten; oder ob mit den Wasserfahrten und Landpartien im Frühling, mit den Waldspaziergängen zur Sommerzeit in den Eichenhain, wozu der Schwanenwirt einen Wagen mit Bierfässern nachführte; oder mit den Kirchweihsamstagen, die man in allen Dörfern des ganzen Amts besuchte, bis der Herbst erschien mit dem Hauptfest, der Weinlese, nebst Herbstball und Feuerwerk, und bis eine gemeinsame großartige Metzelsuppe für den Eintritt der schlimmen Jahreszeit trösten mußte.

Eine Hauptrolle bei all diesen Herrlichkeiten spielten die vier stattlichen Töchter des Herrn Stadtpflegers, auch Salzfaktors. Es war wirklich eine Lust, dieses ansehnliche Kontingent zu sehen, mit dem der glückliche Vater bei jeder Gelegenheit ausrückte. Ganz vollständige Frauenzimmer waren es, die Auguste wie die Therese, die Karoline wie die Lotte, und tat einem die Wahl weh, welche die andre übertraf an starkem Gliederbau, vollen Wangen und kräftigen

Gebärden. Dazu hatte jede noch ein besonderes Talent. Auguste war eine Köchin aus dem Fundament und wurde bei allen Familienfesten gebeten, hilfreiche Hand zu leisten. Therese schlug das Klavier, daß die Fenster in der Nachbarschaft davon erzitterten, sang auch mit heller Stimme: „Einsam bin ich, nicht alleine", „Weit in nebelgrauer Ferne", und erhob dazu die Augen gen Himmel, also daß nur noch das Weiße davon zu sehen war. Karoline hatte sich hauptsächlich auf feine Arbeiten gelegt, häkelte Hauben und Halskragen, stickte Schemel, Pantoffeln und Serviettenbänder zu allseitiger Verwunderung; der Triumph ihrer Kunst, ein Glockenzug mit einer ganzen Chinesenfamilie, hing inmitten der Wand des väterlichen Staatszimmers, ohne die Möglichkeit einer Glocke daran. Lotte aber hatte Zeichnen und Malen gelernt und alle Wände des Vaterhauses waren behängt mit etwas rätselhaften gemalten Naturansichten: Schweizergegenden, wo die Schneeberge wie entkleidete Zuckerhüte und die Seen wie das davon abgefallene Papier anzuschauen waren; auch Blumenkörbe mit umhergestreuten Blümchen davor; Urnen mit trauernden Jungfrauen ꝛc., darunter allerhand rührende Inschriften, als: „Lotte M. ihrem treuen Vater aus Hochachtung", „ihrer geliebten Schwester aus Liebe" ꝛc. Neben diesen schönen Talenten waren sämtliche vier Paläste, wie der Papa sie in zärtlichen Stunden nannte, zu allen häuslichen Geschäften angehalten; das hätte schon Tante Juliane nicht anders getan, die seit der Mutter Tod die Haushaltung und die Erziehung der Töchter leitete. Wenn sie denn nun des Tages Last und Hitze redlich getragen hatten, so war es nicht mehr als billig, daß sie unter der Obhut des Papas ausziehen durften zu allen Kasino und Landpartien; daß sie allenthalben zu sehen waren:

„An aller Tempel und Paläste Pforten,
An allen offnen und verborgnen Orten,
Wo sich die schöne Unschuld zeigen kann."

Daheim bei der Tante blieb dann „die Kleine", das Nanettle, des Hauses jüngster Sproß, von den Schwestern mit großer Zärt-

lichkeit behandelt, solang sie sich's nicht einfallen ließ, groß sein zu wollen. Sie war fünf Jahre jünger als Lotte und darum verurteilt, das Kind zu bleiben; wollte sie einmal daran denken, daß sie acht-



Ottilie Wildermuth.

zehn Jahre alt sei und doch auch mitmachen könne, dann war's rein aus mit der schwesterlichen Zärtlichkeit: „Das naseweise Ding! wirst bald genug alt werden! In deinem Alter haben wir noch gar

nicht gewußt, daß es Bälle gibt." Und sie hätten sie doch unbesorgt mitnehmen dürfen; das schmale Gesichtchen und schlanke Figürchen wäre neben ihren gewaltigen Gestalten fast verschwunden. Nanettle schickte sich geduldig darein und war glücklich, wenn sie in Abwesenheit der Schwestern deren leeren Arbeitsplatz am Fenster einnehmen durfte; denn waren sie daheim, so war ihr ihr Plätzchen im Hintergrund am Nähstock der Tante angewiesen.

Eine hochwichtige Person für sämtliche Schwestern war Herr Beutter, ein junger Kaufmann, Besitzer eines sehr gemischten Detailgeschäfts gerade gegenüber; ein überaus stiller Mann, der aber im Ruf vorzüglicher Solidität stand und dessen eheliche Versorgung Gegenstand der Besprechung und Fürsorge der ganzen Stadt war. Die Schwestern schienen wirklich rührenden Anteil an ihm zu nehmen. Frühe am Tag, wenn er unter der Tür seines Ladens erschien, um das Täfelchen mit „Neue holländische Heringe" und die Ankündigung der besten Fettglanzwichse herauszuhängen, saßen stets etliche der Schwestern bereits in voller Arbeit am Fenster. Auguste verlegte sogar manche Küchengeschäfte, als da sind Zwiebelschneiden, Schaumschlagen, Butterrühren, unter großem Protest der Schwestern, ins Zimmer; Therese sang und schlug das Klavier, daß es einen Stein hätte erbarmen können; Karoline war glücklich im Bewußtsein, daß sie am Stickrahmen doch die beste Figur mache, während Lotte neben ihrem Zeichenbrett noch ein Vogelkäfig vor dem Fenster hielt, in dem ein Stieglitz das üppigste Leben von der Welt führte, denn er wurde des Tags wohl sechsmal mit frischem Grün und Wasser versorgt. Infolge dieses Stieglitzen stellte Therese ein Blumenbrett und Auguste etliche Kisten mit Schnittlauch und Petersilie vors Fenster; Karoline, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, hatte allzeit feine Wäsche an Schnüren draußen hängen.

Nanettle hatte bisher alle Einkäufe fürs Haus besorgen müssen; in neuerer Zeit aber fand Auguste, daß sie Reis und Gerste, Kaffee und Farinzucker am allerbesten bekomme, wenn sie selbst danach gehe; Therese war sehr vergnügt, zu entdecken, daß der Herr Nach-

bar auch Notenpapier führe; da konnte Karoline nicht umhin, selbst nach Stickgarn und Faden bei ihm zu sehen, und bei Lotte vollends war es natürlich, daß sie ihren Farbenvorrat in eigener Person auswählte.

Herr Beutter hätte viel zu tun gehabt, wenn er auf all diese Zeichen stummer Liebe hätte Antworten bereit halten wollen; darum unterließ er es gänzlich, war zwar allzeit dienstbereit, zeigte aber außer einigen allgemeinen Bemerkungen, als: „A bissele frisch, Fräulein Auguste, a bissele kühl heut", „immer fleißig, Fräulein Karoline?" u. dergl., wenig Gesprächsamkeit. Er machte von Zeit zu Zeit eine Visite beim Herrn Stadtpfleger und erschien auf den Kasino, wo er nach der Altersreihe mit jeder der vier Schwestern tanzte, wenn's keine Polka war, als welche er nicht gelernt hatte; aber zu welcher der vier sich sein Herz neigte, wenn es sich überhaupt neigte, das blieb ungewiß.

Da erschien einst ein glorreicher Tag für die Familie. Ein höchst musikalischer Provisor (Lehrgehilfe), der seit kurzem im Städtchen war, veranstaltete ein Privatkonzert, ein bis dahin in St. ganz neuer Gedanke, und Therese sollte darin in einem Duett mit ihm auftreten. Tagelang erschallte die ganze Straße von den schmelzenden Tönen, die sie einübte, und glänzend waren die Vorbereitungen, die auf dieses Ereignis getroffen wurden. Der Papa mußte den Beutel ziehen und vier neue Foulardkleider anschaffen, ein unerhörter Luxus in St. Selbst die Tante und Nanettle sollten diesmal mitgehen. Karoline putzte der ersteren eine äußerst fashionable Haube heraus, und für die Kleine wurde ein rosenrotes Jakonettkleid, ein Erbstück von Auguste, zurechtgemacht.

Der große Tag brach an. Sämtliche vier Paläste liefen vom frühen Morgen an mit aufgewickelten Haaren herum, so daß heute das Nanettle, deren glattgescheiteltes Haar keine so mühsame Vorschule brauchte, Schnittlauch, Blumen und Stieglitz allein versorgen mußte. Die Stube dampfte vor Wärme, weil den ganzen Tag Bügelstähle glühend gemacht wurden, um die Kleider und Chemisetten

auszubügeln. Lotte mußte all ihr Gummielastikum aufopfern zur Reinigung der hellen Glacéhandschuhe; kurz, es war ein Leben und Treiben, wie wohl schwerlich in einem Palais vor einem Hoffeste. Endlich dämmerte der Abend, der Putz war beendet; die als Wache aufgestellte Magd kam mit der Kunde, daß die Familie des Apothekers und des Gerichtsnotars bereits hineingezogen seien (niemand wollte zuerst kommen); der galante Provisor erschien, um seine Sängerin zu geleiten — sein Musiktalent hatte ihn um eine Rangstufe erhoben — und der Zug setzte sich in Bewegung: der Papa mit den vier Palästen voraus, daneben als Zugabe der Provisor; dann mit hochklopfendem Herzen Nanettle, das seinen ersten Ausflug in die Welt machte, an der Seite der Tante, die zu großem Entsetzen der Schwestern noch weite Ärmel an ihrem Tibetkleid hatte, weshalb sie sich etwas von ihr wegmachten; denn man konnte nicht wissen, was für Fremde, durch das Konzert angelockt, heute erscheinen würden.

Der Saal war glänzend hergestellt, zum wenigsten sechs Talglichter brannten an den Seitenwänden in blechernen Wandleuchtern und ein Transparent mit einer Leier und der Inschrift: Willkommen! von Tannenzweigen umgeben, prangte in der Mitte; das Anzünden der Lämpchen hinter demselben wurde aber von dem Herrn Oberamtmann für feuergefährlich erklärt und unterblieb.

Nach einer Art Ouvertüre und einem Quartett von ausgezeichneten Mitgliedern des Liederkranzes, wobei nur leider Tenor und Baß in einigen Zwiespalt kamen, trat der Provisor auf, an der Hand zierlich Fräulein Therese führend, die zur Auszeichnung vor den Schwestern ihr Haupt mehrfach mit roten Chenillen umwunden hatte. Mit hohem Erröten arrangierte diese ihre Stellung und überschaute das versammelte Publikum; da gewahrte sie den eben angekommenen Herrn Beutter, höchst elegant, im blauen Frack mit gelben Knöpfen, weißer Weste und blaugestreiften Atlasschlips, und, o Freude! er unterhielt sich mit keiner der Schwestern, bloß mit der Tante und Nanettle. Dieser tröstliche Anblick stärkte ihren Mut

und mit gewaltiger Stimme hob sie gegen die Gruppe mehr als gegen den Provisor gewendet zu singen an:

„Wenn mir dein Auge strahlet,
Ist mir so wohl, so gut,
Und meine Wange malet
Die nie gefühlte Glut!“

Bescheidentlich sang der Provisor dagegen:

„Ach dämpfen Sie dieses Feuer,
Uns trennen fordert Pflicht;
Dem Freunde sind Sie teuer,
Doch fordern Sie Liebe nicht!“

Obgleich durch die höfliche Änderung des Du in Sie von seiten des Provisors der Rhythmus hie und da Not litt, so wurde doch das Duett glücklich unter rauschendem Applaus zu Ende gesungen, und in stolzer Bescheidenheit begab sich Therese an den Tisch, wo die Familie bereits bei Bratwürsten versammelt saß.

Nach einem Solo des Provisors und einem Chor mit Echo, vorgetragen vom Liederkranz, wobei die Sänger, die das Echo vorstellten, sich unter das Bett im anstoßenden Schlafkabinett legten, was eine überraschende Wirkung hervorbrachte, war der Ohrenschmaus vorüber und die Sänger schauten nach dem Speisezettel, um zu sehen, was das gerührte Publikum für sie übrig gelassen hatte.

Herr Beutter war heute ungemein gesprächig und brachte sogar einige Späße zutage, so daß der belesenen Therese die Sage vom Orpheus einfiel. Die Tante gefiel sich auch ungemein, zumal da niemand an ihren Blusenärmeln Anstoß zu nehmen schien und ihr im Gegenteil der Herr Kameralverwalter einmal ums andre seine silberne Dose präsentierte. Die Kleine aber war ganz in sich hinein vergnügt, glückselig, auch einmal in der großen Welt zu sein, und antwortete auf Herrn Beutters freundliche Redensarten, ohne aufzusehen, fast nur mit Lächeln.

Elf Uhr schlug’s. Das war die Zeit zum Aufbruch, obgleich der Buchhalter noch etwas von einem Tänzchen gesprochen hatte. Die Kerzen waren herabgebrannt und der Schwanenwirt bezeigte

keine Luft, neue aufzustecken; die Papa waren schläfrig, das Orchester müde: so wurden denn die Schals und Mäntel angezogen, die Laternchen angezündet und jedermann zog seine Straße, unsere Familie zuletzt; es dauerte so gar lange, bis sie equipiert war und der Papa sich mit dem Schwanenwirt über die eigentliche Anzahl der genossenen Würste und Brote verständigt hatte. Endlich waren alle auf der Straße; da entdeckte Therese mit großem Wehklagen, daß sie ihre Tasche vergessen habe. „Die läßt man morgen im Schwanen holen," meinte der Vater. „Nein, ach nein," rief Therese ängstlich, „um keinen Preis!" und gestand zuletzt, daß ihr Stammbuch in besagter Tasche stecke, das sie bei solchen Gelegenheiten immer bei sich führe, „da man ja nicht wissen könne, wo man eine interessante Bekanntschaft mache, und das wolle sie um keine Welt über Nacht in der Gewalt der naseweisen Schwanenwirtstöchter lassen." — „Ich laufe geschwind zurück und hole dir's," erbot sich das gefällige Nanettle. „Ihr braucht nicht auf mich zu warten; gebt mir nur das Laternchen und geht langsam voraus!"

Unbesorgt ließ man die Kleine gehen, die nach langem Suchen endlich die Tasche samt Stammbuch fand und sich auf den Rückweg machte. „Erlauben Sie, daß ich Sie heimbegleite, Fräulein Nanette?" fragte unter der Haustür des Gasthofs eine bekannte Stimme. Erstaunt erhob Nanettle ihr Laternchen und erkannte den Herrn Beutter, den sie längst mit den Schwestern voraus geglaubt hatte, und der nun in artiger Stellung mit zierlich gekrümmtem Arm dastand, um sie heimzuführen. — Das war dem guten Nanettle noch nicht vorgekommen. Den Faust hatte sie nicht gelesen, somit fiel ihr keine Entgegnung ein, und hocherrötend mit frohem Zittern legte sie die Fingerspitzen auf Herrn Beutters Arm und ließ sich heimführen. Herr Beutter aber fühlte heute Löwenmut und wollte die Stunde nicht ungenützt verstreichen lassen. „Fräulein," hob er an, „Sie sind aber so grausam!" — „Grausam, warum?" fragte das Nanettle in höchstem Erstaunen. Seit sie in der Schule das schöne Sprüchlein gelernt:

Quäle nie ein Tier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz,

hatte sie nie mehr etwas über Grausamkeit gehört und wußte gar nicht, warum man sie eines solchen Lasters beschuldige. — „Ja, weil Sie mich gar nicht mögen und nicht merken wollen, wie ich Sie so lieb habe," platzte Herr Beutter heraus, ließ aber, erschreckt über seine eigene Keckheit, ihren Arm los und sprang davon aus Leibeskräften.

„Warten Sie doch, Herr Beutter!" rief das alterierte Nanettle, „ich bin ja nicht grausam!" und lief ihm eiligst nach in lauterer Seelengüte, Herr Beutter davon in vollem Galopp, bis der seltsame Wettlauf an seiner Ladentür ein Ende nahm, wo sie beiderseits zur Besinnung kamen und Nanettle sich tief beschämt dem eigenen Hause zuwandte. „Ja, mögen Sie mich denn?" flüsterte eiligst noch Herr Beutter. — „Ich glaube, aber ich weiß nicht," war ihre Antwort, und im Nu war sie an der Tür, die von der besorgten Tante aufgezogen wurde.

Der Tante wurde noch in der Nacht unter vielen Tränen und heißem Erröten die Geschichte der ganzen großen Begebenheit anvertraut. Sie legte keinen großen Wert darauf und demütigte das arme Kind tief durch die Vermutung, Herr Beutter werde etwas im Kopf gehabt und gar nicht gewußt haben, was er sage; sie stellte dies auch so wahrscheinlich dar, daß das arme Kind in noch größeren Jammer kam, da sie sich ihres eigenen unbedachten Benehmens jetzt aufs tiefste schämte. Zuletzt schlief sie unter bitteren Tränen ein, indem sie rechtes Mitleid mit sich selbst hatte, daß sie noch so jung sei und doch schon so gar unglücklich.

Aber am Morgen kommt die Freude. Und sie kam zuerst in Gestalt von Herrn Beutters dickköpfigem Ladenbuben, der ein schön gefaltetes Schreiben auf Postvelin Nr. 1 an den Papa überbrachte. Dieses Schreiben fiel nun wie eine Bombe in das friedliche Haus, denn es enthielt eine Werbung in bester Form „um dero jüngste Tochter, Fräulein Christiana". Das fuhr wie ein Schlag aus heiterem

Himmel in den Schwesternkreis; das war nicht möglich, es mußte ein Irrtum obwalten, so dumm konnte doch der Beutter nicht sein! Das durfte der Papa nicht zugeben, wäre ja eine Sünde! Ein solches Kind, und heiraten!

Da fing das Nanettle an herzlich zu weinen und sagte, es wisse wohl, daß ihm nichts Gutes beschieden sei; es wolle sich in alles schicken, vielleicht sterbe es bald, das sei am besten. Nun ward die Tante weichherzig und sprach für ihren Liebling; der Vater sah gar kein Hindernis und die Schwestern begannen sich zu fassen. Sie waren gutmütige Mädchen und gescheite dazu; denn jede erklärte jetzt, sie sei recht froh, daß der Beutter sie nicht gewollt, für keine hätte er getaugt und keine hätte ihn genommen. Der Auguste war er viel zu still, zu wenig lebhaft; Therese erklärte, sie nehme keinen, der nicht musikalisch sei; der Karoline wäre es viel zu langweilig gewesen, ihr Leben lang in der nämlichen Gasse wohnen zu müssen, und die Lotte, die konnte gar nicht daran denken, in ein offenes Geschäft zu gehen, wo man Öl und Essig, Käse und Schnupftabak verkaufe und in der Ladenstube wohne. Ja, ja, es war recht gut so gegangen, und einen Korb hätte man doch auch nicht gern gegeben. Mit der Kleinen, die noch gar nichts sei, sei der Mann freilich angeführt, aber man könne sie ja noch anleiten usw.

So wurde dem Papa gestattet, ein Jawort unter der Bedingung gehörigen Aufschubs der Hochzeit zu schreiben. Herr Beutter kam im schönsten Staat und ward vom Vater mit Anstand, von der Tante mit Freudentränen, von den Schwägerinnen mit kühler Freundlichkeit und von dem Bräutchen mit höchster Verlegenheit empfangen. Es brauchte recht lange, bis die beiden sich in die Rolle eines Brautpaars finden konnten; hat sich aber alles gegeben, und wer die hübsche, gewandte Frau jetzt hinter ihrem Ladentisch sieht, glaubt gar nicht mehr, daß sie einst das schüchterne Nanettle war, das dem Herrn Beutter bis an seine Ladentür nachgelaufen ist.

Das Stuttgarter Hutzelmännlein.

Märchen.

Von **Eduard Mörike.**

Ein Kobold gut bin ich bekannt
In dieser Stadt und weit im Land;
Meines Handwerks ein Schuster war
Gewiß vor siebenhundert Jahr.
Das Hutzelbrot ich hab' erdacht,
Auch viel seltsame Streich gemacht.

Wohl vor fünfhundert und mehr Jahren, zu denen Zeiten, als Graf Eberhard von Wirtemberg, ein tapferer Kriegsheld und ruhmvoller Herr, nach langen, schrecklichen Fehden mit des Deutschen Reichs Häuptern, mit dem Habsburger Rudolf und dessen Nachfolgern, zumal auch mit den Städten, das Schwabenland nun wieder zu Ruh' und Frieden kommen ließ, befand sich in Stuttgart ein Schustergesell Namens Seppe bei einem Meister, der ihm nicht gefiel, deshalb er ihm aufsagte; und weil er nie gar weit vor seine Vaterstadt hinaus gekommen, nicht Eltern noch Geschwister mehr hatte, so war er jetzt willens, zu wandern.

Die letzte Nacht, bevor er reiste, saß er allein in der Gesellenkammer auf (die andern waren noch beim Wein oder sonst zu Besuch), sein Ranzen lag geschnürt vor ihm, sein Wanderstab daneben, der hübsche Bursche aber hing den Kopf, er wußte nicht so recht warum, und auf dem Tisch die Ampel brannte einen großen, großen Butzen. Indem er jetzt aufschaute und nach dem Klämmchen griff, dem Zochen (Docht) zu helfen, sah er auf seiner leeren Truche ein fremdes Männlein sitzen, kurz und stumpig, es hätte ihm nicht bis zum Gürtel gereicht. Es hatte ein schmutziges Schurzfell um, Pantoffeln an den Füßen, pechschwarze Haare, dazu aber hellblaue freundliche Augen.

„Gott grüß' dich, Seppe! Kennst mich nit? Ich bin der Pechschwitzer, das Hutzelmännlein, der Tröster. Ich weiß, du bist ein braves Burgerskind, sorgst immerdar für anderer Leute Fußwerk und gehst doch selbst nicht auf dem besten Zeug. Da du nun morgen reisen willt, so hab' ich dir statt einem Wanderpfennig etwas mitgebracht von meiner eignen Arbeit: sind Glücksschuh', zwei Paar, schau' her. Die einen legst du an gleich morgen; sie ziehen sich nach dem Fuß und reißen nicht dein Leben lang; die andern aber nimm und stell' sie unterwegs an eine Straße, versteh' mich, unbeschrien, wo niemand zusieht. Vielleicht, daß dir dein Glück nach Jahr und Tag einmal auf Füßen begegnet. Auch hast du hier noch obendrein etwas zum Naschen, ein Laiblein Hutzelbrot.* Soviel du davon schneidst, so viel wachst immer wieder nach im Ranzen oder Kasten, wenn du auch nur ein Ränftlein, Fingers breit, übrig behältst. Ganz sollst du's nie aufzehren, sonst ist es gar. Behüt' dich Gott, und tu' in allem wie ich sagte. Noch eins: kommst du etwa ins Oberland, Ulm zu und gen Blaubeuren, und findst von ungefähr ein Klötzlein Blei, nimm es zu Handen und bring's mir." — Der Seppe versprach's und dankte geziemend für alles; das Männlein aber war in einem Hui verschwunden.

Nun jauchzte der Geselle überlaut, beschmeckte bald das Brot, beschaute bald die zwei Paar Schuhe. Sie sahen ziemlich aus wie er sie selber machte, nur daß sie feine, wunderliche Stiche hatten und hübsch mit einem zarten, roten Leder ausgefüttert waren. Er zog sie an, spazierte so ein dutzendmal die Kammer auf und ab, da ihm denn in der Kürze freilich nichts Besonderes von Glück passieren wollte. Darnach ging er zu Bett und schlief, bis der Morgen rot wurde. Da deucht' es ihn, als wenn ihm jemand klopfte, zwei-, dreimal, recht vernehmlich, daß er jählings erwachte. Die andern hörten's auch, doch schliefen sie gleich wieder ein. Das haben meine vier Rappen getan! dachte er und horchte hin, allein es rührte und regte sich nichts mehr.

* Hutzelbrot, Schnitzbrot: schwäbisches Weihnachtsgebäck, Schwarzbrot mit gedörrten Birnschnitzen (Hutzeln), Zwetschgen u. a.

Als er nun fix und fertig angezogen stand und gar vergnügt auf seine Füße niedersah, sprach er: jetzt laufen wir dem Teufel ein Bein weg! jetzt tausche ich mit keinem Grafen! — Wohl und



Eduard Mörike

gut; nur eine Kleinigkeit hat er versehen: er hat den einen Schuh von seinem Paar mit dem einen vom andern verwechselt. Ach wer ihm das gesagt hätte!

So schlich er denn leis die Stiege hinunter, die Meistersleute nicht zu wecken; denn Abschied hatte er gestern genommen, und statt der Suppe aß er gleich ein tüchtiges Stück Schnitzbrot in währendem Gehen. So etwas hatte er noch niemals über seinen Mund gebracht, wohl aber oft von seiner Großmutter gehört, daß sie einmal in ihrer Jugend bei einer Nachbarsfrau ein Stücklein vom echten bekommen, und daß es eine Ungüte von Brot (unvergleichlich gutes Brot) drum sei.

Wie er jetzt vor dem oberen Tor draußen war, zween Bogenschüsse oder drei, kam er an eine Brücke: da mußte er ein wenig niedersitzen, die Türme seiner Vaterstadt, das Grafenschloß, die Häuser und Mauern noch einmal in der Morgensonne besehen; dann, eh' er weiter ging, fiel ihm noch ein: hier könnt' ich das Paar Schuh auf den Brückenrand stellen. Er tat's und zog fürbaß. — Eine Stunde über die Weinsteig hinaus kommt er in einen grünen Wald. Von ungefähr hört er auf einer Eiche den Blauen Montag schreien, welches ein kurzweiliger Vogel ist, der seinen Namen davon hat, daß er immer einen Tag in der Woche mit der Arbeit aussetzt; da singt er nichts als Schelmenlieder und schaut gemächlich zu, wie andere Vögel ihre Nester richten, brüten und ihre Jungen ätzen; die seinigen krepieren ihm auch ordinär, deswegen er ein Raritätsvogel ist. So einen muß ich haben! denkt der Seppe: ich biet' ihn einem großen Herrn an unterwegs. Ein sonderer Vogel ist oft gern zwei Kälber wert, die Hepsisauer haben ihre Kirchweih um einen Guckigauch (Kuckuck) verkauft: wenn ich nur einen Taler löse, tut mir's wohl. Wie komm' ich nur gleich da hinauf? — Seiner Lebtage hat er nie klettern können, diesmal aber ging's, als hätten ihrer sechs an ihm geschoben, und wie er droben ist, da sieht er sieben Junge, flügg, mit blauen Köpfen, im Nest! Er streckt schon eine Hand danach — krach! bricht ein fauler Ast, und drunten liegt der Schuster — daß er nicht Hals und Bein brach, war ein Wunder. Ich weiß nicht, sagte er, indem er aufstand und die Platte rieb, was ich von dem Pechschwitzer denken soll; das ist kein mutiger Anfang!

Zu seinem Trost zog er sein Schnitzbrot aus dem Ranzen und fand dasselbe wahrlich beinah schon wieder rund und ganz gewachsen. Er sprach dem Laiblein aber im Marschieren so lang zu, bis ihm ganz übel ward, und deuchte ihn, er habe sich für alle Zeit Urdrutz (Widerwillen) daran gegessen. Sei's drum! ein Sprüchlein sagt: es ist nur geschlecket, das nimmer klecket.

Sein Sinn war allermeist auf Augsburg oder Regensburg gerichtet, denn diese Städte hatte er vor manchen andern rühmen hören; zuvörderst wollte er aber nach Ulm.

Mit großen Freuden sah er bald von der Bempflinger Höhe die Alb als eine wundersame blaue Mauer ausgestreckt. Nicht anders hatte er sich immer die schönen blauen Glasberge gedacht, dahinter, wie man ihm als Kind gesagt, der Königin von Saba Schneckengärten liegen. Doch war ihm wohl bekannt, daß oben weithin wieder Dörfer seien, als: Böhringen, Zainingen, Feldstetten, Suppingen, durch welche sämtlich nacheinander er passieren mußte.

Jetzt hing sich auf der Straße ein Schönfärbergesell an ihn, gar sehr ein naseweises Bürschchen, spitzig und witzig, mit Backen rosenrot, Glitzäugelein, ein schwarzes Kräuselhaar dazu, und schwatzte oder pfiff in einem weg. Der Seppe achtete nicht viel auf ihn, zumal ihm eben jetzt etwas im Kopf umging, das hätte er sich gern allein im stillen überlegt. Am Weg stand eine Kelter, mit einem umgelegten Trog davor, auf diesen setzt' er sich, der Meinung, sein Weggenoss' soll weiter gehen. Der aber warf sich seitwärts hinter ihm ins Gras und schien bald eingeschlafen, von der Hitze müd. Da war es still umher; ein einziges Heimlein sang am staubigen Rain so seine Weise ohn' Aufhören fort.

Endlich da fing der Seppe vor sich selbst, doch laut genug, zu sprechen an: „Jetzt weiß ich, was ich tu': ich werd' ein Scherenschleifer! Wo ich halt geh' und steh', juckt's mich, ein Rad zu treten, und sollt's ein Spinnrad sein!" (Dem war auch richtig so und konnte gar nicht anders sein, denn einer seiner Schuhe war für ein Mädchen

gefeit und gesegnet.) „Die Art von Schleiferei" — so sprach der Seppe weiter — „muß einer doch bald können, und so ein Kerl führt seine Werkstatt lustig auf einem Schubkarrn durch die Welt, sieht alle Tage eine andere Stadt, da pflanzt er sich im Schatten an einem Marktecke auf und dreht seinen Stein, daß die Funken wegfliegen. Die Leute mögen sprechen, was sie wollen, das ist jetzt einmal mein Beruf und mein Genie, ich spür's in allen Gliedern; und wo mir recht ist hat mein Ehni seliger einmal gesagt: der Seppe ist unter dem Zeichen des Wetzsteins geboren."

Bei diesen Reden richtete sich das Färberlein halb in die Höh': der ist ein Letzkopf, dachte es, und ich bin meines Lebens neben ihm nicht eines Glaubens Länge sicher; — stand sachte auf, schlich sich hinweg in einem guten Bogen über das Ackerfeld, und fußete sodann der graden Straße nach, als brennte ihm der Steiß, Metzingen zu. Der Schuster, welcher endlich auch aufbrach, sah ihn von weitem rennen, argwöhnte aber nichts und zog, seines Vorsatzes herzlich vergnügt, dem selben Flecken zu. Allein wie schaute er hoch auf, da alle Leute dort die Köpfe nach ihm aus den Fenstern streckten und ihm die Kinder auf der Gasse, an zwanzig, mit Geschrei nachsprangen und sangen:

„Scheraschleifer, wetz, wetz, wetz,
Laß dei' Rädle schnurra!
Stuagart ist a grauße Stadt,
Lauft a Gänsbach dura."

Der Seppe hatte einen Stiefelszorn, schwang öfter seinen Knotenstock gegen den Schwarm, sie schrieen aber nur um desto ärger, und also macht' er sich, so hurtig er nur konnte, aus dem Wespennest hinaus. Noch vor der letzten Hütte draußen hörte er ein Stimmlein verhallend im Wind:

„Scheraschleifer, wetz, wetz, wetz!"

Er hätte für sein Leben gern den Färber, welcher ihm den Possen spielte, da gehabt und ihm das Fell gerucht, wie er's verdiente, der aber blieb im Ort zurück, wo er in Arbeit stand. Sonst war der Wicht in Büßingen daheim, wie er dem Seppe sagte.

Derselbe ließ sich den erlittenen Schimpf nicht allzu lang anfechten, noch seinen Vorsatz dadurch beugen. Er machte seinen Trott so fort, und widerfuhr ihm diesen Tag nichts weiter von Bedeutung, als daß er etlichmal rechts ging, wo er links gesollt hätte, und hinwiederum links, wo es rechts gemeint war; das freilich nach dem Zeugnis aller Reis'beschreiber schon gar die Art nicht ist, um zeitig und mit wenig Kosten an einen Ort zu kommen.

Einstweilen langte es doch eben noch bis Urach, wo er zur Nachtherberge blieb. Am Morgen ging's hinauf die hohe Steig auf das Gebirg, nicht ohne vieles Stöhnen, denn sein einer Schuh — er merkte es schon gestern — hatte ihm ein Hühneraug' gedrückt, das machte ihm zu schaffen. Da wo die Steig am End' ist, holte er zum Glück ein gutes Bäuerlein aus Suppingen auf einem Wagen mit etwas Schreinwerk ein, das hieß ihn ungebeten bei ihm aufsitzen.

Als sie nun eine Weile so, die große Ebene hinfahrend, beieinander saßen, fing der Bauer an: „Mit Vergunst, i muaß jetzt doch fürwitzig froga: Gelt, Ihr sind g'wiß a Dreher?" — „Warum?" — „Ei," sprach das Bäuerlein und sah auf des Gesellen Fuß: „do der Kamrad arbeit't allfort, ma moint, er müaß äll' mei' vier Räder tretta!"

Der Seppe schämte sich ein wenig, im Herzen war er aber selig froh und dachte: hat mir der Bauer da ein Licht aufstecken müssen! Auf einen Drehstuhl will's mit dir hinaus und anderst nirgends hin!

Von nun an war der Schuster wie ein umgewend'ter Handschuh, ganz ein andrer Mensch, gesprächig, lustig, langte den Schnitzlaib heraus, gab ihn dem Bäuerlein bis auf den Anschnitt, sagend: „Lieber Mann, deß' bin ich froh, daß Ihr mir angesehen, daß ich ein Dreher bin!" — „Ha," sprach der andere, „sell (selbiges) ist guat merka." — Der Alte kaute einen Bissen und machte ordentlich die Augen zu dabei, so gut schmeckte es ihm; das übrige hob er als Heimbringens auf für Weib und Kinder. Darnach ward er redselig, erzählte dem Gesellen allerlei: vom Hanf- und Flachsbau

auf der Alb; wie sie im Winter gut in ihren strohgedeckten Hütten säßen, ingleichen wie man solche Dächer mit besonderer Kunst verfertige. Auch wußte er ihm viel zu sagen von Blaubeuren, einem Städtlein und Kloster im Tal, zwischen mächtigen Felsen gelegen; da komme er hindurch und möge er sich ja den Blautopf auch beschauen, wie alle Fremde tun.

Du aber, wohlgeneigter Leser, lasse dich, derweil die beiden so zusammen diskurieren, auch etlicher Dinge besonders berichten, die, ob sie sich zwar lang vor Seppes Zeit begeben, nichts desto minder zu dieser Geschichte gehören. Vernimm hiernach die wahre und anmutige

Historie von der schönen Lau.

Der Blautopf ist der große runde Kessel eines wundersamen Quells bei einer jähen Felsenwand gleich hinter dem Kloster. Gen Morgen sendet er ein Flüßchen aus, die Blau, welche der Donau zufällt. Dieser Teich ist einwärts wie ein tiefer Trichter, sein Wasser ist von Farbe ganz blau, sehr herrlich, mit Worten nicht wohl zu beschreiben; wenn man es aber schöpft, sieht es ganz hell in dem Gefäß.

Zu unterst auf dem Grund saß ehemals eine Wasserfrau mit langen, fließenden Haaren. Ihr Leib war allenthalben wie eines schönen, natürlichen Weibs, dies eine ausgenommen, daß sie zwischen den Fingern und Zehen eine Schwimmhaut hatte, blühweiß und zärter als ein Blatt von Mohn. Im Städtlein ist noch heutzutage ein alter Bau, vormals ein Frauenkloster, hernach zu einer großen Wirtschaft eingerichtet, und hieß darum der Nonnenhof. Dort hing vor sechzig Jahren noch ein Bildnis von dem Wasserweib, trotz Rauch und Alter noch wohl kenntlich in den Farben. Da hatte sie die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, ihr Angesicht sah weißlich, das Haupthaar schwarz, die Augen aber, welche sehr groß waren, blau. Beim Volk hieß sie die arge L a u im Topf, auch wohl die schöne Lau. Gegen die Menschen erzeigte sie sich bald böse, bald gut. Zu Zeiten,

wenn sie im Unmut den Gumpen übergehen ließ, kam Stadt und Kloster in Gefahr, dann brachten ihr die Bürger in einem feierlichen Aufzug oft Geschenke, sie zu begütigen, als Gold- und Silbergeschirr, Becher, Schalen, kleine Messer und andre Dinge; dawider zwar, als einen heidnischen Gebrauch und Götzendienst, die Mönche redlich eiferten, bis derselbe auch endlich ganz abgestellt worden. So feind darum die Wasserfrau dem Kloster war, geschah es doch nicht selten, wenn Pater Emeran die Orgel drüben schlug und kein Mensch in der Nähe war, daß sie am lichten Tag mit halbem Leib heraufkam und zuhorchte; dabei trug sie zuweilen einen Kranz von breiten Blättern auf dem Kopf und auch dergleichen um den Hals.

Ein frecher Hirtenjung belauschte sie einmal in dem Gebüsch und rief: „Hei, Laubfrosch! git's guat Wetter?" Geschwinder als ein Blitz und giftiger als eine Otter fuhr sie heraus, ergriff den Knaben beim Schopf und riß ihn mit hinunter in eine ihrer nassen Kammern, wo sie den ohnmächtig Gewordenen jämmerlich verschmachten und verfaulen lassen wollte. Bald aber kam er wieder zu sich, fand eine Tür und kam, über Stufen und Gänge, durch viel Gemächer in einen schönen Saal. Hier war es lieblich, glusam (warm) mitten im Winter. In einer Ecke brannte, indem die Lau und ihre Dienerschaft schon schlief, auf einem hohen Leuchter mit goldenen Vogelfüßen als Nachtlicht eine Ampel. Es stand viel köstlicher Hausrat herum an den Wänden, und diese waren, samt dem Estrich, ganz mit Teppichen staffiert, Bildweberei in allen Farben. Der Knabe hurtig nahm das Licht herunter von dem Stock, sah sich in Eile um, was er noch sonst erwischen möchte, und griff aus einem Schrank etwas heraus, das stak in einem Beutel und war mächtig schwer, deswegen er vermeinte, es sei Gold; lief dann und kam vor ein erzenes Pförtlein, das mochte in der Dicke gut zwo Fäuste sein, schob die Riegel zurück und stieg eine steinerne Treppe hinauf in unterschiedlichen Absätzen, bald links, bald wieder rechts, gewiß vierhundert Stufen, bis sie zuletzt ausgingen und er auf ungeräumte Klüfte stieß; da mußte er das Licht dahinten lassen und kletterte

so mit Gefahr seines Lebens noch eine Stunde lang im Finstern hin und her, dann aber brachte er den Kopf auf einmal aus der Erde. Es war tief Nacht und dicker Wald um ihn. Als er nach vielem Irregehen endlich mit der ersten Morgenhelle auf gänge Pfade kam und von dem Felsen aus das Städtlein unten erblickte, verlangte ihn, am Tag zu sehen, was in dem Beutel wäre; da war es weiter nichts als ein Stück Blei, ein schwerer Kegel, spannenlang, mit einem Öhr an seinem obern Ende, weiß vor Alter. Im Zorn warf er den Plunder weg, ins Tal hinab, und sagte nachher weiter niemand von dem Raub, weil er sich dessen schämte. Doch kam von ihm die erste Kunde von der Wohnung der Wasserfrau unter die Leute.

Nun ist zu wissen, daß die schöne Lau nicht hier am Ort zu Hause war; vielmehr war sie, als eine Fürstentochter, und zwar von Mutter Seiten her halb menschlichen Geblüts, mit einem alten Donau-Nix am Schwarzen Meer vermählt. Ihr Mann verbannte sie darum, daß sie nur tote Kinder hatte. Das aber kam, weil sie stets traurig war, ohn' einige besondere Ursach. Die Schwiegermutter hatte ihr geweissagt, sie möge eher nicht eines lebenden Kindes genesen, als bis sie fünfmal von Herzen gelacht haben würde. Beim fünften Male müßte etwas sein, das dürfe sie nicht wissen, noch auch der alte Nix. Es wollte aber damit niemals glücken, so viel auch ihre Leute deshalb Fleiß anwendeten; endlich da mochte sie der alte König ferner nicht an seinem Hofe leiden und sandte sie an diesen Ort, unweit der obern Donau, wo seine Schwester wohnte. Die Schwiegermutter hatte ihr zum Dienst und Zeitvertreib etliche Kammerzofen und Mägde mitgegeben, so muntere und kluge Mädchen, als je auf Entenfüßen gingen (denn was von dem gemeinen Stamm der Wasserweiber ist, hat rechte Entenfüße); die zogen sie, pur für die Langeweile, sechsmal des Tages anders an — denn außerhalb dem Wasser ging sie in köstlichen Gewändern, doch barfuß —, erzählten ihr alte Geschichten und Mären, machten Musik, tanzten und scherzten vor ihr. An jenem Saal, darin der Hirtenbub ge-

wesen, war der Fürstin ihr Gaden oder Schlafgemach, von welchem eine Treppe in den Blautopf ging. Da lag sie manchen lieben Tag und manche Sommernacht, der Kühlung wegen. Auch hatte sie allerlei lustige Tiere, wie Vögel, Küllhasen (Kaninchen) und Affen, vornehmlich aber einen possigen Zwerg, durch welchen vormals einem Ohm der Fürstin war von eben solcher Traurigkeit geholfen worden. Sie spielte alle Abend Damenziehen, Schachzagel (Schachspiel) oder Schaf und Wolf mit ihm; so oft er einen ungeschickten Zug getan, schnitt er die raresten Gesichter, keines dem andern gleich, nein, immer eines ärger als das andere, daß auch der weise Salomo das Lachen nicht gehalten hätte, geschweige denn die Kammerjungfern oder du selber, liebe Leserin, wärst du dabei gewesen; nur bei der schönen Lau schlug eben gar nichts an, kaum daß sie ein paar Mal den Mund verzog.

Es kamen alle Jahr um Winters Anfang Boten von daheim, die klopften an der Halle mit dem Hammer, da frugen dann die Jungfern:

„Wer pochet, daß einem das Herz erschrickt?"

Und jene sprachen:

„Der König schickt!
Gebt uns wahrhaftigen Bescheid,
Was Guts ihr habt geschafft die Zeit."

Und sie sagten:

„Wir haben die ferndigen* Lieder gesungen,
Und haben die ferndigen Tänze gesprungen,
Gewonnen war es um ein Haar! —
Kommt, liebe Herren, übers Jahr!"

So zogen sie wieder nach Haus. Die Frau war aber vor der Botschaft und darnach stets noch einmal so traurig.

Im Nonnenhof war eine dicke Wirtin, Frau Betha Seysolffin, ein frohes Biederweib, christlich, leutselig, gütig; zumal an armen reisenden Gesellen bewies sie sich stets als eine rechte Fremdenmutter. Die Wirtschaft führte zumeist ihr ältester Sohn, Stephan, welcher verehlicht war; ein anderer, Xaver, war Klosterkoch, zwo

* Vorjährigen.

Töchter noch bei ihr. Sie hatte einen kleinen Küchengarten vor der Stadt, dem Topf zunächst. Als sie im Frühjahr einst am ersten warmen Tag dort war und ihre Beete richtete, den Kappis (Kohl), den Salat zu säen, Bohnen und Zwiebel zu stecken, besah sie sich von ungefähr auch einmal recht mit Wohlgefallen wieder das schöne blaue Wasser überm Zaun und mit Verdruß daneben einen alten garstigen Schutthügel, der schändete den ganzen Platz; nahm also, wie sie fertig war mit ihrer Arbeit und das Gartentürlein hinter sich zugemacht hatte, die Hacke noch einmal, riß flink das gröbste Unkraut aus, erlas etliche Kürbiskern' aus ihrem Samenkorb und steckte hin und wider einen in den Haufen. (Der Abt im Kloster, der die Wirtin, als eine saubere Frau, gern sah — man hätte sie nicht über vierzig geschätzt, er selber aber war gleich ihr ein stark-beleibter Herr — stand just am Fenster oben und grüßte herüber, indem er mit dem Finger drohte, als halte sie zu seiner Widersacherin.) Die Wüstung grünte nun den ganzen Sommer, daß es eine Freude war, und hingen dann im Herbst die großen gelben Kürbis an dem Abhang nieder bis zu dem Teich.

Jetzt ging einsmals der Wirtin Tochter, Jutta, in den Keller, woselbst sich noch von alten Zeiten her ein offener Brunnen mit einem steinernen Kasten befand. Beim Schein des Lichts erblickte sie darinnen mit Entsetzen die schöne Lau, schwebend bis an die Brust im Wasser, sprang voller Angst davon und sagt's der Mutter an; die fürchtete sich nicht und stieg allein hinunter, litt auch nicht, daß ihr der Sohn zum Schutz nachfolge, weil das Weib nackt war.

Der wunderliche Gast sprach diesen Gruß:

„Die Wasserfrau ist kommen
Gekrochen und geschwommen,
Durch Gänge, steinig, wüst und kraus,
Zur Wirtin in das Nonnenhaus.
Sie hat sich meinethalb gebückt,
Mein' Topf geschmückt
Mit Früchten und mit Ranken,
Das muß ich billig danken.“

Sie hatte einen Kreisel aus wasserhellem Stein in ihrer Hand, den gab sie der Wirtin und sagte: „Nehmt dieses Spielzeug, liebe Frau, zu meinem Angedenken! Ihr werdet guten Nutzen davon haben. Denn jüngsthin habe ich gehört, wie Ihr in Eurem Garten der Nachbarin klagtet, Euch sei schon auf die Kirchweih Angst, wo immer die Bürger und Bauern zu Unfrieden kämen und Mord und Totschlag zu befahren sei. Derhalben, liebe Frau, wenn wieder die trunknen Gäste bei Tanz und Zeche Streit beginnen, nehmt den Topf zur Hand, und dreht ihn vor der Tür des Saals im Öhrn, da wird man hören durch das ganze Haus ein mächtiges und herrliches Getöne, daß alle gleich die Fäuste werden sinken lassen und guter Dinge sein, denn jählings ist ein jeder nüchtern und gescheit geworden. Ist es an dem, so werfet Eure Schürze auf den Topf, da wickelt er sich alsbald ein und lieget stille."

So redete das Wasserweib. Frau Betha nahm vergnügt das Kleinod samt der goldenen Schnur und dem Halter von Ebenholz, rief ihrer Tochter Jutta her (sie stand nur hinter dem Krautfaß an der Staffel), wies ihr die Gabe, dankte, und lud die Frau, so oft die Zeit ihr lang wär', freundlich ein zu fernerem Besuch; darauf das Weib hinabfuhr und verschwand.

Es dauerte nicht lang, so wurde offenbar, welch einen Schatz die Wirtschaft an dem Topf gewann. Denn nicht allein, daß er durch seine Kraft und hohe Tugend die übeln Händel allezeit in einer Kürze dämpfte, er brachte auch dem Gasthaus bald erstaunliche Einkehr zuwege. Wer in die Gegend kam, gemein oder vornehm, ging ihm zu lieb; insonderheit kam bald der Graf von Helfenstein, von Wirtemberg und etliche große Prälaten; ja ein berühmter Herzog aus Lombardenland, so bei dem Herzoge von Bayern gastweis war und dieses Wegs nach Frankreich reiste, bot vieles Geld für dieses Stück, wenn es die Wirtin lassen wollte. Gewiß auch war in keinem andern Land seinesgleichen zu sehen und zu hören. Erst, wenn er anhub, sich zu drehen, ging es doucement (leise) her, dann klang es stärker und stärker, so hoch wie tief, und immer herr-

licher, als wie der Schall von vielen Pfeifen, der quoll und stieg durch alle Stockwerke bis unter das Dach und bis in den Keller, dergestalt, daß alle Wände, Dielen, Säulen und Geländer schienen davon erfüllt zu sein, zu tönen und zu schwellen. Wenn nun das Tuch auf ihn geworfen wurde und er ohnmächtig lag, so hörte gleichwohl die Musik so bald nicht auf, es zog vielmehr der ausgeladene Schwall mit starkem Klingen, Dröhnen, Summen noch wohl bei einer Viertelstunde hin und her.

Bei uns im Schwabenland heißt so ein Topf aus Holz gemeinhin eine Habergeis; Frau Betha ihrer ward nach seinem vornehmsten Geschäfte insgemein genannt der Bauren-Schwaiger. Er war gemacht aus einem großen Amethyst, des Name besagen will: wider den Trunk, weil er den schweren Dunst des Weins geschwinde aus dem Kopf vertreibt, ja schon von Anbeginn dawider tut, daß einen guten Zecher das Selige (Trunkenheit) berühre; darum ihn auch weltlich und geistliche Herren sonst häufig pflegten am Finger zu tragen.

Die Wasserfrau kam jeden Mond einmal, auch je und je unverhofft zwischen der Zeit, weshalb die Wirtin eine Schelle richten ließ, oben im Haus, mit einem Draht, der lief herunter an der Wand beim Brunnen, damit sie sich gleichbald anzeigen konnte. Also ward sie je mehr und mehr zutunlich zu den wackeren Frauen, der Mutter, samt den Töchtern und der Söhnerin (Schwiegertochter).

Einsmals an einem Nachmittag im Sommer, da eben keine Gäste kamen, der Sohn mit den Knechten und Mägden hinaus in das Heu gefahren war, Frau Betha mit der Ältesten im Keller Wein abließ, die Lau im Brunnen aber Kurzweil halben dem Geschäft zusah, und nun die Frauen noch ein wenig mit ihr plauderten, da fing die Wirtin an: „Mögt Ihr Euch denn einmal in meinem Haus und Hof umsehn? Die Jutta könnte Euch etwas von Kleidern geben; ihr seid von einer Größe.“

„Ja,“ sagte sie, „ich wollte lange gern die Wohnungen der Menschen sehn, was alles sie darin gewerben, spinnen, weben, in-

gleichen auch wie eure Töchter Hochzeit machen und ihre kleinen Kinder in der Wiege schwenken."

Da lief die Tochter fröhlich mit Eile hinauf, ein rein Leintuch zu holen, bracht' es, und half ihr aus dem Kasten steigen, das tat sie sonder Müh und lachenden Mundes. Flugs schlug ihr die Dirne das Tuch um den Leib und führte sie bei ihrer Hand eine schmale Stiege hinauf in der hintersten Ecke des Kellers, da man durch eine Falltür oben gleich in der Töchter Kammer gelangt. Allda ließ sie sich trocken machen und saß auf einem Stuhl, indem ihr Jutta die Füße abrieb. Wie diese ihr nun an die Sohle kam, fuhr sie zurück und kicherte. „War's nicht gelacht?" frug sie selber sogleich. — „Was anders?" rief das Mädchen und jauchzte: „Gebenedeiet sei uns der Tag! ein erstes Mal wär' es geglückt!" — Die Wirtin hörte in der Küche das Gelächter und die Freude, kam herein, begierig wie es zugegangen, doch als sie die Ursach vernommen — du armer Tropf, so dachte sie, das wird ja schwerlich gelten! — ließ sich indes nichts merken, und Jutte nahm etliche Stücke heraus aus dem Schrank, das Beste was sie hatte, die Hausfreundin zu kleiden. „Seht," sagte die Mutter, „sie will wohl aus Euch eine Susann Preisnestel* machen." — „Nein," rief die Lau in ihrer Fröhlichkeit, „laß mich die Aschengruttel sein in deinem Märchen!" — nahm einen schlechten runden Faltenrock und eine Jacke; nicht Schuh noch Strümpfe litt sie an den Füßen, auch hingen ihre Haare ungezöpft bis auf die Knöchel nieder. So strich sie durch das Haus von unten bis zu oberst, durch Küche, Stuben und Gemächer. Sie verwunderte sich des gemeinsten Gerätes und seines Gebrauchs, besah den rein gefegten Schenktisch, und darüber in langen Reihen die zinnenen Kannen und Gläser, alle gleich gestürzt, mit hängendem Deckel, dazu den kupfernen Schwenkkessel samt der Bürste, und mitten in der Stube an der Decke der Weber Zunftgeschmuck, mit Seidenband und Silberdraht geziert, in dem Kästlein von Glas. Von ungefähr erblickte sie ihr eigen Bild im Spiegel, davor blieb sie betroffen und erstockt

* Scherzhafte Bezeichnung aufgeputzter Mädchen.

eine ganze Weile stehn, und als darauf die Söhnerin sie mit in ihre Stube nahm und ihr ein neues Spiegelein, drei Groschen wert, verehrte, da meinte sie, wunders zu haben, denn unter allen ihren Schätzen fand sich dergleichen nicht.

Bevor sie aber Abschied nahm, geschah's, daß sie hinter den Vorhang des Alkoven schaute, woselbst der jungen Frau und ihres Mannes Bett, sowie der Kinder Schlafstätte war. Saß da ein Enkelein mit rotgeschlafenen Backen, hemdig, und einen Apfel in der Hand, auf einem runden Stühlchen von guter Ulmer Hafnerarbeit, grün verglaset. Das wollte dem Gast außer Maßen gefallen; sie nannte es einen viel zierlichen Sitz, rümpft' aber die Nase mit eins, und da die drei Frauen sich wandten zu lachen, vermerkte sie etwas und fing auch hell zu lachen an, und hielt sich die ehrliche Wirtin den Bauch, indem sie sprach: „Diesmal, fürwahr, hat es gegolten, und Gott schenk' Euch einen so frischen Buben, als mein Hans da ist!"

Die Nacht darauf, daß sich dies zugetragen, legte sich die schöne Lau getrost und wohlgemut, wie schon in Jahren nicht, im Grund des Blautopfs nieder, schlief gleich ein, und bald erschien ihr ein närrischer Traum.

Ihr deuchte da, es war die Stunde nach Mittag, wo in der heißen Jahreszeit die Leute auf der Wiese sind und mähen, die Mönche aber sich in ihren kühlen Zellen eine Ruhe machen, daher es noch einmal so still im ganzen Kloster und rings um seine Mauern war. Es stund jedoch nicht lange an, so kam der Abt herausspaziert und sah, ob nicht etwa die Wirtin in ihrem Garten sei. Dieselbe aber saß als eine dicke Wasserfrau mit langen Haaren in dem Topf, allwo der Abt sie bald entdeckte, sie begrüßte und ihr einen Kuß gab, so mächtig, daß es vom Klostertürmlein widerschallte, und schallte es der Turm ans Refektorium (Speisesaal), das sagt' es der Kirche und die sagt's dem Pferdestall und der sagt's dem Fischhaus und das sagt's dem Waschhaus und im Waschhaus da riefen's die Zuber und Kübel sich zu. Der Abt erschrak bei solchem Lärm;

ihm war, wie er sich nach der Wirtin bückte, sein Käpplein in Blautopf gefallen; sie gab es ihm geschwind, und er watschelte hurtig davon.

Da kam aber aus dem Kloster heraus unser Herrgott, zu sehn, was es gebe. Er hatte einen langen weißen Bart und einen roten Rock. Und frug den Abt, der ihm just in die Hände lief:

„Herr Abt, wie ward Euer Käpplein so naß?"

Und er antwortete:

„Es ist mir ein Wildschwein am Wald verkommen,
Vor dem hab' ich Reißaus genommen;
Ich rannte sehr und schwitzet' baß,
Davon ward wohl mein Käpplein so naß."

Da hob unser Herrgott, unwirs ob der Lüge, seinen Finger auf, winkt' ihm und ging davon, dem Kloster zu. Der Abt sah hehlings noch einmal nach der Frau Wirtin um, und diese rief: „Ach, liebe Zeit, ach liebe Zeit, jetzt kommt der gut alt Herr in die Prison (ins Gefängnis)!"

Dies war der schönen Lau ihr Traum. Sie wußte aber beim Erwachen und spürte noch an ihrem Herzen, daß sie im Schlaf sehr lachte, und ihr hüpfte noch wachend die Brust, daß der Blautopf oben Ringlein schlug.

Weil es den Tag zuvor sehr schwül gewesen, so blitzte es jetzt in der Nacht. Der Schein erhellte den Blautopf ganz, auch spürte sie am Boden, es donnere weit weg. So blieb sie mit zufriedenem Gemüte noch eine Weile ruhen, den Kopf in ihre Hand gestützt, und sah dem Wetterblicken zu. Nun stieg sie auf, zu wissen, ob der Morgen etwa komme: allein es war noch nicht viel über Mitternacht. Der Mond stand glatt und schön über dem Rusenschloß, die Lüfte aber waren voll vom Würzgeruch der Mahden.

Sie meinte fast der Geduld nicht zu haben bis an die Stunde, wo sie im Nonnenhof ihr neues Glück verkünden durfte, ja wenig fehlte, daß sie sich jetzt nicht mitten in der Nacht aufmachte und vor Juttas Türe kam (wie sie nur einmal, Trostes wegen, in über-

großem Jammer nach der jüngsten Botschaft aus der Heimat, tat), doch sie besann sich anders und ging zu besserer Zeit.

Frau Betha hörte ihren Traum gutmütig an, obwohl er ihr ein wenig ehrenrührig schien. Bedenklich aber sagte sie darauf: „Baut nicht auf solches Lachen, das im Schlaf geschah; der Teufel ist ein Schelm. Wenn Ihr auf solches Trugwerk hin die Boten mit fröhlicher Zeitung entließet, und die Zukunft strafte Euch Lügen, es könnte schlimm daheim ergehen."

Auf diese Rede hing die schöne Lau den Mund gar sehr und sagte: „Frau Ahne hat der Traum verdrossen!" — nahm kleinlauten Abschied und tauchte hinunter.

Es war nah bei Mittag, da rief der Pater Schaffner im Kloster dem Bruder Kellermeister eifrig zu: „Ich merk', es ist im Gumpen letz! die Arge will Euch Eure Faß wohl wieder einmal schwimmen lehren. Tut Eure Läden eilig zu, vermachet alles wohl!"

Nun aber war des Klosters Koch, der Wirtin Sohn, ein lustiger Vogel, welchen die Lau wohl leiden mochte. Der dachte, ihren Jäst (Aufbrausen) mit einem Schnak zu stillen, lief nach seiner Kammer, zog die Bettscher' aus der Lagerstätte und steckte sie am Blautopf in den Rasen, wo das Wasser auszutreten pflegte, und stellte sich mit Worten und Gebärden als einen vielgetreuen Diener an, der mächtig Ängsten hätte, daß seine Herrschaft aus dem Bette fallen und etwa Schaden nehmen möchte. Da sie nun sah das Holz so recht mit Fleiß gesteckt und über das Bächlein gespreizt, kam ihr in ihrem Zorn das Lachen an, und lachte überlaut, daß man's im Klostergarten hörte.

Als sie hierauf am Abend zu den Frauen kam, da wußten sie es schon vom Koch und wünschten ihr mit tausend Freuden Glück. Die Wirtin sagte: „Der Xaver ist von Kindsbeinen an gewesen als wie der Zuberklaus*, jetzt kommt uns seine Torheit zu statten."

Nun aber ging ein Monat nach dem andern herum, es wollte sich zum dritten oder vierten Mal nicht wieder schicken. Martini

* Ein Mensch, der seltsame Einfälle hat.

war vorbei, noch wenig Wochen und die Boten standen wieder vor der Tür. Da ward es den guten Wirtsleuten selbst bang, ob heuer noch etwas zustande käme, und alle hatten nur zu trösten an der Frau. Je größer deren Angst, je weniger zu hoffen war.

Damit sie ihres Kummers eher vergesse, lud ihr Frau Betha einen Lichtkarz ein, da nach dem Abendessen ein halb Dutzend muntre Dirnen und Weiber aus der Verwandtschaft in einer abgelegenen Stube mit ihren Kunkeln sich zusammen setzten. Die Lau kam alle Abend in Juttas altem Rock und Kittel und ließ sich weit vom warmen Ofen weg in einem Winkel auf den Boden nieder und hörte dem Geplauder zu, von Anfang als ein stummer Gast, ward aber bald zutraulich und bekannt mit allen. Um ihretwillen machte sich Frau Betha eines Abends ein Geschäft daraus, ihr Weihnachtskripplein für die Enkel beizeiten herzurichten: die Mutter Gottes mit dem Kind im Stall, bei ihr die drei Weisen aus Morgenland, ein jeder mit seinem Kamel, darauf er hergereist kam und seine Gaben brachte. Dies alles aufzuputzen, und zu leimen, was etwa lotter war, saß die Frau Wirtin an dem Tisch beim Licht mit ihrer Brille, und die Wasserfrau mit höchlichem Ergötzen sah ihr zu, so wie sie auch gerne vernahm, was ihr von heiligen Geschichten dabei gesagt wurde, doch nicht, daß sie dieselben dem rechten Verstand nach begriff oder zu Herzen nahm, wie gern auch die Wirtin es wollte.

Frau Betha wußte ferner viel lehrreicher Fabeln und Denkreime, auch spitzweise Fragen und Rätsel; die gab sie nacheinander im Vorsitz (im Lichtkarz) aufzuraten, weil sonderlich die Wasserfrau von Hause aus dergleichen liebte und immer gar zufrieden schien, wenn sie es ein und das andre Mal traf (das doch nicht allzu leicht geriet). Eines derselben gefiel ihr vor allen, und was damit gemeint ist, nannte sie ohne Besinnen:

Ich bin eine dürre Königin,
Trag' auf dem Haupt eine zierliche Kron',
Und die mir dienen mit treuem Sinn,
Die haben großen Lohn.

Meine Frauen müssen mich schön frisier'n,
Erzählen mir Märlein ohne Zahl,
Sie lassen kein einzig Haar an mir,
Doch siehst du mich nimmer kahl.

Spazieren fahr' ich frank und frei,
Das geht so rasch, das geht so fein;
Nur komm' ich nicht vom Platz dabei —
Sagt, Leute, was mag das sein?

Darüber sagte sie, in etwas fröhlicher denn zuvor: „Wenn ich dereinstens wiederum in meiner Heimat bin, und kommt einmal ein schwäbisch Landeskind, zumal aus eurer Stadt, auf einer Kriegsfahrt oder sonst durch der Walachen Land an unsere Gestade, so ruf' er mich bei Namen, dort wo der Strom am breitesten hineingeht in das Meer — versteht, zehn Meilen einwärts in die selbe See erstreckt sich meines Mannes Reich, so weit das süße Wasser sie mit seiner Farbe färbt —, dann will ich kommen und dem Fremdling zu Rat und Hilfe sein. Damit er aber sicher sei, ob ich es bin und keine andere, die ihm schaden möchte, so stelle er dies Rätsel. Niemand aus unserem Geschlechte außer mir wird ihm darauf antworten; denn dort zu Land sind solche Rocken und Rädlein, als ihr in Schwaben führet, nicht gesehn, noch kennen sie dort eure Sprache; darum mag dies die Losung sein."

Auf einen andern Abend ward erzählt vom Doktor Veylland und Herrn Konrad von Wirtemberg, dem alten Gaugrafen, in dessen Tagen es noch keine Stadt mit Namen Stuttgart gab. Im Wiesental, da wo dieselbe sich nachmals erhob, stund nur ein stattliches Schloß mit Wassergraben und Zugbrücke, von Bruno, dem Domherrn von Speyer, Konradens Oheim, erbaut, und nicht gar weit davon ein hohes steinernes Haus. In diesem wohnte dazumal mit einem alten Diener ganz allein ein sonderlicher Mann, der war in natürlicher Kunst (Naturkunde) und in Arzneikunst sehr gelehrt und war mit seinem Herrn, dem Grafen, weit in der Welt herumgereist, in heißen Ländern, von wo er manche Seltsamkeit an

Tieren, vielerlei Gewächsen und Meerwundern heraus nach Schwaben brachte. In seinem Öhrn sah man der fremden Sachen eine Menge an den Wänden herum hangen: die Haut vom Krokodil, sowie Schlangen und fliegende Fische. Fast alle Wochen kam der Graf einmal zu ihm; mit andern Leuten pflegte er wenig Gemeinschaft. Man wollte behaupten, er mache Gold; gewiß ist, daß er sich unsichtbar machen konnte, denn er verwahrte unter seinem Kram einen Krackenfischzahn. Einst nämlich, als er auf dem Roten Meer das Bleilot niederließ, die Tiefe zu erforschen, da zockt' es unterm Wasser, daß das Tau fast riß. Es hatte sich ein Krackenfisch im Lot verbissen und zween seiner Zähne darinne gelassen. Sie sind wie eine Schustersahle spitz und glänzend schwarz. Der eine stak sehr fest, der andere ließ sich leicht ausziehen. Da nun ein solcher Zahn, etwa in Silber oder Gold gefaßt und bei sich getragen, besagte hohe Kraft besitzt und zu den größten Gütern, so man für Geld nicht haben kann, gehört, der Doktor aber dafür hielt, es zieme eine solche Gabe niemand besser als einem weisen und wohldenkenden Gebieter, damit er überall, in seinen eigenen und Feindes Landen, sein Ohr und Auge habe, so gab er einen dieser Zähne seinem Grafen, wie er ja ohnedem wohl schuldig war, mit Anzeigung von dessen Heimlichkeit, davon der Herr nichts wußte. Von diesem Tage an erzeigte sich der Graf dem Doktor gnädiger als allen seinen Edelleuten oder Räten, und hielt ihn recht als seinen lieben Freund, ließ ihm auch gern und sonder Neid das Lot zu eigen, darin der andere Zahn war, doch unter dem Gelöbnis, sich dessen ohne Not nicht zu bedienen, auch ihn vor seinem Ableben entweder ihm, dem Grafen, erblich zu verlassen oder auf alle Weise der Welt zu entrücken, wo nicht ihn gänzlich zu vertilgen. Der edle Graf starb um zwei Jahre eher als der Veylland, und hinterließ das Kleinod seinen Söhnen nicht; man glaubt, aus Gottesfurcht und weiser Vorsicht hab' er es mit ins Grab genommen oder sonst verborgen.

Wie nun der Doktor auch am Sterben lag, so rief er seinen treuen Diener Kurt zu ihm ans Bett und sagte: „Lieber Kurt! es

gehet diese Nacht mit mir zum Ende, so will ich dir noch deine guten Dienste danken und etliche Dinge befehlen. Dort bei den Büchern, in dem Fach zu unterst in der Ecke, ist ein Beutel mit hundert Imperialen (Goldmünzen), den nimm sogleich zu dir; du wirst auf Lebenszeit genug daran haben. Zum zweiten, das alte geschriebene Buch in dem Kästlein daselbst verbrenne jetzt vor meinen Augen, hier in dem Kamin. Zum dritten findest du ein Bleilot dort, das nimm, verbirg's bei deinen Sachen, und wenn du aus dem Hause gehst in deine Heimat, gen Blaubeuren, laß es dein erstes sein, daß du es in den Blautopf wirfst." — Hiermit war er darauf bedacht, daß es, ohne Gottes besondere Fügung, in ewigen Zeiten nicht in irgend eines Menschen Hände komme. Denn damals hatte sich die Lau noch nie im Blautopf blicken lassen, und hielt man selben überdies für unergründlich.

Nachdem der gute Diener jenes alles teils auf der Stelle ausgerichtet, teils versprochen, nahm er mit Tränen Abschied von dem Doktor, welcher vor Tag noch das Zeitliche gesegnete.

Als nachher die Gerichtspersonen kamen und allen kleinen Quark aussuchten und versiegelten, da hatte Kurt das Bleilot zwar beiseit' gebracht, den Beutel aber nicht versteckt, denn er war keiner von den Schlauesten, und mußte ihn da lassen, bekam auch nach der Hand nicht einen Deut davon zu sehen, kaum daß die schnöden Erben ihm den Jahreslohn auszahlten.

Solch Unglück ahnete ihm schon, als er, auch ohnedem betrübt genug, mit seinem Bündelein in seiner Vaterstadt einzog. Jetzt dachte er an nichts, als seines Herrn Befehl vor allen Dingen zu vollziehen. Weil er seit dreiundzwanzig Jahren nimmer hier gewesen, so kannte er die Leute nicht, die ihm begegneten, und da er gleichwohl einem und dem andern guten Abend sagte, gab's ihm niemand zurück. Die Leute schauten sich, wenn er vorüber kam, verwundert an den Häusern um, wer doch da gegrüßt haben möchte, denn keines erblickte den Mann. Dies kam, weil ihm das Lot in seinem Bündel auf der linken Seite hing; ein andermal,

wenn er es rechts trug, war er von allen gesehen. Er aber sprach für sich: „Zu meiner Zeit sind dia Blaubeuramer so grob ett gwä!“

Beim Blautopf fand er seinen Vetter, den Seilermeister, mit dem Jungen am Geschäft, indem er längs der Klostermauer, rückwärts gehend, Werg aus seiner Schürze spann, und weiterhin der Knabe trillte die Schnur mit dem Rad. — „Gott grüaß di, Vetter Seiler!“ rief der Kurt und klopft' ihm auf die Achsel. Der Meister guckt sich um, verblaßt, läßt seine Arbeit aus den Händen fallen und lauft, was seine Beine mögen. Da lachte der andere, sprechend: „Der denkt, mei' Seel, i wandele geistweis! D' Leut hant g'wiß mi für tot hia g'sait, anstatt mein' Herra — ei so schlag!“

Jetzt ging er zu dem Teich, knüpfte sein Bündel auf und zog das Lot heraus. Da fiel ihm ein, er möchte doch auch wissen, ob es wahr sei, daß der Gumpen keinen Grund noch Boden habe (er wär' gern auch ein wenig so ein Spiriguckes* wie sein Herr gewesen), und weil er vorhin in des Seilers Korb drei große starke Schnürbund liegen sehn, so holte er dieselben her und band das Lot an einen. Es lagen just auch frisch gebohrte Teichel, eine schwere Menge, in dem Wasser bis gegen die Mitte des Topfs, darauf er sicher Posto fassen konnte, und also ließ er das Gewicht hinunter, indem er immer ein Stück Schnur an seinem ausgestreckten Arm abmaß, drei solcher Längen auf ein Klafter rechnete und laut abzählte: — „1 Klafter, 2 Klafter, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10“ — da ging der erste Schnurbund aus, und mußte er den zweiten an das Ende knüpfen, maß wiederum ab und zählte bis auf 20. Da war der andere Schnurbund gar — „Heidagugук, ist dees a Tiafe!“ — und band den dritten an das Trumm, fuhr fort zu zählen: „21, 22, 23, 24 — Höll-Element, mei' Arm will nimme! — 25, 26, 27, 28, 29, 30 — Jetzet guat Nacht, 's Meß hot a End! Do heißt's halt: mir nex, dir nex, rappede kappede, so isch usganga!“ — Er schlang die Schnur, bevor er auf-

* Ein wunderwitziger, neugieriger, auf Kuriositäten erpichter Mensch von sonderbarem Wesen.

zog, um das Holz, darauf er stand, ein wenig zu verschnaufen, und urteilte bei sich: Der Topf ist währle bodalaus.

Indem der Spinnerinnen eine diesen Schwank erzählte, tat die Wirtin einen schlauen Blick zur Lau hinüber, welche lächelte; denn freilich wußte sie am besten, wie es gegangen war mit dieser Messerei; doch sagten beide nichts. Dem Leser aber soll es unverhalten sein.

Die schöne Lau lag jenen Nachmittag auf dem Sand in der Tiefe, und, ihr zu Füßen, eine Kammerjungfer, Aleila, welche ihr die liebste war, beschnitte ihr in guter Ruh die Zehen mit einer goldenen Schere, wie von Zeit zu Zeit geschah.

Da kam hernieder langsam aus der klaren Höh' ein schwarzes Ding, als wie ein Kegel, dess' sich im Anfang beide sehr verwunderten, bis sie erkannten, was es sei. Wie nun das Lot mit neunzig Schuh den Boden rührte, da ergriff die scherzlustige Zofe die Schnur und zog gemach mit beiden Händen, zog und zog, so lang, bis sie nicht mehr nachgab. Alsdann nahm sie geschwind die Schere und schnitt das Lot hinweg, erlangte einen dicken Zwiebel, der war erst gestern in den Topf gefallen und war fast eines Kinderkopfes groß, und band ihn bei dem grünen Schossen an die Schnur, damit der Mann erstaune, ein ander Lot zu finden, als das er ausgeworfen. Derweile aber hatte die schöne Lau den Krackenzahn im Blei mit Freuden und Verwunderung entdeckt. Sie wußte seine Kraft gar wohl, und ob zwar für sich selbst die Wasserweiber oder -männer nicht viel darnach fragen, so gönnen sie den Menschen doch so großen Vorteil nicht, zumalen sie das Meer und was sich darin findet von Anbeginn als ihren Pacht und Lehn ansprechen. Deswegen denn die schöne Lau mit dieser ungefähren Beute sich dereinst, wenn sie zu Hause käme, beim alten Nix, ihrem Gemahl, Lobs zu erholen hoffte. Doch wollte sie den Mann, der oben stund, nicht lassen ohn' Entgelt, nahm also alles, was sie eben auf dem Leibe hatte, nämlich die schöne Perlenschnur an ihrem Hals, schlang selbe um den großen Zwiebel, gerade als er sich nunmehr erhob; und daran war es nicht

genug, sie hing zuteuerst (sogar) auch die goldne Schere noch daran und sah mit hellem Aug', wie das Gewicht hinaufgezogen ward. Die Zofe aber, neubegierig, wie sich das Menschenkind dabei gebärde, stieg hinter dem Lot in die Höhe, und weidete sich zwo Spannen unterhalb dem Spiegel an des Alten Schreck und Verwirrung. Zuletzt fuhr sie mit ihren beiden aufgehobenen Händen ein maler viere in der Luft herum, die weißen Finger als zu einem Fächer oder Wadel ausgespreizt. Es waren aber schon zuvor auf des Vetter Seilers Geschrei viel Leute aus der Stadt herausgekommen, die standen um den Blautopf her und sahn dem Abenteuer zu, bis wo die grausigen Hände erschienen; da stob mit eins die Menge von einander und entrann.

Der alte Diener aber war von Stund an irrsch im Kopf, ganzer sieben Tage, und sah der Lau ihre Geschenke gar nicht an, sondern saß da, bei seinem Vetter, hinterm Ofen, und sprach des Tags wohl hundertmal ein altes Sprüchlein vor sich hin, von welchem kein Gelehrter in ganz Schwabenland Bescheid zu geben weiß, woher und wie oder wann erstmals es unter die Leute gekommen. Denn von ihm selber hatte es der Alte nicht; man gab es lang vor seiner Zeit, gleichwie noch heutigestags, den Kindern scherzweis auf, wer es ganz hurtig nacheinander ohne Tadel am öftesten hersagen könne; und lauten die Worte:

's leit a Klötzle Blei glei bei Blaubeura,
glei bei Blaubeura leit a Klötzle Blei.

Die Wirtin nannt' es einen rechten Leirenbendel (Geleier) und sagte: „Wer hätte auch den mindesten Verstand da drin gesucht, geschweige eine Prophezeiung!"

Als endlich der Kurt mit dem siebenten Morgen seine gute Besinnung wiederfand, und ihm der Vetter die kostbaren Sachen darwies, so sein rechtliches Eigentum wären, da schmunzelte er doch, tat sie in sicheren Verschluß, und ging mit des Seilers zu Rat, was damit anzufangen. Sie achteten alle fürs beste, er reise mit Perlen und Schere gen Stuttgart, wo eben Graf Ludwig sein Hoflager

hatte, und biete sie demselben an zum Kauf. So tat er denn. Der hohe Herr war auch nicht karg und gleich bereit, so seltene Zier nach Schätzung eines Meisters für seine Frau zu nehmen; nur als er von dem Alten hörte, wie er dazu gekommen, fuhr er auf und drehte sich voll Ärger auf dem Absatz um, daß ihm der Wunderzahn verloren sei. Ihm war vordem etwas von diesem kund geworden und hatte er dem Doktor, bald nach Herrn Konrads Hintritt, seines Vaters, sehr darum angelegen, doch umsonst.

Dies war nun die Geschichte, davon die Spinnerinnen damals plauderten. Doch ihnen war das Beste daran unbekannt. Eine Gevatterin, so auch mit ihrer Kunkel unter ihnen saß, hätte noch gar gern gehört, ob wohl die schöne Lau das Lot noch habe, und was sie damit tue? und red'te so von weitem darauf hin; da gab Frau Betha ihr nach ihrer Weise einen kleinen Stich, und sprach zur Lau: „Ja, gelt, jetzt macht Ihr Euch bisweilen unsichtbar, geht herum in den Häusern und guckt den Weibern in die Töpfe, was sie zu Mittag kochen? Eine schöne Sach' um so ein Lot für fürwitzige Leute!"

Inmittelst fing der Dirnen eine an, halblaut das närrische Gesetzlein (Sprüchlein) herzusagen; die andern taten ein Gleiches, und jede wollt' es besser können, und keine brachte es zum dritten oder vierten Mal glatt aus dem Mund; dadurch gab es viel Lachen. Zum letzten mußte es die schöne Lau probieren, die Jutte ließ ihr keine Ruh. Sie wurde rot bis an die Schläfe, doch hub sie an, und klüglicher Weise gar langsam:

's leit a Klötzle Blei glei bei Blaubeura.

Die Wirtin rief ihr zu, so sei es keine Kunst, es müsse gehen wie geschmiert! Da nahm sie ihren Anlauf frisch hinweg, kam auch alsbald vom Pfad ins Stoppelfeld, fuhr buntüberecks und wußte nimmer gicks noch gacks. Jetzt, wie man denken kann, gab es Gelächter einer Stuben voll, das hättet ihr nur hören sollen, und mitten draus hervor der schönen Lau ihr Lachen, so hell wie ihre Zähne, die man alle sah!

Doch unversehens, mitten in dieser Fröhlichkeit und Lust, begab sich ein mächtiges Schrecken.

Der Sohn vom Haus, der Wirt — er kam gerade mit dem Wagen heim von Sonderbuch und fand die Knechte verschlafen im Stall —, sprang hastig die Stiege herauf, rief seine Mutter vor die Tür und sagte, daß es alle hören konnten: „Um Gottes willen, schickt die Lau nach Haus! Hört Ihr denn nicht im Städtlein den Lärm? Der Blautopf leert sich aus, die untere Gasse ist schon unter Wasser, und in dem Berg am Gumpen ist ein Getös und Rollen, als wenn die Sündflut käme!" — Indem er noch so sprach, tat innen die Lau einen Schrei: „Das ist der König, mein Gemahl, und ich bin nicht daheim!" — Hiermit fiel sie von ihrem Stuhl sinnlos zu Boden, daß die Stube zitterte. Der Sohn war wieder fort, die Spinnerinnen liefen jammernd heim mit ihren Rocken, die andern wußten aber nicht, was anzufangen mit der armen Lau, welche wie tot da lag. Eins machte ihr die Kleider auf, ein anderes strich sie an, das dritte riß die Fenster auf, und schafften doch alle miteinander nichts.

Da streckte unverhofft der lustige Koch den Kopf zur Tür herein, sprechend: „Ich hab' mir's eingebildet, sie wär' bei Euch! Doch, wie ich sehe, geht's nicht allzu lustig her. Macht, daß die Ente in das Wasser kommt, so wird sie schwimmen!" — „Du hast gut reden!" sprach die Mutter mit Beben: „h a t man sie auch im Keller und im Brunnen, kann sie sich unten nicht den Hals abstürzen im Geklüft?" — „Was Keller!" rief der Sohn: „was Brunnen! das geht ja freilich nicht — laßt mich nur machen! Not kennt kein Gebot — ich trag' sie in den Blautopf." — Und damit nahm er, als ein starker Kerl, die Wasserfrau auf seine Arme. „Komm, Jutta, — nicht heulen! geh mir voran mit der Latern'." — „In Gottes Namen", sagte die Wirtin: „doch nehmt den Weg hinten herum durch die Gärten; es wimmelt die Straße mit Leuten und Lichtern." — „Der Fisch hat sein Gewicht!" sprach er im Gehn, schritt aber festen Tritts die Stiege hinunter, dann über den Hof, und links und rechts, zwischen Hecken und Zäunen hindurch.

Am Gumpen fanden sie das Wasser schon merklich gefallen, gewahrten aber nicht, wie die drei Zofen, mit den Köpfen dicht unter dem Spiegel, ängstig hin und wider schwammen, nach ihrer Frau ausschauend. Das Mädchen stellte die Laterne hin, der Koch entledigte sich seiner Last, indem er sie behutsam mit dem Rücken an den Kürbishügel lehnte. Da raunte ihm sein eigener Schalk ins Ohr: Wenn du sie küßtest, freute dich's dein Leben lang und könntest du doch sagen, du habest einmal eine Wasserfrau geküßt. Und eh' er es recht dachte, war's geschehen. Da löschte ein Schuck Wasser aus dem Topf das Licht urplötzlich aus, daß es stichdunkel war umher, und tat es dann nicht anders, als wenn ein ganz halb Dutzend nasser Hände auf ein paar kernige Backen fiel' und wo es sonst hintraf. Die Schwester rief: „Was gibt es denn?" — „Maulschellen heißt man's hier herum!" sprach er: „ich hätte nicht gedacht, daß sie am Schwarzen Meer sottige (solche) Ding' auch kenneten!" — Dies sagend stahl er sich eilends davon, doch weil es vom Widerhall drüben am Kloster auf Mauren und Dächern und Wänden mit Maulschellen brazzelte, stund er bestürzt, wußte nicht recht wohin, denn er glaubte den Feind vorn und hinten. — Solch einer Witzung (Warnung) brauchte es, damit er sich des Mundes nicht berühme, den er geküßt, unwissend zwar, daß er es m ü s s e n tun, der schönen Lau zum Heil.

Inwährend diesem argen Lärm nun hörte man die Fürstin in ihrem Ohnmachtschlaf so innig lachen, wie sie damals im Traum getan, wo sie den Abt sah springen. Der Koch vernahm es noch von weitem, und ob er's schon auf sich zog, und mit Grund, erkannte er doch gern daraus, daß es nicht weiter Not mehr habe mit der Frau.

Bald kam mit guter Zeitung auch die Jutte heim, die Kleider, den Rock und das Leibchen im Arm, welche die schöne Lau zum letztenmal heut am Leibe gehabt. Von ihren Kammerjungfern, die sie am Topf in Beisein des Mädchens empfingen, erfuhr sie gleich zu ihrem großen Trost, der König sei noch nicht gekommen,

doch mög' es nicht mehr lang anstehn, die große Wasserstraße sei schon angefüllt. Dies nämlich war ein breiter hoher Felsenweg, tief unterhalb den menschlichen Wohnstätten, schön grad und eben mitten durch den Berg gezogen, zwo Meilen lang von da bis an die Donau, wo des alten Nixen Schwester ihren Fürstensitz hatte. Derselben waren viele Flüsse, Bäche, Quellen dieses Gaues dienstbar; die schwellten, wenn das Aufgebot an sie erging, besagte Straße in gar kurzer Zeit so hoch mit ihren Wassern, daß sie mit allem Seegetier, Meerrossen und Wagen füglich befahren werden mochte, welches bei festlicher Gelegenheit zuweilen als ein schönes Schaugepräng mit vielen Fackeln und Musik von Hörnern und Pauken geschah.

Die Zofen eilten jetzo sehr mit ihrer Herrin in das Putzgemach, um sie zu salben, zöpfen und köstlich anzuziehen; das sie auch gern zuließ und selbst mithalf, denn sie in ihrem Innern fühlte, es sei nun jegliches erfüllt, zusamt dem Fünften, so der alte Nix und sie nicht wissen durfte.

Drei Stunden wohl nachdem der Wächter Mitternacht gerufen, es schlief im Nonnenhof schon alles, erscholl die Kellerglocke zweimal mächtig, zum Zeichen, daß es Eile habe, und hurtig waren auch die Frauen und die Töchter auf dem Platz.

Die Lau begrüßte sie, wie sonst, vom Brunnen aus, nur war ihr Gesicht von der Freude verschönt, und ihre Augen glänzten, wie man es nie an ihr gesehen. Sie sprach: „Wißt, daß mein Ehgemahl um Mitternacht gekommen ist. Die Schwieger hat es ihm voraus verkündigt ohnelängst, daß sich in dieser Nacht mein gutes Glück vollenden soll, darauf er ohne Säumen auszog, mit Geleit der Fürsten, seinem Ohm und meinem Bruder Synd und vielen Herren. Am Morgen reisen wir. Der König ist mir hold und gnädig, als hieß' ich von heute an erst sein Gespons. Sie werden gleich vom Mahl aufstehn, sobald sie den Umtrunk gehalten. Ich schlich auf meine Kammer und hierher, noch meine Gastfreunde zu grüßen und zu herzen. Ich sage Dank, Frau Ahne, liebe Jutta, Euch Söhnerin

und Jüngste dir. Grüßet die Männer und die Mägde. In jedem dritten Jahr wird Euch Botschaft von mir; auch mag es wohl geschehn, daß ich noch bälder komme selber, da bring' ich mit auf diesen meinen Armen ein lebend Merkmal, daß die Lau bei Euch gelacht. Das wollen Euch die Meinen allezeit gedenken, wie ich selbst. Für jetzo, wisset, liebe Wirtin, ist mein Sinn: einen Segen zu stiften in dieses Haus für viele seiner Gäste. Oft habe ich vernommen, wie Ihr den armen wandernden Gesellen Guts getan mit freier Zehrung und Herberg. Damit Ihr solchen fortan mögt noch eine weitere Handreichung tun, so werdet Ihr zu diesem Ende finden beim Brunnen hier einen steinernen Krug voll guter Silbergroschen: davon teilt ihnen nach Gutdünken mit, und will ich das Gefäß, bevor der letzte Pfennig ausgegeben, wieder füllen. Zudem will ich noch stiften auf alle hundert Jahr fünf Glückstage (denn dies ist meine holde Zahl), mit unterschiedlichen Geschenken, also daß, wer von reisenden Gesellen der erste über Eure Schwelle tritt am Tag, der mir das erste Lachen brachte, der soll empfangen, aus Eurer oder Eurer Kinder Hand, von fünferlei Stücken das Haupt. Ein jeder, so den Preis gewinnt, gelobe, nicht Ort noch Zeit dieser Bescherung zu verraten. Ihr findet aber solche Gaben jedesmal hier nächst dem Brunnen. Die Stiftung, wisset, mache ich für alle Zeit, so lang ein Glied von Eurem Stammen auf der Wirtschaft ist."

Nach diesen Worten redete sie noch manches leise mit der Wirtin und sagte zuletzt: „Vergesset nicht das Lot! Der kleine Schuster soll es nimmermehr bekommen." — Da nahm sie nochmals Abschied und küßte ein jedes. Die beiden Frauen und die Mädchen weinten sehr. Sie steckte Jutten einen Fingerreif mit grünem Schmelzwerk an und sprach dabei: „Ade, Jutta! Wir haben zusammen besondere Holdschaft gehabt, die müsse fernerhin bestehen!" — Nun tauchte sie hinunter, winkte und verschwand.

In einer Nische hinter dem Brunnen fand sich richtig der Krug samt den verheißenen Angebinden. Es war in der Mauer ein Loch, mit eisernem Türlein versehen, von dem man nie gewußt, wohin

es führe; das stand jetzt aufgeschlagen, und war daraus ersichtlich, daß die Sachen durch dienstbare Hand auf diesem Weg seien hergebracht worden, deshalb auch alles wohl trocken verblieb. Es lag dabei: ein Würfelbecher aus Drachenhaut, mit goldenen Buckeln beschlagen; ein Dolch mit kostbar eingelegtem Griff; ein elfenbeinen Weberschifflein; ein schönes Tuch von fremder Weberei, und mehr dergleichen. Aparte aber lag ein Kochlöffel aus Rosenholz mit langem Stiel, von oben herab fein gemalt und vergoldet, den war die Wirtin angewiesen dem lustigen Koch zum Andenken zu geben. Auch keins der andern war vergessen.

Frau Betha hielt bis an ihr Lebensende die Ordnung der guten Lau heilig, und ihre Nachkommen nicht minder. Daß jene sich nachmals mit ihrem Kind im Nonnenhof zum Besuch eingefunden, davon zwar steht nichts in dem alten Buch, das diese Geschichten berichtet, doch mag ich es wohl glauben.

Es waren seit der Fürstin Abschied nah bei hundert Jahr vergangen, als unser Seppe, der Schuster, im Dörflein Suppingen vom Wagen stieg, dem Bäuerlein noch vielmals dankte und sich von ihm den Weg Blaubeuren zu nachweisen ließ. Bis Mittag, sagte der Mann, könne er gar wohl dort sein.

Das hätte sich auch nicht gefehlt, bald aber fing sein Hühneraug' ihn wieder zu buksieren an. Er mußte alle fünfzig Schritt hinsitzen, und wenn er einmal saß, trat er das Rad so fleißig, als wenn er auf Bestellung zu arbeiten hätte. Endlich zum letztenmal riß er sich auf und hinkte vollends die Steig hinab.

Sie läuteten im Kloster drei, da er ins Städtlein kam.

Während er nun auf die Herberge zu ging, lief eben Jörg Seysolff, der Wirt und Bräumeister, über den Hof, und sprach zu seinem Weib, die auf der Hausbank saß und ihren Salat zum Abendessen putzte: „Schau, Emerenz, da kommt auch schon der Dritt'!" — „Ei, weiß Gott," sagte sie: „und ist ein Unterländer — ach mein, knappt der daher! dem sei es 'gunnt."

Der Seppe sah hoch auf, als ihn die Leute so mit sonderlicher Freundlichkeit begrüßten. Sie gingen alle beide gleich mit ihm hinauf. Er ließ sich eine Halbe geben, ein Sauerkraut mit Schweinefleisch aufwärmen.

Der Wirt, wie er vernahm, daß er von Stuttgart käme, frug ihn nach dem und jenem: ob sie auch Hagelwetter drunten hätten? was jetzt die Gerste gelte? bis wann des Grafen Jüngste Hochzeit habe, von deren Schönheit man überall höre. Der Seppe diente ihm auf alles ordentlich, dagegen er sich übers Essen manches von hiesigen Geschichten, besonders von dem Wasserweib, erzählen ließ. Auch zeigte ihm der Wirt das alte Konterfei von ihr im Hausgang an der Stiege, sowie das herrliche Kunstwerk, den Bauren-Schwaiger, an welchem er sich nicht satt sehen und hören konnte. „Der den gemacht hat,“ sagte er, „den laßt mir einmal einen Dreher heißen!“ — „Ja,“ meinte Jörg, „die Arbeit ist auch nicht an einem Tag gemacht.“ — „Will's glauben!“ sagte der Seppe und seufzte, denn er gedachte an seine Dreherei.

Nachdem er nun gegessen und getrunken, frug er nach seiner Schuldigkeit. „Zween Batzen,“ war die Antwort. Die legte der Seppe auf den Tisch. „Bekämt Ihr sechzehn Kreuzer 'naus,“ sagte der Wirt, zählte sie hin und steckte die zween Batzen ein, wie wenn es sich so in der ganzen Welt von selbst verstünde. Es war jedoch ein alter Brauch von der Frau Betha Zeiten her, den Reisenden auf solche Weise ihren Zehrpfennig zu reichen. Der Schuster lächelte, als wollt' er fragen, wie ist das gemeint? — „Laßt's gut sein, lieber Gesell,“ sprach Jörg Seysolff, „kommt mit zu meinem Ehni, der sagt Euch schon mehr.“

Er führte ihn durch einen langen Gang an eine stille Tür, die tat er vor ihm auf. Da saß in einer säuberlichen Stube ein gar schöner Greis von achtzig Jahr in einem Sorgenstuhl beim Fenster. Die Sonne fiel eben ein wenig zwischen den Vorhänglein durch auf einen kleinen Tisch, so vor ihm stand, schneeweiß gedeckt, darauf nichts weiter denn ein blauer Topf mit Wasser und noch etwas in

einem Tuche war. Der Alte aber war der kleine Hans, Frau Bethas Herzblatt, gewesen. Er redete den Schuster in Gegenwart des Wirtes also an:

„Hab' Gott zum Gruß auf dieser Schwell'!
Obwohl das Glück dein Reis'gesell;
Ob solches mit dir in der Wiegen
Von Mutterleib aus kam zu liegen,
Ob du es in dem Gürtel hegest,
Ob du es in den Sohlen trägest."

Hierauf behändigte der Greis dem Seppe das Tüchlein und sprach: „Du magst es einmal, wenn du Meister bist und gründest deinen eignen Herd, deiner Liebsten verehren, am Heiratstag (Verlobungstag), dazu dir aller Segen werde."

Was aber war im Tuch? Eine silberne Haube, — man konnte nichts Schöneres sehen. Der Seppe wäre deckenhoch gesprungen, wenn sich's geschickt hätte.

Nun sagte ihm der Alte, wem er das Angebind verdanke, dann ließ er ihn Verschwiegenheit geloben, zu dessen sichtlicher Bekräftigung er einen Finger in dem Topfe netzen und auf den Mund legen mußte. Auch gab er dem Gesellen noch eine christliche Vermahnung, empfing den Dank desselben, und ganz am End empfahl er ihm, wenn er ein Klötzlein Blei von ungefähr wo finde hier herum, so möge er solches daher in den Nonnenhof bringen. — In seines Herzens Freude fast hätte er's versprochen, da fiel ihm zum Glück noch der Pechschwitzer ein, deswegen er sagte: „Ich will sehn."

Jetzt machte er sich auf die Bahn und lenkte seine Schritte zuvörderst hinter das Kloster, wo ihm der Quell gleich in die Augen strahlte. So viel man ihm davon gerühmt, doch hätte er sich solche Wunderpracht in seinem Sinn nicht eingebildet, und meinte er bei sich, es sei nicht anders denn als wenn zum wenigsten ein Stücker sechs Blaufärber samt einem vollen Kessel eben erst darin ersoffen wären!

Wie er sich recht daran ersättigt und im Andenken an das Wasserweib etliche Vaterunser aus gutem Herzen für ihr Heil gebetet hatte

(denn er der Meinung war, sie sitze schon bei hundert Jahr samt andern armen Heidenseelen auf der hellen Wiese (Hölle, Fegfeuer), da sie in Wahrheit jung und schön wie ehedem noch bei den Ihren lebte), vergaß er auch das Klötzlein nicht, nach welchem so viel Fragens war. Er hatte von dem Doktor Veylland und dem Lot schon als ein kleiner Bube den Urgroßvater hören erzählen. Der Bauer wußte nichts davon; den Wirt im Nonnenhof befrug er aber nicht, weil ihm erst jetzt einkam, es seie mit dem Blei wohl gar dasselbe Lot gemeint. Nun sah er hinter manchen Busch und Baum, und weiterhin an seiner Straße hier und dort in einen Graben, fand aber nichts dergleichen und ließ sich endlich deshalb keine grauen Haare wachsen.

Der Schmerzen seines Fußwerks ganz und gar vergessen, und nichts als Glücksgedanken und Habergeisen in dem Kopf, hinkt' er so immerfort das Blautal hinunter. Bisweilen, wenn es ihm sein Linker zu arg machte, hockt' er auf einen Stein, packte die silberne Haube heraus und legte sie vor sich aufs Knie, an seinen zukünftigen Schatz dabei denkend. Es war nur gut, daß ihm nicht wissend, was schon zween andere Gesellen, ein Feilenhauer und ein Nagelschmied, nur eine halbe Stunde eh er kam, aus dem Nonnenhof davongetragen, er hätte seine Haube nur noch mit halben Freuden angesehen. Die beiden Bursche waren auf der Steig hinter der Stadt an dem Schuster vorübergekommen und hatten ihn gegrüßt, doch weil er eben saß und in Gedanken mit dem Rad im besten Werken war, so sah er gar nicht auf und brummte nur so für sich hin: „Schön guten Morgen!“ — obzwar die Sonne ihm von Abend auf den Buckel schien. „Ja morgen nach dem Bad *!“ sagte der eine, und lachten sich beide die Haut voll darüber.

Mit sinkender Nacht kam er wohl- oder übelbehalten nach Ulm. Es war gerade Markt und hie und da Musik und Tanz. Er trat in eins der nächsten Wirtshäuser, wo ihrer sechs Gesellen beim Wein an einem Tisch beisammen saßen und einen Rundgesang an-

* Redensart: Du kommst zu spät.

stimmten. Mann für Mann sang einzeln sein Gesetz, darauf mit Macht der Chor einfiel und sie alle die Gläser anstießen. Der Leser mag wohl so viel Verse vernehmen, als sie eben jetzt sangen; das Lied im ganzen ist viermal so lang.

Erster Gesell: Seid ihr beisammen all'?
Ihr Freund', auf allen Fall
Zeigt eure Professionen an,
Daß wir nach Sitten stoßen an
Mit großem Freudenschall!

Chor: Zeigt eure Professionen an,
Daß wir nach Sitten stoßen an!

Zweiter: Eine Wiege vor die Freud',
Eine Bahre vor das Leid:
Meinem Hobel ist das alles gleich,
Der denkt, ich mach' den Meister reich,
Spän' gibt es allezeit.

Chor: Seinem Hobel ist ꝛc.

Dritter: Meine Arbeit ist wohl fein,
Von Gold und Edelstein;
Allein das kriegt man bald gar satt,
Zumal man es nicht eigen hat:
Gebt mir so güldnen Wein!

Chor: Ich glaub's ihm schon, das wird man satt ꝛc.

Vierter: Wen freut ein kecker Mut,
Nicht dau'rt sein junges Blut,
Ich schaff' ihm Wehre mannigfalt,
Zu Scherz und Ernst, wid'r Feindsgewalt;
Mein Zeug ist allweg gut.

Chor: Und gilt es wider Feindsgewalt,
Ein Spieß und Schwert uns auch gefallt.

Fünfter: Der Schneider sitzt am Glas:
Vom Wirt nehm' ich die Maß,
Zu Hause schaff' ich gar nicht viel,
Meine Stich' mach' ich beim Kartenspiel,
Da weiß ich doch für was.

Chor: Ei, Bruder Leipziger, beſſr' Er ſich,
Denn, ſieht Er, das iſt liederlich.

Sechſter: Meine Kunſt, das glaubt gewiß,
Schreibt ſich vom Paradies.
Von Mägdlein bin ich wertgeſchätzt,
Ich hab' ja was ihr Herz ergötzt,
Veiel und Röslein ſüß.

Chor: Von Mägdlein iſt er ꝛc.

Jetzt kam die Reihe an den Schuſter, und da derſelbe ſein Geſetzlein ſo aus froher Kehle ſang, ward es dem Seppe um den Bruſtfleck weh, daß er ſein gutes Handwerk laſſen ſollte. Dabei vermerkte er, wie ihn ſein rechter Schuh zweimal ganz weidlich vor Vergnügen zwickte, ſo zwar, wie wenn er ſagen wollte: Hörſt du, Narr?

Erſter: Gebt meinem Stand die Ehr'!
Den Schuſter braucht man ſehr.
Zwar führ' ich nicht den beſten Gout*,
Allein wer macht euch Hochzeitſchuh,
Wenn ich kein Schuſter wär'?

Chor: Zwar führt er nicht ꝛc.

Dem Seppe quoll bereits das Waſſer in den Augen; er ſprach bei ſich mit ingrimmigen Schmerzen: du biſt kein Schuſter und biſt auch kein Dreher, du biſt der wirtenbergiſch Niemez*! — Und ſchwur in ſeine Seele, hinfort zu bleiben, was er war.

Zweiter: Und wer kein Pietiſt
Und auch kein Hundsfott iſt,
Der mag ſich wohl beim Wein erfreun.
Mein letzter Schluck ſoll ehrlich ſein!
So meint's ein guter Chriſt.

Chor: Stoßt an, Kameraden, ſtimmet ein:
Mein letzter Schluck ſoll ehrlich ſein!

Hier ſtand der Seppe auf, trat hin zu den Kompanen (Geſellen) und grüßte mit beſcheidener Anſprache. Da machten ſie ihm Platz

---

* Gout: Geſchmack. — Niemez: niemand; Redensart: einer, der ſo viel als nichts iſt, kein Gewerbe verſteht oder treibt.

an ihrem Tisch, tranken ihm zu und hörten, was für ein Landsmann er sei, welches Gewerbs, wohin er wollte. „Warum bleibt Ihr nicht hier?" sagte Vincenz, der Schuster: „in Ulm ist es schön und Arbeit findet Ihr dermal genug." — Er ließ sich nicht schwer überreden, und schon den andern Tag stand er bei einer jungen Witwe ein, von welcher ihm der Herbergvater sagte.

Als er das erstemal in deren Haus einging, empfing er eine Warnung: sein Rechter wollte nicht über die Schwelle; doch achtete er weiter nicht darauf.

Die Witwe war eine schöne Person, und wie der Seppe schon nicht leicht mehr eine ansah, daß ihm nicht einfiel, was der Pechschwitzer sagte: vielleicht begegnet dir dein Glück einmal auf Füßen, so prüfte er auch jetzt, obwohl mit schüchternen Blicken, die stattliche Frau. Sie sah sehr blaß, nicht gar vergnügt, und sparte ihre Worte gegen jedermann. Ihr Tun in allen Dingen war aber sanft und klug, so daß sie einen jungen Mann wohl locken konnte.

Es mag zuvor schon manchem so mit ihr gegangen sein, beim Seppe blieb es auch nicht aus, und desto minder, da ihm nach den ersten Wochen deuchte, er gelte vor den andern etwas bei der Meisterin. Geschah es, daß sie ihrer einen nötig hatte, zu einer kleinen Hilfe außerhalb der Werkstatt, dann rief sie immer zehnmal gegen eines ihn vom Stuhl hinweg, und wenn er samstags für die Küche Holz klein sägte, sie aber backte eben Zwiebelkuchen, da trug sie ihm gewiß ein Stück, warm von dem Ofen weg, zum voraus in den Schopf hinaus; das schmeckte zu solchem Geschäft aus der Faust ganz außer Maßen.

Von dort an gebärdeten sich des Hutzelmanns lederne Söhne sehr übel; insonderheit auf der Gesellenkammer war oft die halbe Nacht in Seppes Kasten, wo sie standen, ein Gepolter und Gerutsch, als hätten sie die ärgsten Händel miteinander, und die Gesellen schimpften und fluchten nicht wenig deshalb. „Es ist der Marder," sagten sie, „er hat den alten Schlupf zwischen den Dielen wieder gefunden; wird nicht viel fehlen hat er Junge; wir brechen morgen

auf und bescheren ins Kindbett." — Der Seppe schwieg dazu; am andern Morgen aber holt' er in der Stille einen schweren platten Stein aus einem Bühnenwinkel vor, den stellte er bedachtsam mit dem Rand auf sie, quer über den Reihen. „So," sprach er, „jetzt, ihr Ketzer, ihr schwernötige, jetzt bocket, gampet und durnieret (macht Sprünge, wackelt und poltert), wenn ihr könnt!" — Da molestierten (belästigten) sie hinfort auch niemand mehr.

Nun, lieber Leser, ist es Zeit, daß du erfahrest, wie es derweil ergangen mit dem andern Paar, das der Gesell an jenem Morgen auf der Brücke ließ, als er aus Stuttgart wanderte.

Nicht tausend Schritt war er hinweg, kam eine Bäuerin von Heslach her und sah die Schuh. Die hat der Böse hingestellt, mir zur Versuchung! dachte sie, bekreuzte sich und lief ihrer Wege. Spazierte drauf — denn es war Feiertag — ein Seifensieder aus der Stadt gemächlich, nach seinem Weinberg auszuschauen. Derselbe aber war ein Frommer. Wie er die herrenlose Ware sieht, denkt er: Wie geht das zu? die wären meiner Frau wie angemessen! Ich will mich nicht vergreifen, das sei fern: nur wenn ich wieder komme und sie stehn noch da, mag mir's ein Zeichen sein, daß sie der liebe Gott mir schenkt für meine Christel. Damit das Pärlein aber nicht etwan von der Sonnenhitze leide, nahm es der kluge Mann und stellte es unter die Brücke in Schatten, wo es nicht leicht ein Mensch entdecken mochte.

Bald drauf kommt aus dem Tor ein sauberes Bürgermädchen, Vrone Kiderlen, einer Witfrau Tochter; trug ein Grättlein (Körbchen) am Arm und wollte Himbeeren lesen im Bupsinger Wald. (Der hatte seinen Namen von einer Ortschaft auf dem Berg, von welcher heutzutag die Spur nicht mehr vorhanden ist, doch heißt der Wald daher noch jetzo der Bopser.) Indem sie nun über das Brücklein geht, patscht etwas unten, und so ein paarmal nacheinander. Was mag das sein? denkt sie und steigt hinunter an den Bach. „Heilige Mutter! nagelneue Schuh!" ruft sie, und schaut sich um, ob sie nicht

jemand sehe, der sie vexieren wollte oder ihr den schönen Fund tun ließ, weil eben heut ihr Wiegentag war. Sie nahm das Paar, zog es zur Probe einmal an und freute sich, wie gut es ihr paßte und wie gar leicht sich darin gehen ließ. Bald aber kam ihr ein Bedenken an, und schon hat sie den einen wieder abgestreift; der andere hingegen wollte ihr nicht mehr vom Fuß. Sie drückte, zog und preßte, daß ihr der Schweiß ausbrach, half nichts — und war sie doch so leicht hineingekommen!

Je mehr sie diesem Ding nachdachte, desto verwunderlicher kam's ihr vor. So eine verständige Dirne sie war, am Ende glaubte sie gewiß, die Schuhe seien ihr von ihrer Namens-Heiligen Veronika auf diesen Tag beschert, und dankte alsbald der Patronin aus ehrlichem Herzen. Dann zog sie ohne weiters auch den andern wieder an, schob ihre alten in den Deckelkorb und stieg getrost den Berg hinauf.

Im Wald traf sie ein altes Weib bereits im Himbeerlesen an. Diese gesellte sich zu ihr, obwohl sie einander nicht kannten. Während aber nun beide so hin und her suchten, geschah's, daß sich der Vrone an den linken Fuß eine kostbare Perlenschnur hing, die da im Moos verloren lag. Das Mädchen merkt' es nicht und trat beim nächsten Schritt von ungefähr sich mit dem andern Schuh die Schnur vom linken los; das sah das Weib von hinten, hob heimlich das Geschmeide auf und barg's in ihrem Rock.

Die Schnur war aber keine andere denn jene von der schönen Lau, und war an die Tochter des jetzigen Grafen, die schöne Irmengard, von dessen Frau Ahne vererbt.

Als endlich die zwei nacheinander heimgingen, verkündigte just in den Straßen des Grafen Ausrufer, daß gestern im Bupsinger Forst, unfern dem Lusthaus, ein Nuster mit Perlen verloren gegangen, und wer es wieder schaffe, dem sollten fünfzehn Goldgulden Finderlohn werden. Da freute sich das Weib, zog eilig ihre besten Kleider daheim an, kam in das Schloß und ward sogleich vor die junge Gräfin gelassen. „Ach Frau, ach liebe Frau!" rief diese ihr

schon in der Tür entgegen, „Ihr habt wohl mein Nuster gefunden? Gebt her, ich will es Euch lohnen!“

Nun zog das Weib ein Schächtelein hervor und wie das Fräulein es aufmachte, lagen sechs oder sieben zierliche Mausschwänze drin, nach Art eines Halsbands künstlich geschlungen. Das Fräulein tat einen Schrei und fiel vor Entsetzen in Ohnmacht. Das Weib in Todesängsten lief davon, ward aber von der Wache auf den Gängen festgenommen und in Haft zu peinlichem Verhör gebracht. Darin bekannte sie nichts weiter, als daß sie da und da den Perlenschmuck vom Boden aufgehoben und ihn, so schön wie er gewesen, daheim in die Schachtel getan, der guten und ehrlichen Meinung, das gnädige Fräulein damit zu erfreuen. Im Wald sei aber eine Dirn' an sie geraten, die müss' es mit dem Bösen haben, von dieser sei der Streich.— Weil nun der Graf nicht wollte, daß man bei so bewandten Sachen viel Aufhebens mache, da mit Gewalt hier nichts zu richten sei, ließ man das Weib mit Frieden. Zum Glück kam nichts von ihren Reden an die Vrone, sie wäre ihres guten Leumunds wegen drob verzweifelt.

Auch anderwärts erlebte sie in ihren Wunderschuhen viel Unheil, obwohl der Segen nicht ganz mangelte. Als zum Exempel ging sie Sonntag nachmittag gern über einen Wiesplatz hinter ihrem Haus, eine Gespielin zu besuchen; da stieß sie sich ein wie das anderemal an so ein kleines verwünschtes Ding von einem Stotzen, wie sie pflegen auf Bleichen im Wasen zu stecken, fiel hin, so lang sie war, hub aber sicher einen Fund vom Boden auf: nicht allemal ein Stücklein altes Heidengold, einen silbernen Knopf oder Wirtel (Spindelring), dergleichen oft der Maulwurf aus der Erde stößt, doch war ihr ein ehrliches Gäns-Ei, noch warm vom Legen, gewiß. Besonders ging es ihr beim Tanz: da sah man sie zuweilen so konträre, wiewohl kunstreiche Sprünge tun, daß alles aus der Richte kam und sie sich schämen mußte. Als ein gutes und fröhliches Blut zwar zog sie sich's nicht mehr als billig zu Gemüt und lachte immer selbst am ersten über sich, nur hieß es hinterdrein: „Schad' um die hübsche Dirne, sie wird mit einemmal ein ganzer Dapp (ungeschickter Mensch)!“ Die eigne

Mutter schüttelte den Kopf bedenklich, und eines Tages sagte sie, als ginge ihr ein Licht wie eine Fackel auf, zur Tochter: „Ich wette, die vertrackten Schuh allein sind schuld! der Alfanz (scheinbare Gewinn) hat mir gleich nur halb gefallen; wer weiß was für ein Rauner (Beschwörer) sie hingestellt hat.“ — Das Mädchen hatte selber schon an so etwas gedacht, jedoch verstand sie sich nicht leicht dazu, sie gänzlich abzuschaffen, sie waren eben gar zu gut und dauerhaft. Indes ging sie noch jenen Tag zum Meister Bläse, sich ein Paar neue zu bestellen. Es war derselbige, bei welchem es der Seppe nicht aushalten mögen. Die Vrone sah auf dessen Stühlchen ungern einen andern sitzen; sie hatte ihn gekannt und gar wohl leiden können.

Wie nun der alte Bläse ihr das Maß am Fuß nahm, stachen ihm die fremden Schuhe alsbald in die Augen. Er nahm den einen so in seine feiste Hand, betrachtete ihn stillschweigend lang und sagte: „Da hat Sie was Apartes: darf man fragen, wo die gemacht sind?“ — Das Mädchen, welches bis daher von ihrem Fund noch weiter niemand hatte sagen wollen, gab scherzweis zur Antwort: „Ich hab' sie aus dem Bach gezogen.“ — Die fünf Gesellen lachten, der Alte aber brummte vor sich hin: „Das könnt' erst noch wahr sein.“

Am Abend in der Feierstunde sprach er zu seinem Weibe und seiner Tochter Sara: „Ich will euch etwas offenbaren. Die Kiderlen hat ein Paar Glücksschuh am Fuß; ich kenne das Wahrzeichen.“ — „Ei,“ meinte die Tochter aus Neid: „sie haben ihr noch keinen Haufen Geld und auch noch keinen Mann gebracht.“ — „Es kann noch kommen,“ versetzte der Alte. — „Wohl,“ sagte die Mutter, „wenn man sie ihr nur abführen könnt'! ich wollte so etwas der Sare gönnen.“ — Da beschlossen sie dann miteinander, der Vater solle ein Paar Schuh wie diese machen und die Sare sie heimlich verwechseln.

Der Mann begab sich gleich den andern Morgen an die Arbeit. So häkelig sie war, dennoch, die feinen, wundersam gezackten Nähte, die rote Fütterung mit einem abgetragenen Stück Leder, alles zumal geriet so wohl, daß er selbst sein Vergnügen daran hatte. Die böse List ins Werk zu setzen, ersannen sie bald auch Mittel und Wege.

Dicht bei der Stadt, wo man herauskommt bei dem Tor, welches nachmals, von dortiger Schießstatt her, das Büchsentor hieß, sah man zu jener Zeit noch einen schönen ansehnlichen Weiher, ähnlich dem Feuersee, der eine gute Strecke weiter oben dermalen noch besteht. Am Ufer war ein Balken- und Brettergerüst mit Tischen und Bänken hinein in das Wasser gebaut, wo die Frauen und Dirnen der Stadt ihre Wäsche rein zu machen pflegten. Hier stunden sie manchmal zu vierzig oder fünfzig, seiften und rieben um die Wette und hatten ein Gescherz und Geschnatter, daß es eine Lust war, alle mit bloßen Armen und Füßen. Nun paßten des Schusters wohl auf, bis die Vrone das nächstemal wusch; denn Bläses Haus lag hart am See, und stieß das Wasser unten an die Mauer. Auf einen Mittwoch morgen, da eben schönes warmes Wetter war, kam denn die junge Kiderlen mit einer Zaine (Korb). Geschwind sprang auch die Sare mit der ihren und traf es glücklich, neben sie an e i n e n Tisch zu kommen. Da stellten beide ihre Schuh, wie es der Brauch war, unter die Bank. Die Vrone hatte seit acht Tagen heut das erstemal ihr Glückspaar wieder angelegt, mit Fleiß: denn weil sie richtig dieser ganzen Zeit das Melkfaß nimmer umgestoßen, das Spinnrad nimmer ausgetreten, noch sonst einen bösen Tritt getan, so wollte sie, des Dinges ganz gewiß zu sein, jetzo die Gegenprobe machen. Die falsche Diebin war mit den paar Laken, so sie mitgenommen, in einer Kürze fertig, schlug sie zusammen, bückte sich, stak in einem Umsehn in des Pechschwitzers Schuhen, schob ihres Vaters Wechselbälge dafür hin, und: „B'hüt' Gott, Vronele! mach' au bald ein End!" — mit diesen Worten lief sie fort, frohlockend ihrer wohl vollbrachten Hinterlist; und als die andre nach drei Stunden, um die Essenszeit, vergnügt auch heim ging unter den Letzten, nahm sie die Täuscherei nicht im geringsten wahr.

Der Pechschwitzer aber, der wußte den Handel haarklein und dachte jetzt darauf, wie er dem Bläse gleich die nächste Nacht den Teufel im Glas zeigen wolle.

Derselbe hatte allezeit, besonders auf die Krämermärkte, dergleichen eben wieder einer vor der Türe war, einen großen Vorrat

seiner Ware in einer obern Kammer, die nach dem See hinausging, liegen. Nach Zwölfe in der Nacht vernahm die Schusterin ein seltsamliches Pflatschen auf dem Wasser, stieß und erweckte ihren Mann, damit er sehe, was sei. — „Ei, was wird's sein! Die Fisch' hant öfters solche Possen." — Er war nicht wohl bei Mute, hatte gestern beim Wein einen Bösen getan, und hub gleich wieder an zu schnarchen und zu raunsen. Sie ließ ihm aber keine Ruh, bis er herausfuhr und ein Fenster auftat. Erst rieb er sich die Augen, alsdann sprach er verwundert: „Der See ist schwarz und g'rutzelt voll mit Wasserratten! weit hinein, wohl fünfzehn Ellen von der Mauer. Junge und alte, Kerl wie die Ferkel sind darunter! man sicht's perfekt, es ist sternhell. Ei, ei, sieh, sieh! die garstige Kogen! wie sie die Schwänz' für Wohlsein schwenken, schlurfen, rudern und schwimmen! Ursach ist aber, weil es diese Zeit so heiß gewesen, da bad't das Schandvolk gern."

Dem Bläse kam es so besonder und kurzweilig vor, daß er sich einen Stuhl ans Fenster ruckte, die Arme auf den Simsen legte und das Kinn darauf. So wollte er der Sache noch eine Weile warten. Die Augen wurden ihm allgemach schwer und fielen ihm gar zu, doch fuhr er fort zu seinem Weib zu sprechen, welches inmittelst wieder eingedoset war, unsinnige verkehrte Reden, wie einer führt im Traum und in der Trunkenheit. „Du Narr," sprach er, „was Armbrust, Bolz und Spieß, in solchen Haufen! das würd' viel batten! ... Mordsakerlot, ich wollt', das Pulver wär' erfunden allbereits! Mit drei, vier Traubenschuß*, aus einer Quartan-Schlang' oder Tarras, wollt' ich nicht schlecht aufräumen da unter der Bagasche!" —

Jetzt aber tat es wiederum Patsch auf Patsch. Der Schuster streckte seinen Kopf hinaus und wußte nicht, woran er sei, mit allen seinen fünf Sinnen. Denn es flog nur so mit denen Tiern aus dem Kammerladen über ihm, ja unversehens fuhr ihm deren eines an den

* Schuß mit Schroten aus Kleingewehr, hier angewendet auf grobes Geschütz wie die Quartanschlange und der Tarras.

Schädel, und wie er's packt in seiner Faust, da sah es wahrlich einem schweren Bauernstiefel von seiner eigenen Arbeit gleich aufs Haar! Voll Schrecken rief er seinem Weib, schrie die Gesellen aus dem Schlaf, und bis sie kamen, pflanzet' er sich mit einem Prügel an die Tür der obern Bodenstiege, damit ihm der Spitzbuben keiner entkomme. Allein es ließ sich niemand sehn noch hören, und als die Gesellen erschienen, die Bühne wohl umstellten und der beherzteste von ihnen die Kammertür aufriß, und keine Menschenseele zu verspüren war, fiel dem Bläse das Herz in die Hosen. Er sagte leis zu seiner Frau: „Die Sach steht auf Saufedern*, Weib, — es steckt, schätz' ich, ein anderer dahinter, der ist mir zu gewaltig!" Und nannt' ihr den Pechschwitzer. Die Schusterin, die sonst ein Maul als wie ein Scharsach (Schermesser) führte, war da auf einmal zahm, bebte an allen Gliedern, und so die Tochter auch. Der Bläse aber sprach zu den Gesellen: „Macht keinen Lärm! Geht vor in Nachbar Lippens Hof, des Fischers, macht in der Stille ein paar Nachen los, nehmt, was ihr findet an Stangen und Netzen: wir müssen alle Ware noch vor Tag zusammenbringen, sonst hab' ich Schand und Spott der ganzen Stadt."

Indem sie gingen, rannte schon der Fischer über die Gasse und auf sie zu. Der hatte eben auf den See gehn wollen, etlicher Karpfen wegen, auf die Freitagsfasten, sah das wunderliche Wesen und lief, es dem Schuster zu melden. Indem sie nun zu sieben, samt dem Lipp, in zwei Schifflein verteilt, bald hier bald dorthin stachen, faheten und suchten, begann es von neuem zu werfen, und war es damit merklich auf ihre Köpfe abgezielt. Zwar kamen weder Schuh noch Stiefel mehr, dafür aber Leisten, deren auch eine Last droben lag; nicht alte garstige Klötze allein, vernutzet und vom Wurm zerstochen, auch schöne neue zum Verkauf, sämtlich von gutem hartem Holz, und kamen tapfer nacheinander durch die Luft daher. Da schrie denn einer bald in dem, bald in dem andern Schifflein: „Hopp! Schaut auf!" — und schlug doch links und rechts ein mancher Donnerkeil nicht unrecht ein.

* Ist mißlich.

Der Fischer sagte zu dem Bläse: „Auf solche Weis', Gevatter, möcht' ich mein Handwerk nicht das ganze Jahr treiben. In allweg aber sei's bezeugt, Ihr wisset mit dem Netz wohl umzugehen. Von heut an möget Ihr als Obermeister einer ehrsamen Schuhmacherzunft ganz kecklich einen Hecht so kreuzweis übern Leist in Euer Zeichen lassen malen, dem Sprichwort zum Trutz."

Der Morgen kam schon hell herbei, als sie nach vielem Schweiß, Angst, Not und Schrecken den Weiher wieder glatt und sauber hatten. Der größte Nachen wurde voll des nassen Zeuges, auch war wieder ziemlich alles beisammen, nur da und dort fand man am Tag ein und das andere Stück noch im Röhricht versteckt.

Von dieser Geschichte erging das Gerücht natürlicherweise gar bald an die Einwohnerschaft. Die mehrsten achteten's für Satanswerk, und ahnete es dem Meister schon, daß sich ein manches scheuen werde, ihm seine Ware abzunehmen, wie sich's in Wahrheit auch nachher befand. Nach einem Scherzwort etlicher Fazvögel (Spottvögel) aber hat man von dort an lange Zeit eine besondere Gattung grober Schuhe, so hier gemacht und weit und breit versendet wurden, nicht anderst mehr verschrieben oder ausgeboten als mit dem Namen: echte, genestelte Stuttgarter Wasserratten.

Jetzt war des Meisters erste Sorge, daß das gestohlene Gut nur wieder fort aus seinem Haus und an die Eigentümerin komme. Zwar seiner Frau war am lichten Tag der Mut wieder gewachsen; ja, meinte sie, es sollte lieber alles, Kundschaft und Haus und Hof hinfahren, nur diese Schuh' wenn sie behielten, da rindere ihnen (wie ein Sprichwort sagt) der Holzschlegel auf der Bühne *. Der Bläse aber schüttelte das Haupt: „Meinst du, er könne uns nicht auch am Leib was schaden? Behüt' uns Gott vor Gabelstich, dreimal gibt neun Löcher!" — Er drohte seinem Weib mit Schlägen, wenn sie noch etwas sage, ging unmüßig im ganzen Haus herum, von einem Fenster zum andern, und wollte fast verzwatzeln, bis es dunkel ward,

* Werde ihnen ohne Aufwand und Mühe alles gelingen. — Bühne: Dachboden.

wo seine Tochter die vermaledeiten Schuhe unter den Schurz nahm und forttrug.

Sie schlich sich damit an der Kiderlen Scheuer von hinten und stellte sie in eine Fensterluke, wo sie die Vrone, als sie früh in Stall ging, ihre Kuh zu futtern, auch sicherlich gefunden hätte, wenn sie vom Pechschwitzer nicht über Nacht wären wegstipitzt worden.

Indessen trug die gute Dirne das falsche Gemächt sonder Schaden, und wenn ein Tag herum war, hieß es beim Bettgehn allemal: „Jetzt aber, Mutter, glaubt Sie doch, daß es nicht Not gehabt hat selletwegen (jeneswegen)?" — Die Mutter sprach: „Beschrei es nicht." — Auf solche Weise kam denn alles wiederum in sein Geleis, und galt die Vrone wie vordem für ein kluges, anstelliges Mädchen.

Geraume Zeit, nachdem sich dieses zugetragen, saß der Bläse in seinem Weinberg draußen beim Herdweg auf der Bank am Gartenhaus, bekümmerten Gemüts, weil es die Zeit her stark hinter sich ging in seinem Geschäft. Indem er nun so in Gedanken den heurigen Herbst überschlug, was er ertragen könne, samt den Zwetschgen, davon die Bäume schwer voll hingen — horch! wispert etwas hinter ihm, und wer steht da? der Pechschwitzer, der Hutzelmann, der Tröster. Mein Schuster wurde käsebleich. „Erschrecket nicht, Zunftmeister! ich komme nicht in Bösem. Wir haben einen Stuß miteinander gehabt, das ist ja wieder gut, und wär' es nicht, will ich's vergüten, so viel an mir ist. Jetzt aber hätte ich ein klein's Anliegen, Obermeister." — „Und in was Stücken, liebes Herrlein, kann ich Euch dienstlich sein?" — „Mit Erlaubnis," sprach der Hutzelmann und nahm Platz auf der Bank und hieß den andern zu ihm sitzen: „Seht, jensmal in der Nacht, da ich auf Eurem obern Boden war und Ihr am Fenster unten, hörte ich Euch ein Wörtlein sprechen, das will mir nimmer aus dem Sinn. Ihr habt gesagt: Ich wollt' nur, daß das Pulver schon erfunden wär'! Was meintet Ihr damit?"

Der Bläse, sich besinnend, machte ein Gesicht, als wenn ein Mensch aufwacht bei Nacht in einem Kuhstall, darein er seines Wissens auf eigenen Füßen nicht gekommen ist, lachte und sprach: „Herrlein —

das hätte der Bläse gesagt? nun, wenn ich es noch weiß, soll mich der Teufel holen!" — „Ei, schwöret nicht, mein Freund," entgegnete ihm der andere, „warum wollt Ihr es leugnen? Vertrauet mir's; nur so beim Veilichen (ungefähr), was das Pulver ist. Ich bin einmal in derlei Heimlichkeit ein Stiegelfizischer (Naseweis), seht. Euer Schaden soll's nicht sein, und möget Ihr dafür etwas von meinen Künsten lernen." — Da stellte sich der Bläse an, als wenn er freilich etwas wüßte, und sprach: „Weil Ihr es seid, Pechschwitzer, so möcht' ich Euch wohl gern zu Willen sein; vergönnt mir nur Bedenkfrist einen Tag, damit ich doch mein Weib auch erst darum befrage." — Der andere fand das nicht unbillig, bat ihn beim Abschied inständig nochmals, gelobte ihm Verschwiegenheit und wollte morgen wieder kommen.

„Jetzt, Sante Blasi, hilf!" — so rief der Alte aus, wie er allein war, „jetzt muß das Pulver 'raus aus meinem dicken Schustersgrind und wenn's die halb Welt kostet!" — Da saß er, hatte beide Ellenbogen auf den Knien und beide Fäuste an den Backen. „Vor die Ratten," sprach er, „kann's nicht sein, warum? sotts (solches) Pulver hat man lang. Selle Nacht aber ist es mir wampel (übel) gewesen, mag leicht sein hat mir's traumt vom güldnen Magen-Triet (Magenpulver), so allein der König in Persia hat. — — Es gibt ein Kräutlein, heißt Allermanns-Harnisch, und gibt ein anders, das heißt Dierletey, und wieder eins, Mamortica: kein Wurzler (Apotheker) hat's, noch Krämer. Daraus hat meiner Mutter selig ihre G'schwey (Schwägerin) eine Salben gemacht, die war vor alles gut. — — Ich will halt einmal gehn und schauen, was zu machen ist, und will erst Spezies (Rohstoffe) kaufen; Probieren ist über Studieren."

Auf seinem Weg zur Stadt sann er scharf nach. Auf einmal schnellt' er mit dem Finger in die Luft, und — „Wetter!" rief er aus, „kann einer so ein Stier sein und noch lang sinnieren hin und her, wo doch ein Ding glatt auf der Hand liegt! Was mag ein Schuster bei dem andern sonst für einen Vorteil suchen zu erfahren, wenn es nichts aus dem Handwerk ist? Da laß ich mich schon finden."

Er lief zum Krämer stracks, zu holen, was er brauchte. Daheim in einer hintern Stube setzte er sich an einen langen Tisch mit einer Halbmaß Wein, macht allda unterschiedliches Gemeng mit seinem besten Essig an zu einem schwarzen Quatsch, knetet und knauzet's (zerdrückt) wohl unter dem Daum, probiert's auf alle Weise und war ihm lang nicht fein genug. Das dauerte bis an den andern Abend.

Wie nun der Hutzelmann auf die gesetzte Stunde pünktlich kam und ihm der Bläse mit Geschmunzel seinen Teig hinhielt, roch der daran und sagte: „Lieber Mann, da hätten wir halt eine neue Schuhwichs?" — „Aufzuwarten, ja." — „Mich will bedünken," sprach lächelnder Miene der Kleine: „Ihr habt selbst noch weit hin, bis Ihr das Pulver find't, und habt jetzt nur viel Arbeit, Müh und Köften unnötigerweis gehabt mit mir. Dafür, wie auch um andrer Einbuß willen, soll Euch indes Vergütung werden. Ich will Euch das Rezept zu meiner Fett-Glanz-Stiefelwichsen geben, die mögt Ihr schachtelweis mit gutem Vorteil verkaufen."

Das Männlein wußte wohl, was es hiermit verhieß, denn Meister Bläse ward ein reicher Mann mit solcher Handelschaft in wenig Jahren. Seine Erben bewahren annoch das Geheimnis, und allen feinen Leuten unsrer Tage wüßt' ich fürwahr eine bessere Wichs nicht zu nennen; obwohl ich nicht verschweigen darf, was der Pechschwitzer dazumal eben dem Bläse gar ehrlich bekannte: „Ein Ledder* wohl zu halten, nach Ledders Natur, ist das fürnehmst der Schmeer allezeit, und hat er Glanzes genug an ihm selbsten." Welcher Ausspruch indes hier dahingestellt bleibe.

Laßt aber sehn, was seither der Gesell in Ulm für Glückssprünge mag gemacht haben.

Zween Monat — eher drunter als drüber — kann er daselbst gewesen sein, da war er mürb und gar bereits vor Liebe zu der Meisterin; und wenn er wohl bisweilen meinte, ein wenig mehr

* Ledder, statt Leder, sprechen alle gereisten Schuster in Schwaben.

Gespräch und Fröhlichkeit stünd' ihr gut an, so dachte er doch immer gern eines alten wahrhaften Worts: Stille Schaf seind mille- (milch-) und wollereich, wird ihnen gewartet. Alle Samstag nacht, wenn er auf seine Kammer ging, sprach er bei sich: Jetzt morgen tragst du ihr die Heirat an! — und wenn er eben drauf und dran war, ließ er's wieder, aus Blödigkeit und Sorge, sie möchte ihn zuletzt doch stolz ablaufen lassen.

Nun hatten sie einsmals ein Schweinlein gemetzelt, das zweite, seitdem man den Lichtbraten* hatte — es war schon im Hornung und schien ein vorzeitiger Frühling zu werden — da befand sich der Seppe am Morgen allein mit ihr in der Küche, das Fleischwerk in den Rauch zu hängen. Inmittelst als er sich die Leiter unter dem Schlot zurechtstellte, die Würste sich in Ringen um die Arme hing, erzählte er ihr von Regensburg und Regensburger Würsten, was er von Hörensagen wußte; und wie er so mit seiner Tracht aufstieg in das Kamin, sie aber unten stand beim Herd, sprach sie: „Nach Regensburg geht Ihr doch noch; es liegt Euch allfort in Gedanken."

Der Seppe, weil sie ihm nicht ins Gesicht sehn konnte — denn oberhalb stak er im Finstern — nahm sich ein Herz und sagte: „Wenn es auf mich ankäm', ich wollte leben und sterben bei Euch."

„Ihr sollt auch unvertrieben sein!" gab sie zur Antwort.

„Ja," sagte er und stockte, „es mag halt einer doch auch nicht sein Leben lang ledig verbleiben."

Sie sagte nichts darauf. Da fing er wieder an: „Nach einem rechten Weib kann wohl ein armer Teufel heutigstags weit suchen."

Darauf sie ihm entgegnete: „Man sucht erst einmal in der Nähe."

Dem Seppe schossen bei dem Wort die Flammen in die Backen, als wollten sie oben zum Schornstein ausschlagen!

Die Stangen hingen alle voll, er hätte können gehn; allein der Angstschweiß brach ihm aus, er wußte nicht, wie er am hellen Tags-

* Lichtgans, ein Braten, welchen Handwerker, die im Winter auch nachts arbeiten, ihren Gesellen bei Beginn des Winters zum besten gaben.

licht vor die Frau hintreten, noch was er weiter sagen solle. Drum nestelt' er und ruckt' und zappelte noch eifrig eine Weile an den Würsten hin und wider. Auf einmal aber sprach er: „Meisterin, ich hab schon je und je gedacht, wir wären für einander. Ich hätte eine Lieb' zu Ihr und groß Zutrauen."

„Davon läßt sich schon reden!" sagte sie. — Nun stieg er flugs herab und stand vor ihr mit einem schwarzen Rußfleck um die Nase, darüber sie ein wenig lächelte, einen Zipfel ihrer weißen Schürze nahm und ihn abwischte. Das tat ihm ganz im Herzen wohl, er faßte ihre Hand und hatte ihren Mund geküßt, eh' sie sich des versah. Sie aber gab im ein Gleiches zurück. — „So seid Ihr nicht mehr meine Meisterin, Ihr seid jetzt meine Braut!" — Sie bejaht' es, und waren sie beide vergnügt, schwatzten und kosten noch lang miteinander.

Bevor er wieder in die Werkstatt ging, sagte sie noch: „Wir wollen niemand etwas merken lassen, bis Ihr das Meisterrecht habt und wir bald fürsche (vorwärts) machen können."

Selbigen Abend eilte es dem Seppe nicht wie sonst nach dem Essen zum Bier. Er freute sich schon seit dem Morgen auf diese gute Stunde. Sobald die andern aus dem Haus, begab er sich auf seine Kammer, wusch und kämmte sich, legte ein sauberes Hemd und sein Sonntagswams an, zu Ehren dem Verspruch, und als er dann neben der Frau so recht in Ruh und Frieden saß, die Läden und die Haustür zugeschlossen waren, ein frisches Licht im Leuchter angesteckt, so legt' er ihr zuvörderst die silberne Haube, seine Brautschenke, hin. Ja, da empfing er freilich Lobs und Danks mit Haufen. Wo bringt's der Fantel (Bürschchen) her? mochte sie denken: da er es nicht gekauft, noch hoffentlich vom Markt gestohlen hat! — Sie hätte es gar gern gewußt, doch band er sich die Zunge fest und lachte nur so.

Sie holte Wein herauf vom Keller und er brachte den Schnitzlaib herunter. Der Leser bildet sich schon selber ein, sie werde heute schwerlich das erstemal davon gekostet haben. O nein, den Seppe kränkte nur, daß er ihr nicht füglich Tag für Tag ein neues Stück zum Imbiß bringen konnte, indem die Meisterin schon ohnedas sich

wunderte, was doch der Bursch für einen guten Döte (Paten) habe an dem Stuttgarter Hofzuckerbäcken (wie er ihr weisgemacht), dem's auf ein Laiblein alle acht Tage nicht ankomme. Denn ob es ihm schon nicht verboten war, zu offenbaren, wie es damit bewandt, so scheute er sich doch. Jetzt fühlte sie ihm besser auf den Zahn, und sagte: „Gesteht's nur, Seppe, gelt, Brot und Haube sind aus e i n e m Haus?" — „Das nicht," erwidert' er, „das eine anbelangend, so will ich meine herzliebe Braut von Grund der Wahrheit berichten: denn mit dem Zuckerbäck, das war gespaßt. Habt Ihr in Ulm auch schon gehört vom Hutzelmann?" — „Kein Wort." — „Vom Pechschwitzer, vom Tröster?" — „Nichts." — „Gut denn." — Er nahm sein Glas, tat ihr Bescheid, fing an, der Frau treuherzig zu eröffnen alles, was ihm die Nacht vor seiner Reise widerfahren. Im Anfang schaute sie ihm so in das Gesicht dabei, als gält' es eben Scherz, doch weil er gar zu ernsthaft dreinsah, dachte sie: er ist ein Wunder-Lecker (Wundersüchtiger) und ein Träumer. Je mehr sie aber zweifelte, je mehr ereiferte er sich. „Da will ich meiner Liebsten zum Exempel vom Doktor Veylland eine Geschichte erzählen, die ist gewiß und wahr, ich hab' sie von meinem Großvater. Ihr höret sie einmal zum Zeitvertreib, nachher mögt Ihr dran glauben oder nicht."

„Der Veylland war ein alter Freund vom Graf Konrad von Wirtemberg, demselbigen, welcher den Grund zu meiner Vaterstadt gelegt, und trieb sein Wesen als ein stiller alter Herr in einem einzechten Gebäu, das stand daselbst im Tal unweit dem Platz, wo dermalen das Schloß zu sehen ist. Des Doktors vornehmstes Vergnügen war ein großer Garten hinter seinem Haus, drin pflanzte er das schönste Obst im ganzen Gau; nur daß ihm alle Herbst die Bupsinger Bauern die Hälfte wegstahlen, trotz einer hohen Mauer, so rings um das Haus und den Garten herlief. Dies ärgerte den Herrn, daß er oft krank darüber ward. Jetzt kommt einmal am lichten Tag, indem er eben bei verschlossener Tür in einem alten Buch studiert, der Hutzelmann zu ihm, der Pechschwitzer, der Tröster (welchen zuvor der Doktor noch nicht kannte) und bietet ihm ein Mittel wider diese

Gauchen, mit dem Beding, daß er ihm alljährlich einen Scheffel gute Wadelbiren liefere zu Hutzeln. Der Doktor ging das unschwer ein. Da brachte jener unter seinem Schurzfell einen Stiefelknecht hervor von ordentlichem Buchenholz, noch neu und als ein wundersamer Krebs geschnitzt, mit einem platten Rücken und kurzen starken Scheren; am Bauch untenher war er schwarz angestrichen, darauf mit weißer Farbe ein Drudenfuß gemacht. ‚Nehmt diesen meinen Knecht,' sagte der Hutzelmann, ‚und stellet ihn wohin Ihr wollt im Haus, doch daß er freien Paß in Garten habe, etwa durch einen Kandel oder Katzenlauf. Im übrigen laßt ihn nur machen und kümmert Euch gar nichts um ihn. Es kann geschehen, daß Ihr mitten in der Nacht hört einen Menschen schreien, winslen und girmsen, da springet zu, greifet den Dieb und stäupet ihn; dann sprechet zu dem Knecht die Wort':

Zanges, Banges, laß ihn gahn,
Wohl hast du dein Amt getan.

Doch ehe Ihr den Bauern oder Nachtschach (Dieb) laufen laßt, sollt Ihr ihn heißen seine Stiefel oder Schuh abtun, dabei mein Knecht ihm trefflich helfen wird, und diese Pfandstück möget Ihr behalten, auch seiner Zeit nach Belieben verschenken. Dafern mein Krebs in seiner Pflicht saumselig würde oder sonst sich unnütz machte, schenkt ihm nur etlich gute Tritt keck auf die Aberschanz (Hinterteil); ich hoff', es soll nicht nötig sein. Sonst ist er ganz ein frommes Tier, und zäh, man kann Holz auf ihm spalten; nur allein vor der Küchen sollt Ihr ihn hüten: er steigt gern überall herum und fällt einmal in einen Kessel mit heiß Wasser; das vertragt er nicht. Aber ich komme schon wieder und sehe selbst nach, lieber Herr. Gehabt Euch wohl.'

Der Doktor Veylland stellte jetzt den Stiefelknecht vor seine Stubentür. Da blieb er stehen bis zum Abend unverregt, und sah so dumm wie ein ander Stück Holz. Im Zwielichten aber, wie man just an nichts dachte, ging es auf einmal Holterpolter, Holterpolter die Stiege hinab und durchs Gußloch hinaus in den Garten. Da sahen

Herr und Diener ihn vom Fenster aus durchs grüne Gras an der Mauer hinschleichen und kratteln, an allen vier Seiten herum und immer so fort, die ganze liebe lange Nacht.

Der alte Diener hatte seine Lagerstatt im untern Stock gegen den Garten; nun streckt' er sich in Kleidern auf sein Lotterbett. Eine Stunde verstrich nach der andern, der Alte hörte nichts, als hin und wider, wie durch das Geäst ein reifes Obst herunterrauscht' und plumpste. Doch gegen Morgen, eben da er sich aufs andre Ohr hinlegte und sein Zudeck' besser an sich nahm, denn es war frisch, erscholl von fernen her ein Zetermordgeschrei, als wenn es einem Menschen an das Leben geht. Der Diener sprang hinaus und sah auf sechzig Schritt, wie des Hutzelmanns Knecht einen baumstarken Kerl am Fersen hatte und mit Gewalt gegen das Haus herzerrte, also, daß beide Teile rückwärts gingen, Dieb und Büttel (wie ja der Krebse Art auch ohnedem so ist), und zwar ein Zerren, Würgen, Sperren, Drängen und Reißen, dazu viel Keuchens und Schnaufens, Wimmerns und Bittens, daß es erbärmlich war zu hören und sehen.

Der arme Schächer, so ein Bupsinger Weinschröter (Weingärtner) war, trachtet' im Anfang wohl mitsamt dem Schergen durchzugehn, der aber hatte gut zwo Ochsenstärken und strafte ihn mit Kneipen jedesmal so hart, daß er sich bald gutwillig gab. Auf solche Weise kamen sie bis an das Haus, da hielt der Krebs gerade vor der Tür und stand der Doktor schon daselbst in seinem Schlafrock, lachend; sprach:

'Zanges, Banges, laß ihn gahn,
Wohl hast du dein Amt getan!'

Dann ließ er den Bauern die Bundschuh austun, und mochte der laufen.

Die andre Nacht gleich wurden ihrer zween nacheinander eingebracht, die dritte wieder einer und also fort bis auf die dreißig, lauter Bupsinger. Denn weil sich jeder schämte, sagt's keiner, die andern zu warnen. Der gute Knecht verfehlte nicht leicht seinen Mann; ein einzigmal kam er mit einem leeren Stiefel angerutscht

und hielt denselben bis zum Morgen unverruckt mit großer Kraft in seinen Zangen, bis ihn von ungefähr der Herr vom Haus erblickte. Das Schuhwerk aber nagelte der Diener alles nach der Reih' im leeren Pferdstall an der Wand herum. — Es gibt noch ein liebliches Stücklein davon: wie nämlich einst der Graf mit seiner Frauen und zwei Söhnlein auf Besuch bei den Veylland gewesen. Herr Konrad bauete bei dessen Garten eine Stuterei — daher nachmals die Stadt Stuttgarten hieß — beschied seinen Werkmeister her auf den Platz und zeigte selbst, wie alles werden sollte. Es wollte aber gern der Doktor denen kleinen Junkherrn eine Kurzweil schaffen und bat den Hutzelmann derhalben, um daß er ein unschuldig Zinselwerk (Gaukelwerk) bereite; der versprach's. Als nun die Knaben nach der Mahlzeit in dem Garten spielten, da ward's lebendig in dem Stall, und kam bald aus der Tür hervor ein ganzer Zug von kleinen zierlichen Rößlein, lauter Rappen mit Sattel und Zeug, und das waren die Stiefel gewesen; sie gingen zwei und zwei und wurden von kleinen Roßbuben geführt, und das waren die Bundschuh. Die Junker hatten ihre Freude mit den ganzen Abend. Auf einmal tat es außen an dem Garten einen Pfiff, der ganze Troß saß wie der Blitz ein jeder in seinem Sattel, die Rößlein aber waren zumal Heupferde geworden, grasgrün, einen Schuh lang, mit Flügeln, die setzten all über die Mauer hinweg und kamen nicht mehr. Doch nachderhand fand man so Stiefel als Schuh wie zuvor an die Stallwand genagelt.

Vor Jahren habe ich zu Stuttgart auf dem Markt ein Spiel gesehen in einem Dockenkasten (Puppentheater), so auch von diesem handelte. Hätt' ich nur alles noch so recht im Kopf! Da wird gesagt zum Vorbericht in wohlgesetzten Reimen, was ich Euch erst erzählt, und sonst noch was voraus zu wissen nötig ist, vom Bernd Jobsten, dem Hofnarrn. Der ward denselben Spätling fortgejagt vom Grafen, weil er nicht wollte seiner bösen Zunge Zaum und Zügel anlegen, absonderlich gegen die fremden Herrschaften und Gäste. Nun klagte er sein Mißgeschick dem Doktor, als welcher ihm sonst einmal Gnade beim Herrn derhalben ausgewirkt, jetzt aber sich dessen nicht mehr

unterstand; doch steuert' er ihm etwas auf den Weg und hieß ihn auch die Schuh im Stall mitnehmen, wofern er etwa meinte, sich ein Geldlein mit zu machen. ‚Ja‘, sagte der Narr: ‚das kommt mir schon recht — vergelt' es Gott!‘ — und holte sie gleich ab in einem großmächtigen Kräben (Tragkorb), und trug sie auf dem Rücken weg, talabwärts, wußte auch schon, was anfangen damit.

Am Neckar unterm Kahlenstein fand er des Grafen Schäfer auf der Weid' und stellte seine Bürde ein wenig bei ihm ab, erzählte ihm, wie er den Dienst verscherzt und was er da trage. Hiermit hebt denn die Handlung an, und spricht sofort der Narr:

Ich bin jetzt alt und gichtbrüchig,
Und meine Sünden beißen mich;
Drum will ich bau'n ein Klösterlein
Und selber gehn zuerst hinein,
In angenehmer Schauenlichkeit *
Verdrönsgen * dieses Restlein Zeit.

Spricht
der Schäfer: Klöster bauen kost't halt viel Geld.

Der Narr: Just darauf ist mein Sinn gestellt.
Hiezu bedarf es ein Heiltum *,
Daß alle Leut' gleich laufen drum.
Ein Armes bringt sein Scherflein her,
Der Reich' schenkt Äcker, Hof, Wald und mehr.

Der Schäfer: Solch Heiltum kriegen ist nichts Kleins.

Der Narr: Hat mancher keins, er schnitzet eins.
Ich, Gott sei Dank, bin wohl versehn. —
Diese Schuh', mußt du verstehn,
Der vielberühmt Doktor Veylland
Nächst an der Stadt Jerusalem fand
Unterm Schutt in einer eisen Truh,
Ein gar alt Pergament dazu
Mit Juden-G'schrift. Selbes bekennt:
Als Mose nun hätt' Israels Heer
Geführet durch das Rote Meer,

* Schauenlichkeit: Beschauliches Leben. — Verdrönsgen: dahinleben, ohne etwas zu tun. — Heiltum: Reliquie.

Und König Pharao, Reiter und Wagen,
Ersäufet in der Tiefe lagen,
Frohlockt das Volk auf diesen Strauß,
Zog weinend Schuh und Stiefel aus,
Am Stecken sie zu tragen heim,
Ins Land, wo Milch und Honigseim,
In ihren Häusern sie aufzuhenken
Zu solches Wunders Angedenken.
Aus sechshunderttausend ohngefahr
Erlas man diese dreißig Paar
Und brachte sie an sichern Ort
Als einen künftigen Segenshort,
Daß, wer das Leder küssen mag,
Sei ledig seiner Lebetag'
Von Allerwelts-Art Wassersnot,
Auch Wassersucht und sottem Tod.

Der Schäfer: Hast du das G'schrift auch bei der Hand?

Der Narr: Das, meint' ich, gäb' dir dein Verstand.
Es liegt im Kräben unterst drin;
Und hätt' ich's nicht, gält's her wie hin.
Die War' blieb trocken auf Meeres Grund.
Und ist brottrocken auf diese Stund!
Nun kenn' ich einen guten Pfaffen,
Der soll mir helfen mein Ding beschaffen,
Soll es anrühmen dem Provinzial,
Der meld't's gen Rom dem General.
Da wird sehr bald Bescheid ergehn,
Man wöll' der Sach nit widerstehn,
Sie soll'n nur forschen bei diesem Jobst,
Was er lieber wär', Prior oder Propst.

Als nun der Narr zum Pater in seine Zelle kommt und ihm den Antrag stellt, begehrt derselbe allererst das Pergament zu sehen. Ja, sagt der Schelm, vorm Jahr noch hätt' er's ihm wohl weisen können; allein, ganz schrumpflig, mürb und brüchig, wie er es überkommen, sei es ihm nach und nach zuschanden gegangen. Dafür zieht er aus seinem Korb hervor ein alt schwer eisen Marschloß (Vorlegschloß), vorgebend, es sei vor der Truchen gelegen. Der Mönch, wie leicht

zu denken, hält ihm nichts drauf, verachtet ihm sein ganz Beginnen, verwarnet und bedrohet ihn gar. Der Narr, weil er vermeint, die Sach an ihr selbsten gefiel' ihm schon, sie möchte wahr sein oder nicht, er scheue minder den Betrug als den Genossen, erboset er sich sehr in anzüglichen Reden und spricht mit der Letzt:

Sag, Pfaff, tust du die Bibel les'n?

Der Pater: War die ganz Wuch'n drüber g'sess'n.

Der Narr: Ich dacht' nur, weil sie in Latein.

Der Pater: Wohl! daß nit jed's Vieh stört hinein.

Der Narr: Wohlan, so weißt du daß dann ich,
Was dort geweissagt ist auf dich
Und die Frau Mutter der Christenheit,
Wie ihr es nämlich treibt die Zeit.
Zum Exempel Proverbia *
Im dreiß'gisten, was steht allda?
Die Eigel hat zwo Töchter schnöd:
Bring her, Bring her, heißen alle beed';
Die ein' hat einen Ablaßkram,
Die ander' heischet sonder Scham.
— Ei, das hofft' ich nur auch zu nutzen.
Pfaff, du tät'st mit, hätt's nit sein' Butzen!

So zieht er ab mit seinem Kräben, unter heftigem Schelten und Drohen des Mönchs. Noch aber läßt er sein Vorhaben nicht, ein Kloster zu erbauen, und sollen ihm die Bundschuh und die Stiefel in allweg dazu helfen. Sobald er wieder auf der Straßen ist, spricht er:

Jetzt, wüßt' ich nur 's Pechfisels Haus!
Der macht' mir ein' Trupp Münchlein draus;
Die schicket' ich dann in die Welt,
Zu kollektier'n ein Gottesgeld.
Vielleicht er macht sie mir gleich beritten
Auf Saumrößlein mit frommen Sitten:
Sie kämen doch viel 'ringer so 'rum,
Als wie per pedes apostolorum.**

* Sprüche Salomos 30, 15. Die Eigel: der Blutegel. — ** Zu Fuß.

Nachdem er lang vergebens überall dem kleinen Schuster nachgefragt, so findet er denselben von ungefähr beim Bupsinger Brünnlein sitzen, an dem Berg, darin seine Wohnung und Werkstatt ist und wo er eben einen Becher Wassers schöpfte. Der Narr mit großer Scheinheiligkeit entdeckt ihm sein Anliegen, doch der Pechschwitzer antwortet ihm:

Ich dient' Euch gern, mein guter Freund,
Aber was geistlich Sachen seind,
Laßt meine Kunst mit unverworr'n;
Es brächt' mir eitel Haß und Zorn.
Mein Rat ist darum: geht zur Stund,
Verkauft so gut Ihr könnt den Schund.
Bei die Bupsinger droben, hör' ich, wär'
Großer Mangel eine Weil' schon her.
So brauchet es kein lang Hausieren.
Doch müßt Ihr nicht Eu'r Geld verlieren,
Woll'n sie mit dem Beutel nit schier * heraus.
Droht, es käm' ihnen der Werr * ins Haus,
Der Presser *; das werden sie schon verstehn.

Darauf
der Narr: Ich folg' Euch, Meister, und dank' Euch schön.

Jetzt kommt das Lustigste, das aber muß man sehen: wie nämlich Bernd Jobst in dem Dorf seinen Korb auf der Gasse ausschüttet, die Bauren aus den Häusern kommen und gleich ein groß Geriß anhebt, da jeder mit Geschrei sein Eigentum aussucht, und alle sich untereinander als Diebe verraten. Sie weigern sich der Zahlung gar hartselig (hartnäckig), bis sich der Jobst anstellt, zu gehen und sich etwas verlauten läßt vom Werr, daß er ihn schicken wolle. Auf dieses ist mit eins ein jeder willig und bereit, ja auch der gröbst Torangel (grober Bauer) zahlt, was ihn ein neues Paar vom Krämermarkt nicht kostete.

Allmittelst hat der Schäfer bei Gelegenheit dem Grafen erzählt, was Wunderlichs der Jobst vorhabe, der Doktor aber es bestätiget

* Schier: bald. — Werr: Erdkrebs, ein den Fruchtfeldern schädliches großes Insekt. — Der Presser: Steuereintreiber.

nach dem, was er vom Pechschwitzer vernommen, und ist das Ende von dem Lied, daß Herr Konrad dem Narren für diesmal Vergebung erteilt, weil ihm der Schwank gefallen."

So erzählte der Seppe. Die Meisterin hörte ihm nur so aus Höflichkeit zu und insgeheim mit Gähnen. „Ja, ja," sprach sie am Ende, „das sind mir einmal Sachen!" — und nahm das Ränftlein in die Hand, das er von seinem Brot übrig gelassen. Nun, muß man wissen, hatte sie am Fenster einen schönen großen Vogel, der saß in seinem Ring frei da. Ihr erster Mann nahm ihn einmal an Zahlungsstatt von einem bösen Kunden an; es war ein weißer Sittich (Papagei) mit einem schwarzen Schnabel und auch dergleichen Füßen. Er sollte, hieß es, alles sprechen, wenn er das rechte Futter bekäme, und ob er zwar die ganze Zeit nicht sprach, und sich der Schuster dessenthalb betrogen fand, so ward er doch der Frau Liebling.

Derselbe schaute jetzt der Meisterin, wie sie das Restlein Brot so hielt, mit einem krummen Kopf begierig auf die Finger. Da sagte sie zu ihrem Bräutigam: „Soll es der Heinz nicht haben?" — Der Seppe dachte freilich: damit geht manches Hundert schöner Laiblein ungesehen zuschanden; doch gab er ihr zur Antwort: „Was mein ist, das ist Euer, und was Euch hin ist, soll auch mir hin sein." — So schnellte sie den Brocken ihrem Heinz hinauf, der schnappte ihn, zerbiß und schluckt' ihn nieder; kaum aber war's geschehn, so hub der Sittich an zu reden und brachte laut und deutlich diese Worte vor:

„Gut, gut, gut — ist des Hutzelmanns sein Brot.
Wer einen hat umgebracht und zween, schlägt auch den dritten tot."

Die Meisterin saß bleich als wie die Wand auf ihrem Stuhl, der Gesell aber, wähnend, sie sei darob verwundert vielmehr denn entsetzt, lachte und rief: „Der ist kein Narr! er meint, wenn man es einmal recht verschmeckte, fräß' einer leicht auf einen Sitz drei Laib!" — Darauf die Frau zwar gleichermaßen groß Ergötzen an dem Tier bezeugte; doch mochte es ihr wind und weh inwendig sein, und als der Bräutigam, nachdem er lang genug von dem närrischen Vogel gered't und Scherz mit ihm getrieben, jetzo von

andern, nötigen Dingen zu handeln begann: wie sie es künftighin im Haus einrichten wollten, wen von den Gesellen behalten, wem kündigen und so mehr, war sie mit den Gedanken unstet immer nebenaus; das wollten sie bei guter Zeit ausmachen, sagte sie, tat schläfrig, besah die Haube noch einmal und setzte sie auf vor dem Spiegel. — „Puh! friert's mich in der Hauben!" rief sie zumal und schüttelte sich ordentlich: „das Silber kältet so." — Dann sagte sie: „Wenn schwarze Band dran wären, mein! es wär' recht eine Armesünderhaube für eine fürstliche Person!" — und lachte über diese ihre Rede einen Schochen (Haufen), daß den Gesellen ein Gräusel ankam. Gleich aber war sie wieder recht und gut, gesprächig, liebkoste dem Gespons und machte ihn vergnügt wie er nur je gewesen. Darnach so gaben sie einander küssend Gute Nacht und ging er aller guten Dinge voll auf seine Kammer.

Den andern Morgen, es war Sonntag, sah er den schönen Sittich nicht mehr sitzen in dem Ring, und die Meisterin sagte mit unholder Miene: „Das Schnitzbrot hat ihm schlecht getan, ich fand ihn unterm Bank da tot und steif, und schafft' ihn mir gleich aus den Augen."

Das deuchte dem Gesellen doch fast fremde, auch sah er einen Blutfleck am Boden. Am meisten aber wunderte und kränkte ihn, daß ihm die Frau so schnorzig (brummig) war.

Am Nachmittag, weil seine Braut nicht heimkam von der Kirche aus, spazierte er mit seinen Kameraden um den Wall nach einer neuen Schenke gegen Söflingen. Einer von ihnen schlug ein paarmal bei ihm auf den Busch und stichelte auf seine Liebste; da denn ein anderer, ein loser Hesse, den Scherz aufnahm und sagte: der Fang wär' recht für einen Schwaben, die haben gute Mägen, Schuhnägel zu verdauen.

Weil nun der Seppe nicht verstand, wie das gemeint sei, blieb er mit seinem Nebenmann, einem ehrlichen Sindelfinger, ein wenig dahinten und frug ihn darum. „Das ist dir eine neue Mär?" sprach der gar trocken: „deine Meisterin, sagt man, hab' in Zeit von drei

Jahr ihren zween Männern mit Gift vergeben. Vom letzten soll es sicher sein, vom ersten glaubt's darum ganz Ulm. Den zweiten hat man erst verwichenes Frühjahr begraben. Die Richter hätten ihr das Urteil gern zum Tod gesprochen, konnten aber nichts machen, denn auf dem Sterbbett sagte ihr Mann, er habe Schuhnägel gefressen. Dergleichen fanden sich nachher auch richtig in dem Leib, allein man glaubt, er habe sie in Schmerzen und Verzweiflungswut, als er das Gift gemerkt, nur kurze Zeit vor seinem End geschluckt."

Dem Seppe verging das Gesicht. Er schritt und schwankte nur noch so wie auf Wollsäcken bis in die Schenke. Dort stahl er sich hinweg und ließ sein volles Glas dahinten.

Abwegs in einem einsamen Pfad saß er auf einer Gartenstaffel nieder, seine Lebensgeister erst wieder zu sammeln. Alsdann dankte er Gott mit gefalteten Händen, daß er ihn noch so gnädig errettet, überlegte und kam bald zu dem Beschluß, gleich in der nächsten Nacht das Haus der schlimmen Witwe, ja Ulm selbst insgeheim zu verlassen. Er blieb dort sitzen auf dem gleichen Fleck, bis die Sonne hinab und es dunkel war. Dann ging er in die Stadt, strich wie ein armer Sünder und Meineider lang in den Straßen hin und her, und suchte zuletzt, von Durst und Hunger angetrieben, eine abgelegene Trinkstube, wo viele Gäste zechten, ihn aber niemand kannte. Dort barg er sich in einem dunklen Sorgeneck bei einem Fenster nach den Gärten und der Donau zu.

Er konnte, wie man spricht, von keinem Berg sein Unglück übersehen. Zu allem Herzleid hin nicht gar sechs Batzen im Besitz — denn einen Rest Guthabens bei der Frau, wie hätte er ihn fordern mögen? — dazu sein gutes Hutzelbrot verheillost, das ihm jetzt auf der Reise für Hungersterben hätte dienen können, und endlich Spott und Schande vor und hinter ihm!

Er ging bei sich zu Rat, ob er in seine Heimat solle oder weiterziehen. Das eine kam ihn schier so sauer wie das andre an. Was werden deine Freunde sagen, wenn du schon wieder kommst, als wie der Brogel-Wenz (Prahlhans) vom welschen Krieg? (derselbe

nämlich grüßte die Weinsteig schon wieder am siebenten Tag) — so dachte er; allein die Welt, soweit es in der Fremde heißt, kam ihm jetzt giftig, greulich vor, so öd und traurig wie das Ulmer Elend *, das er dort unten in den Gärten liegen sah; aus einem Fenster dämmerte der kleine Schein vom Licht des Siechenwärters, dabei vielleicht ein armer Tropf, fern von dem lieben Vaterland, jetzt seinen Geist aufgab. Darum, es koste, was es wolle, heim ging sein Weg, nur Stuttgart zu! Von keinem Menschen gedachte er Abschied zu nehmen, am wenigsten von ihr, deren Gestalt und Mienen er mit Grauen immer vor sich sah. Deshalb er auch nicht eher aus dem Wirtshaus ging, als bis er sicher war, ihr nicht mehr zu begegnen, und seine Mitgesellen ebenfalls schon schliefen. Es war schon zwölfe und die Scharwach kam zum zweitenmal, den letzten Gästen abzubieten.

Wie er nun langsam durch die leeren Gassen nach seinem Viertel lenkte, vernahm er oben in dem Giebel eines kleinen Hauses den Gesang von zwo Dirnen, deren eine, eines Kürschners Tochter, Kunigund, er wohl kannte, ein braves und sehr schönes Mädchen, mit welchem er im „Pflug" manchen Schleifer herumgetanzt hatte. Wär' er nicht gleich im Anfang so tief in die Witwe verschossen gewesen, die hätte ihm vor allen Ulmer Bürgerskindern wohl gefallen, und er ihr auch.

Die Dirnen plauderten, wie es ihm vorkam, finsterlings im Bett, und sangen das Lied von dem traurigen Knaben, dem sein Schatz verstarb, das hatte zum Titel „Lieb' in den Tod", und eine so herrliche Weise als sonst vielleicht kein anderes. Da sie es noch einmal von vorn anfingen, stand er still und horchte hinter einer Beuge Faßholz stille zu.

Ufem Kirchhof, am Chor,
Blüeht a Blo-Holder-Strauß **,
Do fleugt a weiß Täuble,
Vor's taga tuet, aus.

---

* Pfleghaus für arme Pilger und Fremde.

** Blauholderbusch: Flieder, Syringe.

Es streicht wohl a Gässele
Nieder und zwua,
Es fliegt mer ins Fenster,
Es kommt uf mi zua.

Jetzt kenn' i mein' Schatz
Und sei linneweiß G'wand,
Und sei silberes Ringle
Von mir an der Hand.

Es nickt mer en Grueß,
Setzt se nieder am Bett,
Frei luegt mer's ins G'sicht,
Aber a'rüehrt me's net.

Drei Wocha vor Ostra,
Wann's Nachthüehle * schreit,
Do macha mer Hochzig,
Mei Schatz hot mer's g'sait.

Mer macha kein' Lebtag,
Mer halta kein' Tanz.
Wer goht mit zur Kircha?
Wer flicht mer da Kranz?

In währendem Zuhören dachte der Seppe: die wird sich auch wohl wundern, wenn sie hört, ich sei bei Nacht und Nebel fort als wie ein Dieb! — und dachte ferner: wenn diese Gundel deine Liebste hätte werden sollen, und wär' dir heut gestorben, ob du jetzt übler dran wärest denn so, oder besser? — Er wußte in der Kürze sich selbst keinen Bescheid darauf, stöhnte nur tief aus der Brust und ging weiter.

Beim Haus der Witwe angekommen, drehte er den Schlüssel in der Tür so leis er konnte um, schlich auf den Zehen an ihrer Schlafkammer vorbei, kam in die seinige, von den Gesellen unberufen, und packte seine Sachen ein, nachdem er erst die guten Kleider aus- und andere angezogen, auch mit herzlicher Reue des Hutzelmanns Schuhe, die es so gut mit ihm gemeint, unter dem Stein hervorgenommen und sie nach langer Zeit das erstemal wieder an die Füße getan.

* Nachthühnchen: Käuzchen.

Und also schied er auf zeitlebens aus dem Haus, darin er sich vor wenig Stunden noch als wie in seinem Eigentum vergnüglich umgeschaut hatte. Er kam an das Liebfrauentor und schellte dem Wächter; der ließ ihn hinaus und war der einzige Mensch in ganz Ulm, welcher ihm Glück auf die Reise gewünscht.

Als er so in der Nacht, auf trockener Landstraße und bei gelinder Luft, nicht völlig eine halbe Stunde weit gewandert war, so regte sich sein Linker allbereits mit Jucken, Treten, Hopsen und sonst viel Ungebühr. „So!" rief der Seppe grimmig, „moinst, dia Gugelfuahr gang wieder a'? I will d'r beizeit d'rfür tua!" — saß nieder, riß den linken ab und faßte auch den rechten, — da fiel ihm ein, den könnt'st du anbehalten: mit einem Fuß im Glück ist besser denn mit keinem! zog also einen Stiefel an zum andern Schuh, probiert' es eine Strecke, und wahrlich es tat gut.

In seinem Innern aber, so arg es auch darin noch durcheinander ging, daß ihm das Heulen näher als das Pfeifen lag, so gab er sich doch selbst schon kühnlicheren Zuspruch mit Vernunft, nahm sein versehrtes Herz, drückt' es, gleich wie die Hausfrauen pflegen mit einem zertretenen Hühnlein zu tun, in sanften Händen wieder zurecht, und endlich ging sein Trost und letzter Schluß dahin, wie sein Vetter als sagte: Es hat nur drei gute Weiber gegeben: die eine ist im Bad ersoffen, die ander ist aus der Welt geloffen, die dritte sucht man noch.

Unweit Gerhausen kam schon allgemach der Tag; bald sah er auch Blaubeuren liegen, und auf den Dächern rauchte hie und da schon ein Kamin.

Eine Ackerlänge vor dem Tor geschah ihm etwas unverhofft.

Dort zog der Weg sich unter den Felsen linker Hand an einer Steile hin. Der Seppe dachte eben, wenn er jetzt in das Städtlein käme, ein warmes Frühstück täte seinem Magen wohl, und rechnete, wie weit er damit komme, denn sein Beutel mochte nicht viel leiden. Bei dem Bräumeister konnte er aber mit Ehren nicht wieder einsprechen; er meinte, die Leute möchten sagen: Dem hat das Handwerksburschen-Einmaleins im Nonnenhof gefallen und mag ihm ganz

eine kommode Rechnung sein! Dies denkend schritt er hitziger fürbaß — mit eins aber kann er nicht weiter und ist er mit dem Schuh wie angenagelt an den Boden, zieht, reißt und schnellt, zockt noch einmal aus Leibeskräften, da fuhr er endlich aus dem Schuh — der aber flog zugleich den Rain hinunter, wohl eines Hauses Höhe, in einen Felsenspalt!

Gern oder ungern mußte ihm der Seppe nach. Als er nun mit Gefahr den Fleck erreicht, wo er ihn hatte fallen sehen, und in dem Steinriß mit der Hand herumsuchte, auch alsbald ihn erwischte, indem so stieß er an ein fremdes Ding, das zog er mit ans Licht: — „Hoho! davon kam dir die Witterung!?" rief er und hielt das Bleilot in der Hand, betrachtet' es mit Freuden, schlupft in den Schuh und ist wie der Wind wieder oben. Nachdem er den Fund in den Ranzen gesteckt, der jetzo freilich das Zwiefache wog, ging er nicht wenig getröstet hinein in die Stadt.

Die Leute machten erst die Läden auf und trieben das Vieh an die Tränke. Er kam an einem Bäckerhaus vorbei, da roch gerade so ein guter warmer Dunst heraus, daß es ihn recht bei der Nase hineinzog. Er ließ sich einen Schnaps und keinen kleinen Ranken Brot dazu geben; das hielt dann wieder Leib und Seele auf etliche Stunden zusammen.

Sofort auf seinem Weg probierte er das Lot auf alle Weise, wenn hin und wieder ein Metzger oder sonst ein Mensch bei ihm vorüberkam, und als er nur den Vorteil erst mit Rechts und Links weg hatte, vertrieb er sich die Zeit, samt seinem Herzensbrast (Herzeleid), auf das anmutigste und beste.

Auf der Höhe der Feldstätter Markung fuhr hinter ihm daher mit einem leeren Wagen und zween starken Ochsen ein Böhringer Bauer. Der Seppe wollte gern ein Stück weit von ihm mitgenommen sein und sprach ihn gar bescheiden und ziemlich darum an; der aber war ein grober Knollfink, tat, als hört' er ihn nicht. Ei, denkt mein Schuster: hörest du mich nicht, so hab' mich auch gesehn, und sollst mich dennoch führen! — verschwand wie ein Luftgeist im Rücken

des Manns und setzte sich hinten aufs Brett. Da sprach der Bauer mit sich selbst und maulte: „Hätt' i viel z'tau', wenn i dia Kerle äll uflada wött — hott ane, Scheck! — dia Scheuraburzler do! äll Hunds-Odem lauft oar d'rher. Miar kommt koar über d' Schwell und uf da Waga, miar ett!" — Das hörte der Gesell mit großem Ergötzen und hielt sich immer still, gleichwie der andre auch still ward. Nach einer Weile holt der Böhringer just aus, auf schwäbische Manier die Nas' zu putzen, hielt aber jäh betroffen inn', denn hinter ihm sprach es, als wie aus einem hohlen Faß heraus, die Wort: „Zehn Ochsen und ein Bauer sind zwölf Stück Rindvieh."

Der Bauer, mit offenem Maul, schaut um, schaut über sich gen die Sperlachen (gegen das Himmelszelt), horcht, ruft Oha! dem Gespann, steigt ab dem Wagen, guckt unterhalb zwischen die Räder, und da kein Mensch zu sehen war, und auf der Ebene weit und breit kein Baum oder Grube, noch sonst des Orts Gelegenheit darnach gewesen wäre, daß sich ein Mensch verbergen mochte: stand ihm das Haar gen Berg, saß eilends auf und trieb die Tiere streng in einem Trott, was sie erlaufen mochten, bis vor seinen Ort, denn er vermeinte nicht anders, als der Teufel habe ihm Spitzfündiges aufgegeben, und wenn er den Verstand nicht dazu habe, so gehe es ihm an das Leben.

Der Seppe stieg nicht bälder von dem Wagen, als bis der Bauer in seiner Hofrait hielt, dann wandelte er durchs Dorf, unsichtbarlich, und hatte mit diesem Abenteuer, die schöne Kurzweil ungerechnet, wohl eine halbe Meil Weges Profit. — Er kam ins Tal hinunter und auf Urach, er wußte nicht wie.

Vor dem Gasthaus, demselben, wo er im Herweg übernachtet war, stiegen etliche reisende Herren von Adel samt ihren Knechten gerade zu Roß; er hörte, sie ritten auf Stuttgart. Herrn Eberhards Tochter hatte Hochzeit, als gestern, gehabt mit Graf Rudolf von Hohenberg; auf eben diese Zeit beging ihr Herr Vater, der Graf, seine silberne Hochzeit. Es dauerten die Lustbarkeiten noch drei Tage

lang am Hof und in der Stadt, Turnier und andre Spiele. Das hörte der Geselle gern; er dachte: da hat man deiner nicht viel acht und mögen deine Freunde glauben, du kamst des Lebtags wegen heim. Ihn lüstete nicht sehr darnach; demungeachtet säumte er sich nicht auf seinem Weg, und als er sich um die drei Groschen und etliche Heller, so er aus allen Taschen elendiglich zusammenzwickte, noch einmal wacker satt gegessen und getrunken, so setzt' er seinen Stab gestärkt und mutig weiter. Stets einem flinken Wässerlein, der Erms, nachgehend, befand er sich gar bald vor Metzingen.

Er dachte trutzig und getrost vor jedermanns Augen den Ort zu passieren, wo er vor einem halben Jahr den Schabernack erlitten, und war auf Schimpf und Glimpf gefaßt, nur wollte er zuvor den zweiten Stiefel noch außen vor dem Ort antun, damit er doch nicht mit Gewalt den Spott der Gaffer auf sich ziehe. Aber wie er sich dazu anschicken will, kommt ihm ein anderes dazwischen, das ließ ihm keine Zeit.

Gleich vor dem Flecken, frei auf einem Gutstück, lag eines Schönfärbers Haus; an dessen einer Seite hingen allerhand Stück Zeug, in Rot, Blau, Gelb und Grün gefärbt, auf Stangen und im Rahmen aufgezogen, davor ein grüner Grasplatz war. Dort nun, doch näher bei der Straße, sah der Seppe, nur einen Steinwurf weit von ihm, das nasenweise Färberlein stehn, das Gesicht nach dem Flecken gekehrt. Das Bürschlein hatte Gähnaffen feil, weil seine Meistersleute nicht daheim, oder paßte es auf eine hübsche Dirne, sah und hörte deshalb weiter nichts.

Wohl bei der Heck', du Laff! sagte der Seppe frohlockend vor sich, indem er risch seitab der Straße sprang: jetzt will ich dir den Plirum geigen (den Ernst zeigen)! — warf seinen Ranzen links herum, lief eilig zu und stand unsichtbar auf dem Wasen, ein Dutzend Schritte hinter dem Färber. Geschwind besann er sich, was er zuerst beginne, trat an das Lattenwerk, zog wie der Blitz einen trockenen Streif des roten Zeugs herab und breitete denselben glatt aufs Gras; alsdann stellte er sich in leibhafter Gestalt, ohne Willkomm und

Gruß, nicht in Gutem noch Bösem, ganz dichte vor den Färber hin. Der, seinen Feind erkennend, macht' ein Gesicht als wie der Esel, wenn er Teig gefressen hat; und plötzlich wollte er auf und davon. Der Schuster aber hatt' ihn schon gefaßt — kein Schraubstock zwängt ein Werkholz fester, denn unser Geselle das Büblein hielt bei seinen zween Armstecken. Er hieß ihn stille schweigen, so wolle er ihm aus Barmherzigkeit an seinem Leib nichts tun; nahm ihn sodann gelinde, legt' ihn aufs eine Tuchend' überzwerch, drückt' ihm die Ellenbogen grad am Leib und wergelt' ihn mit Händen geschickt im Tuch hinab, wie man ein Mangholz wälzet, daß er schön glatt gewickelt war bis an das Kinn. Drauf band er ihm ein grünes Band, das er auch von der Latte gezogen, kreuzweis von unten bis hinauf und knüpft's ihm auf der Brust mit einer schönen Schlaufe. Nach allem diesem aber nahm und trug er ihn, nicht anders als ein Pfätschenkind dahin getragen wird, auf seinen Armen weg (in deren einem er den Wanderstock am Riemen hangen hatte). Weil er jedoch bei diesem ganzen Vornehmen das Lot links trug und weil der Krackenzahn mehr nicht kann ungesehen machen als das zum Mann gehört, so war es wunderbarlich, ja grausig, fremd und lustig gleichermaßen anzusehn, wie auf der breiten Straße, mitten inne, ein gesunder Knab, wie Milch und Blut, mit schwarzem Kräuselhaar, in Wickelkindsgestalt frei in der Luft herschwebete und schrie.

Das Volk lief zu aus allen Gassen, ein jedes lacht' und jammerte in *einem* Atem, die Weiblein schrien Mirakel und: „Hilf Gott! es ist des Färbers Knab, der Vite! Springt ihm denn keiner bei von euch Mannsnamen?" — Doch niemand traute sich hinzu.

Da fing der Seppe an, sangweis mit heller Stimme:

„Scheraschleifer, wetz, wetz, wetz,
Laß dei' Rädle schnurra!
Stuagart ist a grauße Stadt,
Lauft a Gänsbach dura."

Und als das Kind sich ungebärdig stellte, schwang er's und flaigert's (schaukelt) hin und her und sang:

„Färbersbüable, schrei net so,
Mach mer keine Mändla!
D' Büasinger mit zwanzig Johr
Trait mer en de Wendla,
Heisasa! hopsasa!
Wia de kleine Kendla."

Die Leute fanden ihrem Staunen, Schrecken, Dattern (Zittern) und Zagen nicht Worte noch Gebärden mehr. Eins schob und stieß und drängte nur das andere dem Abenteuer immer nach oder voraus. Bei dem Gemeindhaus aber schwenkte sich der Seppe seitwärts nach dem Kirchplatz unversehens, daß alles vor ihm schreiend auseinanderfuhr.

Dort, mitten auf dem Platz, sah man den Vite sänftlich an die Erde niederkommen. Da lag denn ein seltsamer Täufling, zornheulend, sonder Hilfe, derweil der Schuster flüchtig durch die Menge wischte. Weit draußen vor dem Ort noch hörte er das Lärmen und Brausen der Leute.

Bei Tolfingen am Neckar spürte er anfangen in den Beinen, daß er verwichene Nacht in keinem Bett gewesen, jetzt fünfzehn Stunden Wegs in einem Strich gemacht, daneben ihn der letzte Possen auch manchen Tropfen Schweiß gekostet haben mag. Der Abend dämmerte schon stark und er hatte noch fünf gute Stunden heim. Bei frischen Kräften hätte er Stuttgart nicht füglich vor Mitternacht können erlaufen, so schachmatt aber, wie er war, und mit vier Pfennigen Zehrgeld im Sack, schien ihm nicht ratsam, es nur zu probieren. Wo aber bleiben über die Nacht und doch kein Scheurenburzler sein? — Halt, dacht' er, dient nicht in der Stadt Nürtingen, nur anderthalb Stund von da, der Kilian aus Münster als Mühlknapp? Das ist die beste Haut von der Welt, der läßt dich nicht auf der Gasse liegen und borgt dir leicht ein weniges auf den Weg — Jetzt ist lang Tag! — Er tat erst einen frischen Trunk in Tolfingen, wo das Wasser nichts kostet, dann kaufte er sich ein Brot für seinen letzten Kreuzer, verzehrt' es ungesäumt und lotterte, indem es finster ward, gemächlich die Straße am Neckar hinauf. Mit der Letzte erschleppt' er sich fast nicht mehr, doch endlich erschienen die Lichter der Stadt und hörte

er das große Wuhr (Wehr) ob der Brücke schon rauschen, hart neben welcher jenseits die vielen Werke klapperten.

Der Müller aß eben zu Nacht mit seinen Leuten und Gesind, darunter nur kein Kilian zu sehen war. Man sagte dem Schuster, der sei vor einem Vierteljahr gewandert. Da stand der arme Schlucker mit seinem gottigen (einzigen) Glücksschuh und seinem Stiefel! wußte nicht, was er jetzt machen sollte. Indes hieß ihn die Müllerin ablegen und mitessen; und nach dem Tischgebet, dieweil der Mann leicht merken mochte, es sei ein ordentlicher Mensch und habe Kummer, bot er ihm an, über Nacht im Wartstüblein, wo die Mahlknechte rasten, auf eine der Pritschen zu liegen. Das ließ er sich nicht zweimal sagen und machte sich alsbald hinunter, ein Jung wies ihm den Weg zwischen sechs Gängen hindurch, die gellten ihm die Ohren im Vorbeigehn nicht schlecht aus. Zwei Stieglein hinunter und eins hinauf, kam er in ein gar wohnliches, vertäfertes Gemach, und streckte sich auf so ein schmales Lager hin. Wie grausam müd er aber war, ein Schlaf kam nicht in seine Augen; Fenster und Boden zitterten in einem fort, es schellte bald da, bald dort, die Knechte tappten aus und ein, und die ganze Nacht brannte das Licht.

Um eins, da ihn der Oberknecht noch wachen sah, sprach der zu ihm: wenn er auf Nachtruh halte, hier sei er in die unrechte Herberge geraten, das Schlafen in der Mühle woll' gelernt sein wie das Psalmenbeten in der Hölle; er soll' aufstehn, sie wollten sich selbdritt die Zeit vertreiben mit Trischacken (ein Kartenspiel): langte die Karten vom Wandbrett herunter und stellte einen vollen Bierkrug auf den Tisch. Der Seppe wollte nicht, bekannte auch, daß er Gelds ohne sei; allein da hieß es: „Schuster! dein Schnappsack hat ein leidlich Gewicht, und Stein' hast du keinswegs darin, wenn aber, so sei uns ein ehrlicher Schuldner." So gab er endlich nach und nahm sein Spiel vor sich. Wetter! wie paßten gleich die Kerl da auf! Was er nur zog und hinwarf, allemal die besten Stiche! Jetzt wurden seine Sinne hell und wach zumal, er dachte: hei! da springt ein Wandergeld heraus! Das erste Spiel gewonnen, das zweite desgleichen. Beim dritten

und beim vierten zog er heimlich den Schuh aus unter dem Tisch, daß es nicht merklich würde, und verspielt's damit hintereinander, doch brachte er es vier- und sechsfach wieder ein, und pünktlich machte einer jedesmal die Striche auf die Tafel, daß man's nachher zusammenrechnen könne. Es war ihm über einen Gulden gutgeschrieben, und als den andern endlich so die Lust verging, war es ihm eben recht und legte er sich noch ein Stündlein nieder. Da fiel der Schlaf auch bald auf ihn als wie ein Maltersack, doch ohne Letzung. Er war mit seinem Geist in Ulm und träumte nur von Greuel, Gift und peinlichem Gericht. Ein Mahljung, welcher durch das Stüblein lief, vernahm von ungefähr, wie er im Schlaf die Worte redete: „Für'n Galgen hilft kein Goller und fürs Kopfweh kein Kranz!" — ging hin und hinterbracht's den Knechten; die kamen Juxes halber und standen um den Schlafenden, sein bitterlich Gesicht bescherzend. Auch nestelten sie ihm den Ranzen auf, aus Fürwitz, was er Schatzwerts darin habe, zogen das schwere Blei heraus und lachten ob des Knaben Einfalt solchermaßen, daß ihnen gleich das Schiedfell (Zwerchfell) hätte platzen mögen. „Tropf!" sprach der eine, „hast du sonst nichts gestohlen, darum springt dir der Strick nicht nach!" — und packten's ihm wieder säuberlich ein.

Als nun der Seppe endlich am lichten Tag erwacht war, gürtete er sich gleich, nahm Hut und Stock und fand die beiden Spielgesellen in der Mühle am Geschäft. Er hätte gern sein Geld gehabt, wenn es auch nur die Hälfte oder ein Drittel sein sollte. Sie aber lachend, mit Faxen und Zeichen, bedeuteten ihm, sie verstünden nicht über dem Lärm, was er wolle, und hätten unmöglich der Zeit. Nun sah er wohl, er sei betrogen, kehrte den seellosen Schelmen den Rücken und ging hinauf, dem Müller seinen schuldigen Dank abzustatten. Dort in der Küche gab man ihm noch einen glatt geschmälzten Hirsenbrei; damit im Leibe wohl verwarmt, zog er zum Tor hinaus und über die Brücke, dann rechts Ober-Ensingen zu. Gern hätte er zuvor den Herbergvater in der Stadt um eine Wegspend' angegangen, er traute aber nicht, weil er in Ulm sich keinen Abschied in sein Büchlein hatte schreiben lassen.

Auf dem Berg, wo der Wolfschluger Wald anfangt, sah man damals auf einem freien Platz ein Paar uralte Lindenbäume, ein offen Bethäuslein dabei, samt etlichen Ruhbänken. Allhie beschaute sich der Seppe noch einmal die ausgestreckte blaue Alb, den Breitenstein, den Teckberg mit der großen Burg der Herzoge, so einer Stadt beinah gleichkam, und Hohen-Neuffen, dessen Fenster er von weitem hell herblinken sah. Er hielt dafür, in allen deutschen Landen möge wohl Herrlicheres nicht viel zu finden sein als dies Gebirg, zur Sommerszeit, und diese weite gesegnete Gegend. Uns hat an dem Gesellen wohl gefallen, daß er bei aller Übelfahrt und Kümmernis noch solcher Augenweide pflegen mochte.

Von ungefähr, als er sich wandte, fand er auf einem von den Ruhebänken ein Verslein mit Kreide geschrieben, das konnte er nicht sonder Müh entziffern, denn sichtlich stand es nicht seit jüngst, und Schnee und Regen waren darüber ergangen. Es hieß:

Ich habe Kreuz und Leiden,
Das schreib' ich mit der Kreiden,
Und wer kein Kreuz und Leiden hat,
Der wische meinen Reimen ab.

Der Seppe ruhte lang mit starren Blicken auf der Schrift, er dachte: Dem, welcher dies geschrieben, war der Mut so weit herunter als wie dir, kann sein noch weiter, — tröst ihn Gott! — Nachdenksam kehrte er sich zur Kapelle, legte Ranzen, Hut und Stock, wie sich gebührte, haußen ab und ging, seine Andacht zu halten, hinein; nach deren Verrichtung er sich bei den Namen und Sprüchen verweilte, so von allerhand Volk, von frommen Pilgrimen und müßigen Betern, an den Wänden umher mit Rotstein oder mit dem Messer angeschrieben waren. In einem Eck ganz hinten stund zu lesen dieser Reim:

Bitt, Wandrer, für mich,
So bittst du für dich.
Mit Schmerzen ich büße,
In Tränen ich fließe.
Das E r b e der A r m e n,
Das heißet E r b a r m e n.

Recht wie ein Blitzstrahl zückten die Worte in ihn, und war ihm eben, als flehet' es ihn aus den Zeilen an mit gerungenen Händen um seine Fürbitte, als eine letzte Guttat an der Frau, so ihrer vor allen den lebenden Menschen bedürfe. Seit jener Stunde, wo er sich im stillen von ihr schied, war ihm noch kein Bedenken oder Sorge angekommen um das verderbte und verlorene Weib; nun aber fiel das treue Schwabenherz gleich williglich auf seine Knie, vergab an seinem Teil und wünschte redlich, Gott möge ihren bösen Sinn zur Buße kehren und ihr dereinstens gnädig sein; für sich insonderheit bat er, Gott wolle seiner schonen und ihn kein blutig Ende an ihr erleben lassen. Hierauf erhob er sich, die Augen mit dem Ärmel wischend, und setzte seine Reise fort.

Nach dreien Stunden, um Bernhausen auf den Fildern, hub sein Magen an, mit ihm zu hadern und zu brummen. Er hätte sich mit seinem Lot in manches reichen Bauern Haus und Küche leichtlich wie Rolands Knappe helfen können, welcher vermittelst seines Däumerlings dem Sultan sein Leibessen samt der Schüssel frei vor dem Maul wegnahm. Ihm kam jedoch vor Traurigkeit dergleichen gar nicht in den Sinn; auch hatte er sein Leben lang weder gestohlen, noch gebettelt. Kein leiderer Weggenoß ist aber denn der Hunger. Er rauft, wenn er einmal recht anfangt, einem Wandersmann schockweis die Kraft aus dem Gebein, nimmt von dem Herzen Trost und Freudigkeit hinweg, schreit allen alten Jammer wach, recht wie bei Nacht ein Hund den andern aufweckt, daß ihrer sieben miteinander heulen. Das dauerte bei dem Gesellen, bis endlich Degerloch da war und er nun um die Mittagszeit seine Vaterstadt im lichten Sonnenschein und Rauch vom Berg aus liegen sah. Da brannten ihm die salzigen Tropfen vor Freuden im Aug und waren seine Füße alsbald wie neugeboren.

Von weitem hörte er Trompetenschall und sah es vor dem Tor und in den Straßen blinken und wimmeln. Die Ritter kamen in Harnisch und Wehr zurück vom großen Stechen; Roß und Mann bis an den Helmbusch voller Staub. Es wogte bunt von

Grafen, Edelherrn und Knappen, von Bürgersleuten und vielem Landvolk.

Der Seppe drückte sich, wie er zur Stadt hineinkam, scheu nur an den Häusern hin: denn ob er gleich unsichtbar ging, um seiner schlechten Kleidung willen, auch weil er übel, schwach und schwindlig war vor übergroßer Anstrengung, weshalb er nicht viel Grüßens oder Redens brauchen konnte, so war ihm doch bei jedem Schritt, wie wenn die Blicke aller Leute auf ihn zielten, und wurde rot und blaß, so oft als ein guter Bekannter oder ein Mädchen seiner alten Nachbarschaft bei ihm vorüberlachte. Er strebte einem engen Gäßlein zu im Bohnenviertel, wo eine alte Base von ihm wohnte. Am Eck schob er den Ranzen rechts herum, und schon von ihrem Fenster aus begrüßte ihn das gute Fraulein, seine Dot (Patin). Er sprang mit letzten Kräften die Stiege noch hinauf, aber unter der Tür knickt' er in den Knien zusammen und schwanden ihm zumal die Sinne. Die Frau rief ihren Hausmann, holte Wein und was sonst helfen mochte. In Bälde hatten sie den armen Lungerer so weit zurechtgebracht, daß er auf seinen Füßen stehn, sich hinter den Tisch setzen, essen und trinken konnte.

Dabei erzählte ihm das Mütterlein, was sich alle die Zeit her begeben; vom großen Beilager im Schloß, wie auch, daß morgen noch ein Haupttag sei. Weil nämlich eben Fasnacht in der Nähe war und die erlauchte Braut nichts lieber sah als einen schönen Mummenschanz, so wurde von dem Rat der Stadt beschlossen, daß ein solcher mit ausnehmender Pracht auf dem Markt gehalten werde. Der Graf dagegen wollte zu Mittag die Bürgerschaft in den Straßen bewirten, welches der Jahrszeit halben wohl geschehen mochte, indem der Winter so gelind und kurz ausfiel, daß wahrlich im Stuttgarter Tal fast die Bäume ausschlugen. „Auf diesen Tag nun, siehst du," sprach die Base, „tut jung und alt sein Bestes, der Arme wie der Reiche: wer keinen Heiden oder Mohren machen kann, der findet einen bunten Lappen zum Zigeuner, und wem die Larve fehlt, der färbt sich im Gesicht. Da hat vorhin die Kiderlen, die

Vrone, die du kennst, sich Feierwams und Hosen von ihrem Vetter, meines Hausmanns Buben, abgeholt und er verbutzet (vermummt) sich mit seiner Ahne ihrem Hochzeitstaat. Seppe, wir müssen uns für dich beizeiten auch nach was umtun. Für jetzo, schätz' ich aber, hast du das Bett am nötigsten." — „Ach, wohl, Frau Dot!" sprach er, „und ich wollt' nur, die Nacht hätt' ihre achtundvierzig Stund!" —„Nu," meinte sie, „vier hast du, bis wir essen, da läßt sich schon ein schön Stück Schlafs vorweg herunterspinnen;" — und führte ihn hinauf in eine kleine Kammer, in welcher allezeit ein gutes Gastbett aufgemacht war.

Kaum hatte er sich ausgezogen und sein zerschelltes, brechliches und ganz vermürbtes Knochenrüstwerk behutsam ausgestreckt, da schlief er auch schon wie ein Dachs, und so in einem fort, bis abends spät, wo ihm die Frau eine Suppe mit Fleisch hinaufbrachte, und noch ein wenig mit ihm diskurierte. Nun wünschte sie ihm Gute Nacht und ging mit ihrem Licht.

Sie war aber die Stiege noch nicht gar hinunter, so ruckt etwas an seinem Stuhl, ein Lämplein macht die Kammer klar und eine Stimme sagte: „Grüß dich Gott, Seppe! verschrick nit, der Pechschwitzer ist es, der Hutzelmann, der Tröster. So, so, auch wieder hiesig? Sorg' nit, ich plag' dich lang — du brauchst der Ruh' — nur auf ein Wort: sag an, gelt, Bursch, hast's Klötzle?"

„Jo freile han i's, Meister."

„Laß sehn! wo steckt's? im Bündel? — hab' es schon! bei meinem Leisten! ja, da glotzt er 'raus, der Krackenzahn. Du erzigs Narrenglückskind du! Und hast fein nur mit e i n e m Hund gejagt! Du Malefizglücksspitzbub du!" — Mit diesen und viel andern närrischen Ausrufungen bewies das Männlein seine Freude. Drauf sagte es mit Ernst: „Mein Sohn, du hast dies teuere Stück, wie du zwar schuldig warst, deinem Patron getreulich überliefert, da du es nicht allein im Nonnenhof können vertrumpeln um einen Pfifferling aus des Wasserweibs Hafen, sondern konntest vor Kaiser und Könige gehen damit, die hätten dir dies schlechte Blei gern sechsmal und

mehr mit Gold aufgewogen — nun, Seppe, denk' an mich, das sollt du nicht bereuen. Hab' Gute Nacht." — Im Gehen frug er noch: „Wie sicht's mit dem Laiblein?"

„Ja Meister, um sell bin i komma, sell ist —"

„G'fressen?"

„Jo, aber ett vo mir!"

„Ei, daß dich! hat das auch müssen verhanslearblet* sein! Nu, wenn's nur g'fressen ist; gibt wieder einmal ein anders vielleicht. B'hüt Gott! Morgen bei rechter Zeit siehst mich wieder."

Die Sonne ging am andern Morgen glatt und schön herauf am Himmel und hatte die Nebel über der Stadt mit Macht in der Früh schon vertrieben. Man hörte die Gassen aus und ein vielfach Geläufe, Lachen und Gesprang; es war schon um die Achte, in einer halben Stunde ging der Aufzug an. Da hielt es die Base nun hoch an der Zeit, daß sie ihr Patlein wecke, denn, meinte sie, auf allen Fall muß er die Herrlichkeit mitmachen und soll so gut wie jeder andere Bürgersohn an der Gesellentafel speisen auf des Herrn Grafen Kosten. Mit Mühe hatte sie noch gestern abend einen langen weißen Judenbart, samt Mantel und Mütze für ihn bei einer Trödlerin mietweis erlangt. Sie nahm den Plunder auf den Arm, den guten Burschen gleich auf seiner Kammer damit zu erfreuen: da klopft es und kam ein junger Gesell herein, wenig geringer als ein Edelknabe angezogen, mit einem krachneuen, rotbraunen Wammes von Sammet, schwarzen Pluderhosen, Kniebändern von Seide und gelben Strümpfen. Er hielt sein Barett vors Gesicht gedeckt, und als er es wegnahm, stand da vor seiner lieben Dot der Schuster Seppe, mit Blicken halb beschämt und halb von Freude strahlend. Die Frau schlug in die Hände; rief: „Jemine! was soll das heißen? Bub, sag, wo hast du das geborgt?" — „Ihr sollt's schon heut noch hören, Bas': es ist eine weitläufe Sach', und ich muß gleich fort." — „Nun, sei's, woher es wolle;

* Auf einfältige Weise verlieren.

aus einem vornehmen Schrank muß es sein. Nein, aber Seppe, wie gut dir's steht, alles, bis auf den feinen Hemdkragen hinaus! Ich sag' dir, es wär Sünd und schad, wenn du eine Larve umbändest. Mein Jud, so viel ist ausgemacht, darf seinen Spieß jetzt nur wo anders hintragen. Da, schau einmal, was ich dir Schönes hatte!" — Und hiermit lief sie in die Küche, dem Knaben eine gute Eiergerste zum Morgenatz zu bringen.

Derweil er seine Schüssel leerte, zog sich die Base im Alkoven festtägig an. Sie wollte des Getreibes gern auch Zeuge sein, von einem obern Fenster aus bei einem Schneider auf dem Markt. Der Seppe aber eilte ihr voraus, Sankt Leonhards Kapelle und der Wette zu, stracks auf den Platz.

Von keiner Seele unterwegs ward er erkannt, noch auch gesehn. Warum? er wird doch nicht das Lot mitschleppen? Nein, aber seine linke Brusttasche barg eine zierliche Kapsel, darinne lag der ausgezogene Krackenzahn, gefaßt in Gold und überdies in ein goldenes Büchslein geschraubt, samt einer grünen Schnur daran. Der Hutzelmann ließ alles über Nacht von einem Meister in der Stadt, mit welchem er gut Freund war, fertigen und übergab dem Seppe das Kleinod mit der Weisung, dasselbe seinem Landesherrn, dem Grafen, zu Ehren seines Jubeltags nachträglich zu behändigen, sobald er merke, daß der Scherz zu Ende gehe und die Herrschaft am Aufstehen wäre.

Wie der Gesell nunmehr an Ort und Stelle kam, sah er den weiten Markt bereits an dreien Seiten dicht mit Volk besetzt und Kopf an Kopf in allen Fenstern. Er nahm seinen Stand beim Gasthof zum Adler, und war zuvörderst unsichtbar, außer den Schranken. Etliche Schritt weit von den Häusern nämlich liefen Planken hin, dahinter mußten sich die Schaulustigen halten, daß innerhalb der ganze Raum frei bleibe für die Fasnachtsspiele, sowie auch für die fremden Tänzer und Springer, welche ihr großes Seil ganz in der Mitte querüber vom Rathaus aufgespannt hatten, dergestalt, daß es an beiden Seiten gleich schräg herunterlief und hüben und drüben noch ein breiter Weg für den Maskenzug blieb.

Am Rathaus auf der großen Altane erhub sich ein Gezelt von safranfarbigem Sammet mit golddurchwirkten Quasten, den gräflichen Wappen und prächtigen Bannern geschmückt. Den Eingang schützten sechs Hellebardierer aus der Stadtbürgerschaft. Es hingen aus den Fenstern aller Häuser bunte Teppiche heraus, und an den Schranken standen, gleich weit voneinander, grüne Tännlein aufgerichtet. Von den sechs Straßen am Markt waren viere bewacht: darin sah man die Tische gedeckt für das Volk, Garküchen und Schankbuden, wo nachher Bier und Wein gezapft wurde und fünfzig Keller- und Hof-Bartzefanten (Diener) die Speisen empfingen.

Gegen dem Rathaus über sodann, am andern Ende des Markts, war der Spielleute Stand. Dieselben machten jetzo einen großen Tusch, denn aus der Gasse hinter ihnen nahete der Hof, nämlich: Graf Eberhard, mit dem von Hohenberg, dem Vater, das jüngst vermählte Paar, wie auch des Grafen Sohn, Herr Ulrich, auf weißen, köstlich geschirrten Rossen, die Gemahlin des Grafen und andre hohe Frauen aber in Sänften getragen; zu deren beiden Seiten gingen Pagen und ritten Kavaliere hinterdrein.

Sobald die Herrschaften, vom Schultheiß gebührend empfangen und in das Rathaus geleitet, auf der Altane Platz genommen, einige vornehme Gäste jedoch an den Fenstern, begann sogleich der Mummenschanz.

In guter Ordnung kamen aus der Gasse an dem Rathauseck, beim Brunnen mit dem steinernen Ritter, so einzelne wie ganze Rotten aufgezogen.

Zum Anfang wandelte daher: der Winter als ein alter Mann, den lichten Sommer führend bei der Hand als eine hübsche Frau. Sie hatte einen Rosenkranz auf ihrem ungeflochtenen gelben Haar, ein Knäblein trug den Schlepp ihres Gewands, samt einem großen Blumenstrauß, ein anderes trug ihm ein Kohlenbecken nach und einen dürren Dornbusch. Auf seinem Haupt und Pelz war Schnee vom Zuckerbecken; sie raubte ihm bisweilen einen Bissen mit zierlichem Finger davon, zur Letzung bei der Hitze, das er aus Geiz ihr gern gewehrt hätte.

Nun ritt der hörnene Siegfried ein mit einer großen Schar, auch der schreckliche Hagen und Volker.

Dann gingen zwanzig Schellennarren zumal an einer Leine, die stellten sich sehr weise an, da jeder blindlings mit der Hand rückwärts den Hintermann bei seiner Nase zupfen wollte, der letzte griff gar mühlich immer in der Luft herum, wo niemand mehr kam. Auf einem höllischen Wagen, gezogen von vier schwarzen Rossen, fuhr der Saufteufel, der Spielteufel und ihr Geschwisterkind, Frau Hoffart, mit zweien Korabellen (Buhldirnen), und hatten zum Fuhrmann den knöchernen Tod.

Jetzt segelte ein großes Schiff daher auf einem niederen Gestell; dies war mit wasserblauem Zeug bedeckt und sah man daran keine Räder, noch solche, die es schoben. Auf dem Verdeck stund der Patron, ein Niederländer Kaufherr, welcher sich die fremde Stadt so im Vorüberziehn beschaute.

Dahinter kam ein Kropfiger und Knegler *, mit jämmerlichen dünnen Beinen, und führte seinen wundersamen Kropf auf einem Schubkarrn vor sich her mit Seufzen und häufigen Zähren, daß er der Ware keinen Käufer finde, und rief dem Schiffsherrn nach: sein Fahrzeug hänge schief und mangele Ballasts, er wolle ihm den Kropf um ein Billiges lassen. Gar ehrlich beteuerte jener, desselben nicht benötiget zu sein; doch als ein mitleidiger Herr hielt er ein wenig an und gab dem armen Sotterer (Siechen) viel Trost und guten Rat: er möge seines Pfundes sich nicht äußern, vielmehr sein hüten und pflegen, es sollte ihm wohl wuchern, wenn er nach Schwaben führ' auf Cannstatt, zum ungeschaffenen Tag **; es möge leicht für ihn den Preis dort langen. Da dankte ihm der arm Gansgalli (einfältige Mensch) tausendmal und fuhr gleich einen andern Weg; der Kaufmann aber schiffte weiter.

Mit andern Marktweibern, ausländischer Mundart und Tracht, kam auch ein frisches Bauernmägdlein, rief: „Besen, liebe Frauen! Besen feil!" — Sogleich erschien auf dem Verdeck des Schiffs ein

* Einer, der stark durch die Nase redet.

** Wo der Ungeschaffenste (Mißgestaltetste) einen Preis erhält.

leichtfertiger Jüngling in abgerissenen Kleidern, eine lange Feder auf dem Hut und eine Laute in der Hand. Sein Falkenauge suchte und fand die Verkäuferin flugs aus dem Haufen der andern heraus, und zum Patron hinspringend sagte er mit Eifer: in dieser Stadt sei er zu Haus, er habe gerade geschlafen und hätte schier die Zeit verpaßt; er wolle da am Hafendamm aussteigen, wofern der Patron es erlauben und ein wenig anlegen möchte. Der gute Herr rief dem Matrosen, es ward ein Brett vom Schiff ans Land gelegt, der Jüngling küßte dem Kaufmann die Hände mit Dank, daß er ihn mitgenommen, sprang hinüber und auf das Bauernmägdlein zu. Nun führten sie ein Lied selbander auf, dazu er seine Saiten schlug. Während desselben hielt der ganze Zug, und alles horchte still.

Grüß dich Gott, herzlieber Schatz,
Dich und deine Besen! —
Grüß dich Gott, du schlimmer Wicht,
Wo bist du gewesen? —

Schatz, wo ich gewesen bin,
Darf ich dir wohl sagen:
War in fremde Lande hin,
Hab' gar viel erfahren.

Sah am Ende von der Welt,
Wie die Bretter paßten,
Noch die alten Monden hell
All' in einem Kasten:

Sahn wie schlechte Fischtuch aus,
Sonne kam gegangen,
Tupft' ich nur ein wenig drauf,
Brannt' mich wie mit Zangen.

Hätt' ich noch ein' Schritt getan,
Hätt' ich nichts mehr funden.
Sage nun, mein Liebchen, an,
Wie du dich befunden. —

In der kalten Wintersnacht
Ließest du mich sitzen:
Ach mein' schwarzbraun' Äugelein
Mußten Wasser schwitzen!

Darum reis' in Sommernacht
Nur zu all'r Welt Ende;
Wer sich gar zu lustig macht,
Nimmt ein schlechtes Ende.

Mit diesem Abschiedsgruß ließ sie ihn stehen. Er spielte, der Dirne gelassen nachschauend, seine Weise noch vollends hinaus, stieß sich den Hut aufs linke Ohr und lief hinweg.

Es traten ferner ein fünf Wurstelmaukeler. Das waren von alters her bei der Stuttgarter Fasnacht fünf Metzgerknechte, mit Kreuzerwürsten über und über behangen, daß man sonst nichts von ihnen sah. Sie hatten jeder über das Gesicht eine große Rindsblase gezogen, mit ausgeschnittenen Augen, das Haupt bekränzt mit einem Blunzen(Blutwurst)-Ring. Wenn es nachher zur Mahlzeit ging, dann durften die Kinder der Stadt, für die kein Platz war an den Tischen, kommen, und durfte sich jedes ein Würstlein abbinden, der Maukeler hielt still und bückte sich, wenn es nötig war; dazu wurden Wecken in Menge verteilt.

Noch gab es viel mutwillige und schöne Stampaneyen (Schwänke), deren ich ungern geschweige.

Nachdem der ganze Mummenschanz an den drei Seiten des Markts langsam herumgekommen und links vom Rathaus abgezogen war, dem Hirschen zu, bestiegen die Springer und Tänzer das Seil.

Der Seppe war die ganze Zeit an seinem Platz verharrt; auch hatte er sich lang nicht offenbar gemacht, doch endlich tat er dies, auf schlaue Art, indem er sich geheim zur Erde bückte und sichtbarlich aufstand, dadurch es etwa denen, so zunächst an ihm gestanden, schien, als schlupfet' er unter den Planken hervor. Von wegen seiner edlen Kleidung wiesen ihn die Wärtel auch nicht weg, deren keiner ihn kannte; nur seine alten guten Freunde grüßten ihn von da und dort mit Winken der Verwunderung.

Der Seppe hatte bis daher alles und jedes, die ganze Mummerei, geruhig, obwohl mit unverwandtem Aug und Ohr, an ihm vorbeiziehen lassen. Wie aber jetzt die fremden Gaukler, lauter schöne

Männer, Frauen und Kinder, in ihrer lüftigen Tracht ihre herrliche Kunst sehen ließen, und ihnen jegliche Verrichtung, als Tanzen, Schweben, sich Verwenden, Niederfallen, Knien, so gar unschwer vonstatten ging, als wär' es nur geblasen, kam ihn auf einmal große Unruh' an, ja ein unsägliches Verlangen, es ihnen gleichzutun. Er merkte aber bald, daß solche Lust ihm von den Füßen kam, denn alle beede, jetzt zum erstenmal einträchtig, zogen und drängten ihn sanft mit Gewalt nach jenem Fleck hin, wo das Seil an einem starken Pflock am Boden festgemacht war und schief hinauflief bis an die vordere Gabel. Der Seppe dachte, dieses ist nur wieder so ein Handel wie mit der Dreherei, und fiel ihm auch gleich ein, daß Meister Hutzelmann, auf dessen Geheiß er heut die Glücksschuh' alle zween anlegen müssen, das Lachen habe fast nicht bergen können. Er stieß die Zehen hart wider das Pflaster, strafte sich selbst mit innerlichem Schelten, ob solcher törichten, ja gottlosen Versuchung und hielt sich unabläſsig vor im Geist Schmach, Spott, Gelächter dieser großen Menge Menschen, dazu Schwindel, jähen Sturz und Tod, so lang bis ihm der Siedig (Angstschweiß) auf der Haut ausging und er seine Augen hinwegwenden mußte.

Nun aber zum Beschluß der Gauklerkünste erschien in Bergmanns-Habit, mit einer halben Larve vorm Gesicht, ein neuer Springer, ein kleiner stumpiger Knorp; der nahte sich dem Haupt der Tänzer, bescheidentlich anfragend, ob es ihm vergönnt sei, auch ein Pröblein abzulegen? Es ward ihm mit spöttischer Miene verwilligt, und alsbald beschritt er das Seil, ohne Stange. Er trug ein leinen Säcklein auf dem Rücken, das er an eines der gekreuzten Schraghölzer hing, dann prüfte er mit einem Fuß die Spannung, lief vor bis in die Mitte und hub jetzt an so wunderwürdige und gewaltige Dinge, daß alles, was zuvor gesehen war, nur Stümperarbeit schien. Kopfunter hing er plötzlich, der kurze Zwagstock, an dem Seil herab und zangelte sich so daran vorwärts auf das behendeste, und wiederum zurück, schwang sich empor und stand bolzgrad; fiel auf sein Hinterteil, da schnellte ihn das Seil hinauf mit solcher Macht, daß er dem

Rathausgiebel um ein kleines gleichgekommen wär', und dennoch kam er wieder jedesmal auf denselben Fleck zu stehen und zu sitzen. Zuletzt schlug er ein Rad von einem End des Seils zum andern, das ging — man sah nicht mehr, was Arm oder Bein an ihm sei! So oft auch schon seit dreien Stunden der Beifallsruf erschollen war, solch ein Gejubel und Getöbe, wie über den trefflichen Bergmann, war noch nicht erhört. Die Gaukler schauten ganz verblüfft darein, fragten und rieten untereinander, wer dieser Satan wäre? indes die andern Leute alle meinten, dies sei nur so ein Scherz und das Männlein gehöre zu ihnen. Hanswurst insonderheit stand als ein armer ungesalzener Tropf mit seinem Gugel (Hut) da; sein Possenwerk war alles Läuresblosel (ärmliches Zeug) neben solchem Meister, ob dieser schon das Maul nicht dabei brauchte.

Nachdem der Bergmann so geendigt und sich mit unterschiedlichen Scharrfüßen allerseits verneigt, sprang er hinab aufs Pflaster. Auf seinen Wink kam der Hanswurst mit Schalksehrfurcht zu ihm gesprungen, fing einen Taler Trinkgeld auf in seinem spitzigen Hut, und nahm zugleich, höflich das Ohr herunter zu dem Männlein neigend, einen Auftrag hin, welchen er gleichbald vollzog, indem er rund herum mit lauter Stimme rief: „Wer will von euch noch, liebe Leut', den hänfenen Richtweg versuchen? Es ist ein jeder freundlich und sonder Schimpf und Arges eingeladen, wes Standes und Geschlechts er sei, das Säcklein dort am Schragen für sich herabzuholen! Es sind drei Hutzellaib darin. Er möge aber, rat' ich ihm, in der Geschwindigkeit sein Testament noch machen — des Säckleins wegen mein' ich nur — denn der Geschickteste bricht oftermals den Hals am ersten; es ist mir selbst einmal passiert, in Bamberg auf dem Domplatz — ja lacht nur!"

Jetzt aber, liebe Leser, möget ihr euch selbst einbilden, was für Gemurmel, Staunen und Schrecken unter der Menge entstund, als der Seppe vortrat bei den Schranken und sich zum Wagstück anschickte! Mehr denn zehn Stimmen mahnten eifrig ab, ernsthafte Männer, mancher Kamerad, zumal einige Frauen setzten sich da-

wider: allein der Jüngling, dem der Mut und die Begier wie Feuer aus den Augen witterte, sah fast ergrimmt und achtete gar nicht darauf. Hanswurst sprang lustig herzu mit der Kreide, rieb ihm die Sohlen tüchtig ein und wollt' ihm die Bleistange reichen, doch wies der Gesell sie mit Kopfschütteln weg. Bereits aber wurden die Dienste des Narren am andern Ende des Seils auch nötig. Denn zum größten Verwundern der Zuschauer trat dort auch eins aus den Reihen hervor: man wußte nicht, sei es ein Knabe oder eine Dirne. Es trug ein rosenrotes weißgeschlitztes Wams von Seiden zu dergleichen lichtgrünen Beinkleidern, samt Federhut, und hatte eine feine Larve vor.

Die Spielleute, Bläser und Pauker, die Gaffens wegen ihres Amtes gar vergessend saßen, griffen an und machten einen Marsch, nicht zu gemach und nicht zu flink, nur eben recht. Da traten die beiden zugleich auf das Seil, das nicht zu steil anstieg, setzten die Füße, fest und zierlich, einen vor den andern, vorsichtig, doch nicht zaghaft, die freien Arme jetzt weit ausgereckt, jetzt schnelle wieder eingezogen, wie es eben dem Gleichgewicht diente.

Kein Laut noch Odemzug war unter den tausend und tausend Zuschauern gehört, ein jedes fürchtete wie für sein eigen Leben; es war, als wenn jedermann wüßte, daß sich dies Paar jetzo das erstemal auf solche Bahn verwage.

Die junge Gräfin bedeckte vor Angst das Gesicht mit der Hand; den Grafen selber, ihren Vater, den eisenfesten Mann, litt es nicht mehr auf seinem Sitz, gar leise stand er auf. Auch die Musik ging stiller, wie auf Zehen, ihren Schritt, ja wer nur acht darauf gegeben hätte, der Rathausbrunnen mit seinen acht Rohren hörte allgemach zu rauschen und zu laufen auf, und der steinerne Ritter krümmte sich merklich. — — — Nur stet! nur still! drei Schritt noch und — Juchhe! scholl's himmelhoch: das erste Ziel war gewonnen! Sie faßten beiderseits zumal, jedes an seinem Ort, die Stangen an, verschnauften, gelehnt an die Gabel.

Der unbekannte Knabe wollte sich die Stirne wischen mit der Hand, uneingedenk der Larve: da entfiel ihm dieselbe zusamt dem

Hut und — ach! ein Graus für alle Gefreundte, Vettern und Basen, Gespielen, Bekannte, so Buben als Mädchen — die Vrone ist's! „Die Vrone Kiderlen, einer Witwe Tochter von hier!" — so ging's von Mund zu Mund. „Ist es denn eine Menschenmöglichkeit?" rief eine Bürstenbindersfrau, „das Vronele, meiner nächsten Nachbarin Kind? Je! Gott sei Dank, bärig (kaum) vor einer halben Stund' ist ihre Mutter heim — es ward ihr übel schon über den vorigen Künsten — und jetzt das eigne Kind — der Schlag hätt' sie gerührt, wenn sie das hätte sehen sollen!" — Schon erhoben sich wiederum Stimmen im Kreis, und noch lauter als vorhin beim Seppe, mit Drohen, Bitten und Flehn an die Dirne, nicht weiter zu gehen. Sie aber, ganz verwirrt, flammrot vor Scham, nicht wissend selbst, wie ihr geschehn, wie sie's vermocht, stand da wie am Pranger, die Augen schwammen ihr und ihre Knie zitterten. Ein Mann lief fort, eine Leiter zu holen.

Derweil war aber schon der flinke Bergmann an der andern Seite zum Seppe auf das Seil gekommen und hatte ihm etwas ins Ohr geraunt, worauf der ungesäumt den linken Schuh abzog und seiner Partnerin mutig die Worte zurief: „Komm, Vrone, es hat keine Not! trau' auf mein Wort, fass' dir ein Herz und tu' mit deinem rechten Schuh, wie du mich eben sahst mit meinem linken tun, und wirf ihn mir keck zu!"

Sie folgte dem Geheiß, mit Lächeln halb, und halb mit Weinen, warf — da flog der Schuh dem Burschen wie von selber an seinen ausgestreckten Fuß. Nun warf er ebenfalls, und ihr geschah dasselbe.

„Jetzt, Vrone, mir entgegen! Es ist nur bis ich dich einmal beim kleinen Finger habe, und wenn du mit der Patschhand einschlägst, dann soll es mir und dir etwas Gutes bedeuten! Frisch dran, ihr Spielleut, macht uns auf, und einen lustigen."

Das fehlte nicht. Die vier Füße begannen sich gleich nach dem Zeitmaß zu regen, nicht schrittweis wie zuvor und bedächtig, vielmehr im kunstgerechten Tanz, als hätten sie von klein auf mit dem

Seil verkehrt, und schien ihr ganzes Tun nur wie ein liebliches Gewebe, das sie mit der Musik zustand zu bringen hätten. Von nun an waren alle Blicke sorglos und wohlgefällig auf das hübsche Paar gerichtet und gingen immer von einem zum andern. Der Mann auf dem Brunnen hatte längst wieder den Atem gefunden, und das Wasser sprang aus den acht Rohren noch einmal so begierig als sonst. Auf jedem Mädchenantlitz, unten auf dem Platz und oben in den Fenstern, war aber recht der Widerschein der Anmut zu erblicken, die man vor Augen hatte. Kein Kriegsmann war so trutzig und kein Graubart von der Ratsherrnbank so ernsthaft und gestreng, daß ihm das Herz dabei nicht lachte, und die Handwerksgesellen der Stadt waren stolz, daß einer von den Ihren vor all den fremden Gästen so herrlichen Ruhm davontrage.

Der Seppe sah im Tanz nicht mehr auf seinen schmalen Pfad, noch minder nach den Leuten hin, er schaute allein auf das Mädchen, welches in unverstellter Sittsamkeit nur je und je seine Augen aufhob.

Als beide in der Mitte jetzt zusammenkamen, ergriff er sie bei ihren Händen, sie standen still und blickten sich einander freundlich ins Gesicht; auch sah man ihn ein Wörtlein heimlich mit ihr sprechen. Darnach auf einmal sprang er hinter sie und schritten beide, sich im Tanz den Rücken kehrend, auseinander. Bei der Kreuzstange machte er halt, schwang seine Mütze und rief gar herzhaft: „Es sollen die gnädigsten Herrschaften leben!" — Da denn der ganze Markt zusammen Vivat rief, dreimal, und einem jeden Teil besonders. Inwährend diesem Schreien und Tumult, unter dem Schall der Zinken, Pauken und Trompeten lief der Seppe zur Vrone hinüber, die bei der andern Gabel stand, umfing sie mit den Armen fest und küßte sie vor aller Welt! Das kam so unverhofft und sah so schön und ehrlich, daß manchem vor Freude die Tränen los wurden, ja die liebliche Gräfin erfaßte in jäher Bewegung den Arm ihres Mannes und drückt' ihn an sich. Nun wandte sich die Vrone, und unter dem Jauchzen der Leute, dem Klatschen der Ritter und Damen, wie hurtig

eilte sie mit glutroten Wangen das Seil hinab, der Seppe gleich hinter ihr drein, das leinene Säcklein mitnehmend.

Kaum daß sie wiederum auf festem Boden waren, kam schon ein Laufer auf sie zu und lud sie ein, auf die Altane zu kommen; das sie auch ohnedem zu tun vorhatten.

Sämtliche hohe Herrschaften empfingen sie im Angesicht des Volks mit Glückwünschen und großen Lobsprüchen, dabei sie sich mit höflicher Bescheidung annoch alles weiteren Fragens enthielten, indem sie zwar nicht zweifelten, daß es mit dem Gesehenen seine besondere Bewandtnis haben müsse, doch aber solchem nachzuforschen nicht dem Ort und der Zeit gemäß hielten. Der Seppe nahm bald der Gelegenheit war, ein wenig rückwärts der Gesellschaft den zwilchenen Sack aufzumachen, nahm die Laiblein heraus und legte sie, höfischer Sitte unkundig, nur frei auf die Brüstung vor die Frau Gräfin-Mutter, als eine kleine Verehrung für sie, vergaß auch nicht dabei zu sagen, daß man an diesem Brot sein ganzes Leben haben könne. Sie bedankte sich freundlich der Gabe, obwohl sie, des Gesellen Wort für einen Scherz hinnehmend, den besten Wert derselben erst nachderhand erfuhr. Dann zog er sein Geschenk für den erlauchten Herrn heraus. Wie sehr erstaunte dieser nicht bei der Eröffnung der Kapsel! und aber wieviel mehr noch, als er das goldene Büchslein aufschraubte! Denn er erriet urplötzlich, was für ein Zahn das sei, bemeisterte jedoch in Mienen und Gebärden Verwunderung und Freude. Er wollte den Gesellen gleichwohl seines Danks versichern, tat eben den Mund dazu auf, als an der andern Seite drüben der schönen Irmengard ein Freudenruf entfuhr, daß alles auf sie blickte. Die Vrone nämlich hatte ihr ein kleines Lädlein dargebracht, worin die verlorene Perlenschnur lag. (Der kluge Leser denkt schon selbst, wer früh am Morgen heimlich bei der Dirne war.) Nicht aber könnte ich beschreiben das holde Frohlocken der Dame, mit welchem sie den Schmuck ihrem Gemahl und den andern der Reihe nach wies. Er war unverletzt, ohne Makel geblieben, und jedermann beteuerte, so edle große Perlen noch niemals gesehen zu haben. Nunmehr

verlangte man zu wissen, was Graf Eberhard bekam. „Seht an," sprach er, „ein Reliquienstück, mir werter als manch köstliche Medey (Kleinod) an einer Kleinodschnur: des Königs Salomo Zahnstocher, so er im täglichen Gebrauch gehabt. Mein guter Freund, der hochwürdige Abt von Kloster Hirschau, sendet ihn mir zum Geschenk. Er soll, wenn man bisweilen das Zahnfleisch etwas damit ritzet, den Weisheitszahn noch vor dem Schwabenalter treiben. Da wir für unsere Person, so Gott will, solcher Förderniß nicht mehr bedürfen, so denken wir dies edle Werkzeug, auf ausdrückentlich Begehren, hie und da in unserer Freundschaft hinzuleihen, es auch gleich heut, da wir etliche Junker zu Gast haben werden, bei Tafel mit dem Nachtrunk herumgehen zu lassen." — So scherzte der betagte Held, und alles war erfreut, ihn so vergnügt zu sehen.

Jetzt wurde den Bürgern das Zeichen zum Essen gegeben. Für jede Gasse, wo gespeist ward, hatte man etliche Männer bestellt, welche dafür besorgt sein mußten, daß die Geladenen in Ordnung ihre Sitze nahmen. So lang bis dies geschehn war, pflogen die Herrn und Damen heiteren Gesprächs mit dem Gesellen und der Vrone. Ein Diener reichte Spanierwein in Stotzengläsern (Kelchgläsern), Hohlippen (hohle Hippen) und Krapfen herum, davon die beiden auch ihr Teil genießen mußten. — „Ihr seid wohl Bräutigam und Braut?" frug die Frau Mutter. — „Ja, Ihro Gnaden," sprach der Seppe: „dafern des Mädchens Mutter nichts dawider hat, sind wir's, seit einer halben Stunde." — „Was?" rief der Graf, „ihr habt euch auf dem Seil versprochen? Nun, bei den Heiligen zusammen, der Streich gefällt mir noch am allerbesten! So etwas mag doch nur im Schwabenland passieren. Glückzu, ihr braven Kinder! Auf einem Becher lieset man den Spruch: Lottospiel und Heiratstag Ohn' groß' Gefahr nie bleiben mag. Ihr nun, nach solcher Probe, seid quitt mit der Gefahr euer Leben lang." — Dann sprach er zu seinem Gemahl und den andern: „Jetzt laßt uns in die Gassen gehn, unsern wackeren Stuttgarter Bürgern gesegnete Mahlzeit zu wünschen, drauf wollen wir gleichfalls zu Tisch. Das Braut-

paar wird dabei sein, hört ihr? Kommt in das Schloß zu uns. Ihr habt Urlaub auf eine Stunde; das mag hinreichen, euch den mütterlichen Segen zu erbitten, wo nicht, so will ich selbst Fürsprecher sein."

Begehrte nun der Leser noch weiteres zu wissen, als da ist: wie sich das Brautpaar heimgefunden; ob sie von Freunden und Neugierigen nicht unterwegs erdrückt, zerrissen und gefressen worden? was Mutter Kiderlen und was die Base sagte? wie es denn bei der gräflichen Tafel herging, auch was nachher der Graf mit dem Seppe besonders verhandelt und so mehr — so würde ich bekennen, daß meine Spule abgelaufen sei, bis auf das Wenige, das hier nachfolgt.

Am Markt, gegen dem „Adler" über, sieht man dermalen noch ein merkwürdiges altes Haus, vornher versehen mit drei Erkern, davon ein paar auf den Ecken gar heiter, wie Türmlein, stehn, mit Knöpfen und Windfahnen; hüben und drüben, unterhalb der Eckvorsprünge, zwei Heiligenbilder aus Stein gehauen, je mit einem kleinen Baldachin von durchbrochener Arbeit gedeckt: Maria mit dem Kind samt dem jungen Johannes einerseits und St. Christoph der Riese andererseits, wie er den Knaben Jesus auf seiner Schulter über das Wasser trägt, einen Baumstamm in der Faust zum Stab. Dies Haus — in seinen Grundfesten, samt dem Warengewölb, vermutlich noch dasselbige — gehörte von Voreltern her dem Grafen eigentümlich und ward von ihm auf jenen Tag unserem Schuster in Erkenntlichkeit für seine kostbare Gabe und zum Beweis besonderer Gnade als freie Schenkung überlassen, nebst einem Teil des inbefindlichen Hausrats, welchem der Graf schalkhaftigerweise noch einen neuen Schleifstein mit Rad beifügte. Die Vrone bekam von den gnädigen Frauen einen künstlich geschnitzten Eichenschrank voll Linnenzeug zu ihrer Aussteuer.

Am Hochzeittag gaben sich beide das Wort, ihre Glücksschuh zwar zum ewigen Gedächtnis dankbar aufzuheben, doch nie mehr an den Fuß zu bringen, indem sie alles hätten, vornehmlich aneinander

selbst, was sie nur wünschen könnten, auch überdies hofften, mit christlichem Fleiß ihr Zeitliches zu mehren.

Der Seppe, jetzt Meister Joseph geheißen, blieb seinem Gewerbe getreu, noch über achtundzwanzig Jahr; dann lebte er als ein wohlhabender Mann und achtbarer Ratsherr, mit Kindern gesegnet, seine Tage in Ruh mit der Vrone.

Unter seinen Hausfreunden war einer, man hieß ihn den Datte, der kam an jedem dritten Samstagabend auf ein Glas Wein und einen guten Käs zu ihm, mit dem Beding, daß niemand sonst dabei sei als die liebwerte Frau und die Kinder (diese hatte er gern und sie taten und spielten als klein mit ihm, wie wenn er ihresgleichen wäre). Da ward alsdann geschwatzt von Zunftgeschäften und von den alten Zeiten, ingleichem gern von einem und dem andern ein starker Schwank erzählt. Derselbe Hausfreund brachte den werten Eheleuten an ihrem goldenen Jubeltag ein silbernes Handleuchterlein, vergoldet, in Figur eines gebückten Männleins, so einen schweren Stiefel auf dem Haupte trägt und einen Laib unter dem Arm. Rings aber um den Fuß des Leuchters waren eingegraben diese Reime:

Will jemand sehn mein frazzengsicht
ich halt ihm selbs darzu das licht.
mich kränket nur, daß noch zur stund
mich geküßt kein frauenmund.
die mir allein gefallen hat
ein cron und schaufalt dieser stadt
hab ich vor funfzig jahren heunt
müeßen lassen meinem freund.
zum datte hant sie mich erkorn
zu schlichten zwilauf hadder zorn.
deß gieng ich müeßig all die jar
mag es auch bleiben immerdar *.

* In einigen Orten Württembergs war ehemals die Gewohnheit, daß Ehezwistigkeiten, ehe sie zu sehr überhand genommen, durch einen untadelhaften Mann, den man den Datte (Vater) nannte, der aber unbekannt blieb, gerügt und bestraft wurden. Er klopfte nämlich, von zwei selbstgewählten Gehilfen begleitet, an dem Hause uneiniger Eheleute an, antwortete auf die Frage,

Und nun, mein Leser, liebe Leserin, leb' wohl! Deucht dir etwa, du habest jetzt genug auf eine Weile an Märchen, wohl, ich verspreche, dergleichen so bald nicht wieder zu Markte zu bringen; gefiel dir aber dieser Scherz, will ich es gleichwohl also halten. Es gelte, wie geschrieben steht zum Schluß des andern Buchs der Makkabäer: „Allezeit Wein oder Wasser trinken ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig; also ist es auch lustig, so man mancherlei lieset. Das sei das Ende."

---

wer da? bloß: der Datte kommt, und ging ohne weiteres wieder weg. Hörte der Zwist nicht auf, so kam er in derselben Weise ein zweites Mal. Blieb auch dies ohne Erfolg, so kam er vermummt, drang in das Haus ein und prügelte den schuldigen Teil tüchtig durch. — Schaufalt: Der Teil, der beim Zusammenfalten eines Tuchs als der schönste oben hingelegt wird, daher das Vorzüglichste in seiner Art. — Zwilauf: Zwist. — Hadder: Hader.



Den Galgen! sagt der Eichele.

Von **Hermann Kurz.**

Item, einsmals hatten die Beutelspacher und die Bopfinger einen Span miteinander. Derselbige hatte sich erhoben wegen eines Zolles, mit welchem die Bopfinger den Beutelspachern den Weg verlegt hatten. Nun wäre es zwar das beste gewesen, wegen solchen Zolles eine Einung miteinander aufzurichten; allein so viele Einungen auch dazumal gemacht wurden, so schossen doch die Zweiungen reichlicher und lustiger ins Kraut. Auf beiden Seiten standen mannhafte und streitbare Helden, die ihr heißes Blut in etwas abkühlen wollten. Also beschlossen sie den Krieg und schickten einander Absagebriefe, die fein langsam und deutlich geschrieben waren.

Damals aber war in deutschen Landen ein sonderlicher Brauch: wenn zween Teile miteinander stößig wurden und ein Krieg zwischen ihnen anging, so griffen sie, ehe denn sie das Schwert zogen, zu mancherlei vorgängigen Tathandlungen, um warm zu werden und förderlich in Harnisch zu geraten. Die Beutelspacher fingen's züchtig an: sie fuhren hin, hieben den Bopfingern ihre Bäume um und zogen wieder heim. Da gingen die Bopfinger auch nicht müßig, rückten her und schnitten den Beutelspachern die Weinberge aus, trieben auch ihre Ziegen hinein, welche die jungen Schösse fressen mußten fürs kommende Jahr; dann zogen sie gleichfalls wieder heim. Nun war es den Beutelspachern schon ein wenig heiß um die Leber geworden; sie machten sich auf, legten sich in einen Hinterhalt nicht weit von einer Aue, wo die Frauen und Töchter der Bopfinger lustwandelten, fielen in sie und schleppten dieselbigen gefangen hinweg, einen ganzen Schwarm; ihrer etliche aber ließen sie ohne Gürtel wieder ziehen, darum daß sie, wie sie fürgaben, böse Mäuler hätten.

Solches verdroß die Bopfinger über alle Maßen sehr; sie brachen den Beutelspachern in ihre Landschaft und sengten und brannten, daß die Vögel aus der Luft gebraten herunterfielen und die Engel



Hermann Kurz.

im Himmel ihre Füße hinaufziehen mußten. Dieses Fürnehmen war den Beutelspachern unleidlich, sammelten ihr Volk und jagten mit einem reisigen Zuge den Bopfingern nach, legten eine Wagen-

burg um ihre Stadt und Gezelte und begunnten sie zu belagern und schwerlich zu berennen.

Die Bopfinger aber hielten sich stattlich und ließen die Feinde nicht hinein, außer wen sie mit ihren langen Haken über die Mauern in die Stadt zogen, und selbige wären lieber draußen geblieben bei den Ihrigen. Die Beutelspacher wurden auch nicht laß und wollten nimmermehr von dannen weichen, bis daß sie die Stadt bezwungen hätten. Am Ende gedieh es dahin, daß auf beiden Seiten alles, was die Zähne brechen oder malmen konnten, aufgezehrt war und eine Wurst nicht für Gold zu haben gewesen wäre, weder im Lager noch in der Stadt. Da versah man sich wohl, wer den anderen niederhungern könnte, würde Meister sein. Die Bopfinger aber waren gar zäh, schnürten sich Stricke um den Leib, auf daß sie den Magen, wenn er knurrte, in der Botmäßigkeit erhielten, und tat ihnen der Hunger allzuweh, so machten sie grimmige Gesichter von ihren Mauern herunter, wie vor lauter Streitlust. Die Beutelspacher dagegen hatten größere Mägen denn die Bopfinger, darum geschah ihnen vom Hunger zwier soviel weh, konnten sich auch zuletzt nicht mehr fristen, sondern beschlossen, ihr Letztes zu wagen, einen erschrockenlichen und sorgfältigen Sturm. So taten sie auch, aber der Sturm geriet ihnen übel, denn sie fielen aus Magenschwäche wie auch von den Stößen der Bopfinger haufenweise die Leitern herab und sahen, daß sie diese harte Nuß unzerschroten lassen müßten.

Da hielten sie einen Kriegsrat und wurden eins: weil die Feinde müde und hinfällig sein würden vom Streit, so wollten sie versuchen, ob sie dieselbigen nicht durch Schrecken und Überfahrung des Gemüts bezwingen könnten. Schickten also zween Herolde unter die Mauern und ließen sie auffordern, von Stund an ihre Stadt einzugeben, sonst wollten sie stürmen, daß man den Schall und Tos bis vor Gottes Thron hören müsse, wollten auch des Kindes im Mutterleib nicht schonen, und noch andere grausame Reden mehr. Die Bürger aber ließen sich nicht bedräuen, riefen von den Mauern herab, sie wollten die Stadt nicht übergeben, nicht einen Stein:

und einer von ihnen, er hieß Eichele, ein kecker, frohmütiger Gesell, der allezeit gar fromm unter den Vordersten gestritten hatte, schrie spöttlich hinunter: „Ja, den Galgen, den könnet ihr han!“

Die andern riefen's ihm nach und lachten die Herolde aus.

Damit ritten die Herolde wieder davon und berichteten im Lager getreulich, was ihnen abseiten der Stadt anbefohlen worden war. Die Beutelspacher konnten's nunmehr mit Händen greifen, daß sie für diesmal das Spiel verloren hätten, und schickten sich ohne fernere Umschweife zum Abzug an. Wie sie aber am Galgen vorüberkamen, der im freien Felde stund — die Bopfinger hatten vergessen, eine Schildwache bei ihm zurückzulassen — da gedachten sie der Antwort, die ihre Herolde überbracht hatten, und deuchte ihnen geraten, solch ehrlich Erbieten nicht von der Hand zu weisen. Trugen also den Stock und Galgen ab, um doch nicht ganz unpreislich heimzukommen, sondern wenigstens ein Denkmal mitzubringen, und richteten ihn hernach in ihrem eigenen Gebiete wieder auf.

Nachdem sich aber beide Teile in etwas gestärkt hatten, brachen sie von neuem gegeneinander hervor. Die Bopfinger hatten ihre Helfer versammelt, eine weibliche Schar; die Beutelspacher hatten auch ihre Bundesgenossen um Hilfe gemahnt; und so trafen beide Heerhaufen auf einem Felde zusammen am Tage Allerseelen und stritten miteinander den ganzen Tag. Da gab es ein großes Geschläg. An diesem Tage kämpfte auch der Eichele mit, der den Beutelspachern den Galgen zum Schmerzengeld angeboten hatte, und ihm zur Seite stund ein Söhnlein seines Stadtmeisters, so nannte man den Bürgermeister; dasselbe hatte der Herr Stadtmeister ihm in seine Obhut und Fürsorge gegeben, weil er bekannt war für einen tapfern und zuverlässigen Mann. Das junge Herrlein war aber sehr unmüßig und fürwitzig und suchte sich allenthalben vorzudrängen in seinem grünen Wappenröcklein, so daß der Eichele seine liebe Not, Mühe und Arbeit mit ihm hatte. Da wurde er mit eins von den zween Herolden angerannt, die er mit Unehren von der Stadtmauer fortgewiesen hatte, und während er sich gegen dieselben zur Wehr setzte,

wischte das Herrlein von ihm weg, um auch mit jemand auf dem Blachfelde anzubinden. Da stieß es auf einen langen Beutelspacher, der stand mitten im Feld allein, hatte Feierabend und sah dem Getümmel zu. Das Herrlein machte sich an ihn, begann höhnisch mit geschwungenem Schwert um ihn herumzutanzen und rief: „Du langes Krokodil, beiß in mein Schwert und bück' dich nicht!" — Diese Rede war dem Reisigen beschwerlich, und er hob seinen Streitkolben, der mit spitzigen Stacheln beschlagen war. „Du kleiner Grashupfer, küß meinen Morgenstern und streck' dich nicht!" sagte er und schlug das Herrlein zwischen die Ohren, daß es erbärmiglich zappelnd auf den Boden fiel. Unterdessen entstrickte sich der Eichele seiner beiden Widerwärtigen und gedachte dem Stadtmeisterlein beizuspringen, aber er kam zu spät, seinen Freund, der ihm anvertraut war, zu erledigen, und konnte nichts weiter als den langen Schlagetot zu ihm in den roten Klee werfen, was er auch mit einem einzigen Hieb zuwege brachte. Das arme Herrlein reichte ihm vom Boden herauf die Hand, radbrechte noch ein paar Worte, befahl ihm einen letzten Gruß an seinen Vater und löste sein Halsgeschmeide, um es seinem getreuen Schirmer und Rächer in Gedächtnisweise zu verlassen.

Dieser drückte ihm die Augen zu und eilte in das Getümmel zurück, wo er ungebärdig unter die Feinde schlug. Es war aber alles vergebens. Da der Tag sich neigte, neigte sich der Sieg auf die Seite der Beutelspacher, die Bopfinger samt ihren Eidgenossen wurden aufs Haupt geschlagen und flohen eilends heim, ein jeglicher in seine Hütte. Doch brachten sie ihre Toten ehrlich von der Walstatt mit hinweg und ließen den Feinden nichts denn einen alten, wollenen Kappenzipfel, welchen ein Pfahlbürger auf der Flucht verlor. Der durfte wohl des Fersengelds nicht sparen vor den Beutelspachern, denn wenn sie ihn gefangen hätten, so hätten sie ihm beide Augen ausgestochen, weil er ihnen zuvor verbürgert war und hatte ihnen geschworen, war aber ein unverrechneter Amtmann, der sich nicht getraute, seine Rechnung abzulegen, und hatte sich darum von

ihnen entfremdet und war Pfahlbürger worden bei den Bopfingern. Die Beutelspacher aber hielten den erbeuteten Kappenzipfel gar hoch als ein großes Siegeszeichen, ja nicht weniger denn wie wenn sie ein ersiegtes Fähnlein zuhanden gebracht hätten, setzten ihn auf eine Stange und verwahrten ihn in der Kirche, wo sie ihre Toten begruben, und in der Inschrift zu deren Häuptern, worin Tag und Stunde geschrieben stand, wann diese Biedermänner ehrlich und ritterlich erschlagen worden, denen Gott eine fröhliche Urständ verleihen möge, gedachten sie auch des Kappenzipfels mit den Worten: „Und auf die Stund wurd dieser Kappenzipfel in Fähnleinsscham den Feinden abgewonnen."

Es waren aber bei der Geschichte auf beiden Seiten viele Gefangene gemacht worden. Und obwohl die Bopfinger feldflüchtig geworden waren, so war es doch nicht not, daß ihre Gefangenen mit ihnen geflohen wären, denn damals war es Brauch, wer im Streit zu Gefängnis gedrungen worden war, der leistete Feldsicherheit und konnte ohne weiteres auf freien Fuß zu den Seinigen kehren. Nach der Schlacht aber wurden von beiden Teilen diejenigen, die sie auf solche Weise gefangen und gesichert hatten, bei ihren Eiden eingemahnt und mußten sich bei dem Feinde stellen und in offener Herberge bei ihm verbleiben mit starkem Leidwesen und allda ihr Hab und Gut verzehren und durften ohne sein Wissen und Willen nicht von dannen kommen. Da erhub sich auf beiden Seiten groß Wehklagen der Weiber und Kinder von Armuts wegen, auch erkannten beide Teile, daß ihnen dieser Krieg in vieler Weise schädlich gewesen sei, und ließen es zu, daß Freunde dazwischen traten mit wohlbedachtem Mute und gutem Willen, die schieden und verrichteten und vertrugen den Streit und machten zwischen beiden eine friedliche Stallung, und wurde auch zuletzt ein steter und fester und ewiger Friede geschlossen, mit dem Beding, daß sie ihn halten sollten, so lang' es ihnen anstehen würde. Denn das war der Brauch in deutschen Landen dazumal.

Wer sich aber des Friedens wenig zu erfreuen hatte, das war

der Eichele. Der wurde von dem gestrengen Herrn Stadtmeister gar übel empfangen und hart angelassen, darum daß er seines Söhnleins nicht besser gewartet habe. Er wollte ihm den Kopf vor die Füße legen lassen; da aber namhafte Zeugen gesehen hatten, wie er angegriffen wurde und ihm das Herrlein derweil entlief, so mußte der Stadtmeister von solchem Vorhaben zurückstehen. Er erdachte also einen anderen Weg, um seinen unversöhnlichen Grimm zu sättigen, und da der Eichele das geschenkte Halsgeschmeide frei öffentlich sehen ließ, wie er auch mit gutem Gewissen tun konnte, so zog er ihn vor Gericht und klagte ihn an, daß er seinem Söhnlein freventlich einen alten unveräußerlichen Erbschmuck abgestohlen habe. Dagegen schwur zwar der Eichele hoch und teuer, das Herrlein habe ihm den Schmuck zu eigen gegeben, aber niemand von seinen Freunden war zu der Stunde im Streit an seiner Seite gewesen, und der Stadtmeister wußte vieles vorzubringen, um seine Aussage unglaublich zu machen. Die Herren vom Rat, da sie sahen, daß der Stadtmeister von seinem Willen nicht lassen und dem Eichele an Leib und Leben gehen wollte, so ließen sie der Sache ihren Lauf. In der Gemeinde dagegen hatte er viele Freunde, die auf seine Unschuld schwuren und mit Gut und Blut zu ihm stehen wollten. Es war ohnehin eine Spaltung zwischen der Bürgerschaft und ihrem Rat entstanden; denn die Zünfte, die bei den unaufhörlichen Kriegsläuften in Wehr und Harnisch freisam geworden waren, wollten sich die Herrlichkeit der Geschlechter, die im Gericht und Rate saßen, nicht allewege mehr gefallen lassen. Die Mißhellung wurde je länger je größer, und wußte man oft kaum mehr zu sagen, ob es ein Rechtshandel sei des Stadtmeisters mit dem Eichele oder eine Sache zwischen Rat und Bürgerschaft.

Darüber verzog sich der Entscheid, aber der Rat, der im langen Herkommen des Regiments gewitzt war, machte sich den Frieden zunutze, um sich zu befestigen, und wie er allmählich seine Macht wieder erlangt hatte, so wagte er's doch zuletzt und sprach das Todesurteil, daß der Eichele wegen ehrbrüchiger Bestehlung eines Kampf-

gefährten zwischen Himmel und Erde an seinen Hals gehenkt werden solle.

Da nun das Armensünderglöcklein grillte, machte sich alles Volk auf und zog zum Tor hinaus, um den Eichele auf seinem letzten Gange zu begleiten. Niemand unterstand sich, ihm zu helfen, aber sie riefen ihm Abschiedsgrüße zu und sahen ihn traurig an, denn er war ein treuer, kühner, fröhlicher Gesell. Fröhlich und aufrecht schritt er auch bei diesem sauren Gang einher, also daß sich männiglich über ihn verwunderte; ja es schien zuweilen, als ob er sich Gewalt antun müßte, um das Lachen zu verbeißen. Zu seiner Rechten ging ein Pfaffe, zu seiner Linken sein Prokurator und Rechtsanwalt, der seine Sache vor Gericht geführt hatte.

Endlich, als sie zur Richtstätte gelangten, sah sich alles Volk um, still und verwundert; aber bald brachen sie in ein großes Gelächter aus, denn es war ihnen auf einmal klar, warum ihr Freund solche fröhliche Zuversicht blicken ließ. Die Bopfinger hatten, erst über dem Kriegslärmen, dann über dem Rechtshandel, ganz und gar vergessen, was mit ihrem Galgen vorgegangen und wie ihnen derselbige von den Beutelspachern weggebrochen worden war. Nun erst, als sie im Eifer daherkamen und ihn nicht mehr auf seinem Platze sahen, gedachten sie daran, und waren die Gerichts- und Ratsherren fast sehr erbost und befahlen, daß alsbald ein neuer Galgen aufgerichtet werden solle. Da trat Eicheles Prokurator hervor und sprach: „Mitnichten, edle Herren, das wäre wider Recht und Gesetz; habt ihr den Galgen nicht mehr, so habt ihr auch die Gerechtigkeit verloren, denn sonst könnte ein jeglicher, der etliche Balken aufeinander zu zimmern vermag, den Blutbann ausüben; wollet ihr aber henken nach wie vor, so müsset ihr entweder das eurige bei den Beutelspachern oder aber einen neuen Freibrief für Galgen und Stock und alles Hochgerichte, auch was das Blut und Leib und Gut betrifft, bei dem Kaiser holen."

Was der Prokurator gesprochen hatte, das wurde von dem ganzen Volke mit einer Stimme für Recht erkannt, und der Rat mußte sich,

wiewohl mit widerhärigem Herzen, darein fügen. Der Stadtmeister wollte zwar den Eichele als einen stinkenden Ruffianer (Lotterbuben), der den Blutbann meineidig, ehrlos, loblos, treulos an den Feind verraten habe, von der ganzen Gemeinde zu Tode steinigen lassen, konnte aber nicht durchdringen, sondern der Eichele wurde dieser Schuld halber freigesprochen. Auch legten seine Freunde eine große Sicherheit und Bürgschaft für ihn dar, daß er bis zu Austrag der ganzen Sache auf freien Fuß gestellt werden mußte.

Nun wurmte es jedoch den Geschlechtern und Zünften und allem Volk und auch dem Eichele selbst, daß die Beutelspacher ihren Stock und Galgen haben sollten. Schickten demnach zu ihnen und ließen ihr dreibeiniges Eigentum zurückfordern. Die Beutelspacher lachten und antworteten, sie seien nicht gewohnt, ein geschenktes Gut wieder herauszugeben; wenn man den Galgen mit Gewalt holen wolle, so sei solches nicht verwehrt; in Minne aber werden sie ihn nun und nimmer lassen. Dabei verwiesen sie auf den Richtungsbrief, der bei der Sühne aufgesetzt worden war, laut Urkund dessen die aufgewandten Kriegskosten jedem der beiden Teile an seinem Part zur Last fielen, dagegen aber auch beide Teile alles das behalten sollten, was sie in diesen Spänen und Stößen, Zweiungen, Kriegen und Aufläufen mit Gewalt zuhanden gebracht und sich zugeeignet, und sollte auch aller Unwille ab und tot sein und kein Teil dem andern nichts geahnden noch geäfern (wiedervergelten), weder Mord, noch Brand, noch Raub und Nahme, wes Namens es auch sein möge, weder mit Worten, noch mit Werken, noch mit Raten, noch mit Getaten, weder heimlich, noch öffentlich, noch in irgend einer Weise, ohne alle Arglist, ohne alle Gefährde.

Wäre es nun den Bopfinger Herren nach ihrem Sinn ergangen, so wäre abermals der Krieg entbrannt, und auch der Eichele hätte sich gern wieder frisch gehalten vor dem Feind, um die Scharte auszuwetzen, und hätte es ihn auch nachher den Hals gekostet; aber die Zünfte wollten keinen neuen Krieg und sagten, der vorige sei nur aus Eigennutz der Herren angesponnen worden, die die meisten

Weinberge hätten und mit ihrem Zoll den Beutelspachern den Weinhandel hätten abstricken und für sich allein behalten wollen. Also waren die Herren genötigt, von ihrem Fürnehmen abzustehen.

Da wurde der Rat des Sinnes, an den Kaiser zu gehen und eine neue Galgengerechtsame von Vollkommenheit kaiserlicher Macht und Gnade zu erwirken; denn der Kaiser war für alle Schäden gut, wenn man an ihn kommen konnte. Nur war er nicht leicht zu finden, denn er zog das ganze Jahr im Reich umher und war bald da, bald dort. Also rüsteten sie mit großen Kosten Gesandte aus, die zogen dem Kaiser nach und fragten allenthalben nach ihm. Es währte aber lang', bis sie ihn fanden. Und als sie ihn gefunden hatten, konnten sie nicht gleich vor ihn kommen, denn es waren Botschafter und Verordnete aus allen Landen da, und jeder wollte etwas von ihm und hatte ihm etwas zu klagen, also daß er viel zu richten und zu schlichten hatte. Da blieben sie einstweilen bei ihm, bis daß sie Gehör erlangen sollten, und zogen mit seiner Hofhaltung von Ort zu Ort durch das ganze Reich. Und weil sie auf solche Weise ihren Reisepfennig verzehrten, so mußten sie jeweils einen aus ihnen gen Bopfingen heimschicken, um neue Wegzehrung für sie zu holen. Auch mußten sie allen die Hände schmieren und salben vom untersten Diener bis zu den obersten Erzämtern hinauf, um endlich zu dem Kaiser durchdringen zu können; und auch vor dem Kaiser selbst durften sie nicht mit leeren Händen erscheinen. Solches dauerte jahrelang, und haben die Bopfinger viel Gelds und Guts dabei zusetzen müssen.

Unter dieser Zeit begab sich's einmal, daß ein fremder Dieb zu Bopfingen auf handhafter Tat ergriffen wurde. Da saßen sie über ihn zu Gericht, und er bekannte ihnen frei, daß er um dieser und anderer Taten willen den Galgen reichlich verschuldet habe. Sintemal sie aber nicht hatten, woran sie ihn henken konnten, schämten sie sich sehr, gaben ihm fünfzig Gulden und sagten, er solle sich anderswo einen Galgen suchen. Der Dieb meinte, sie hätten das aus Verachtung seiner getan, ward sehr erbost, lief hin zu ihrer sauren Nachbarschaft, den Beutelspachern, und bot diesen die fünfzig Gulden,

so sie ihm zu seinem Recht verhelfen wollten. Die Beutelspacher aber pochten und sprachen: „Was bedürfen wir eines Fremden? Dieser Galgen ist für uns und unsere Kinder." — Ließen ihn mit diesen Worten wieder laufen. Der zog auch lang' umher im Reich und konnte nicht zu seinem Rechte kommen, bis er zuletzt nach Westfalen geriet und der heiligen Feme in die Hände fiel. Dieselbige erbarmte sich sein, henkte ihn an den nächsten Baum, wie es ihre Weise, Handhabung und Gewohnheit war, und steckte ihr Messer dazu. Denn dieses Gericht übte großen Fleiß, und nahm sich aller femwrogigen (in die Zuständigkeit des Femgerichts fallenden) Missetaten an, die sonst in den Landen deutscher Zunge ihr Recht und ihren Strick nicht finden konnten.

Den Beutelspachern erwuchs inzwischen auch unmancher Segen von ihrem Galgen. Sie hatten ihn an einem ungereimten Ort aufgerichtet, und als sie auf einen Tag etliche Diebe, weiß nicht eigene oder fremde, daran gehenkt hatten, so trug es sich zu, wenn die Sonne dahinter stand, daß die Schatten der Gehenkten in die Häuser hereinfielen, an den Wänden hin und wieder spielend, und die Weiber, die mit einem Kinde gingen, zum Schaden ihres Leibes an dem Schattenspiel erschraken. Da besorgten sie sich schwerer Gefahr für ihre Nachkommenschaft, ja sie fürchteten gar, es möchten von diesen Dingen mit der Zeit Erbdiebe unter ihnen aufkommen; brachen daher den Galgen wieder ab und führten ihn an einem gelegeneren Orte auf, also, daß er ihnen auch nicht wenig Unlust, Zeit und Geld gekostet hat.

Nachdem nun die Gesandten der Bopfinger viele Jahre mit dem Kaiser umhergefahren waren, erdrangen sie endlich einen Brief von ihm, worin ihnen die Freiheit und Gewalt erteilt war, einen neuen Stock und Galgen aufzurichten und sich desselbigen zu gebrauchen. Und alsbald, da sie das Pergament mit dem kaiserlichen Siegel nach Hause brachten, ließ der Rat den Galgen zimmern und den Eichele hinausführen, um das vergilbte, aber noch rechtskräftige Urteil nunmehr durch die Hand des Meisters Hämmerling an ihm

zu vollstrecken. Und abermals zog die Gemeinde traurig mit und getraute sich nicht, ihren Freund zu erretten. Der aber war betagt und lebenssatt, und als sein Prokurator im Hinausziehen zu ihm sprach, diesmal werde ihm nicht mehr zu helfen sein, so antwortete er, es liege ihm nicht viel daran, und doch, so lang' er noch nicht von der Leiter gestoßen sei, könne sein Heil noch blühen und hätten seine Feinde keine Ursache, sich zu freuen. Da er nun auf der Leiter stund, so verlas ein Ratsherr mit lauter Stimme den kaiserlichen Freibrief vor der Gemeinde. Der Eichele hörte aufmerksam zu, und bei einer Stelle gab er seinem Prokurator einen Wink; dessen Gesicht aber sah mit einmal ganz freundlich aus, wie ein Herbsttag, wenn sich das Gewölke verzieht. Der Ratsherr, da er zu Ende war, wollte den Befehl zur Hinrichtung geben, und der Henker griff schon zu; da trat aber der Prokurator hervor und sprach: Edle, gestrenge, feste, wohlweise, fürsichtige Herren, ihr habt zwar von kaiserlichen Gnaden die Freiheit erlangt, Holz im Walde zu fällen und einen Galgen daraus zu zimmern, selbigen auch aufzurichten, nebst Bewilligung anderen Zubehörs an Eisen, Klammern, Nägeln, Leiter und mehr, aber die Hauptsache ist von kaiserlicher Majestät übersehen und vergessen worden, nämlich die Gerechtigkeit, einen Strick an dem Galgen zu haben, da doch sonsten in dem Privilegio aller Punkten gar besonders gedacht wird und kein Jota mangelt, nur allein den Strick ausgenommen; bin derhalben gänzlich der Meinung, ihr müsset den Kaiser noch einmal beschicken und des Strickes wegen um ein vollständiges Privilegium einkommen, anheute aber und bis auf ein weiteres euch vorhabender dieser Exekution bemüßigen.

Über solchen Protest entstand ein unermeßliches Frohlocken in der Bürgerschaft, und der Eichele ward mit lachendem Munde von der Leiter herabgeholt. Der Rat wollte sich zwar dagegensetzen, aber er mußte die Satzung und den Rechtsbuchstaben ungescholten lassen, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf ein oberstrichterliches Erkenntnis anzutragen, bis zu dessen Findung und Fällung der Malefikant (Missetäter) abermals gegen Bürgschaft seiner

Freunde auf freien Fuß gesetzt werden mußte. Die Sache kam vor das löbliche Kammergericht, das jegliches Unrecht von Herzen scheute und darum ein Urteil in keinerlei Weise übereilte. Endlich aber erließ es doch sein Mandat und erkannte, daß der Rat allerdings den Kaiser erst um ein besonderes Privilegium, sich des Stricks zu bedienen, bitten müsse, und daß er, bevor ihm sotanes Privilegium erteilt sein würde, sich eines peinlichen Halsgerichts, wobei auf den Strick erkannt werde, in alle Wege zu enthalten habe.

Da nun der Spruch, nach welchem der Verurteilte den dürren Baum reiten sollte, nicht mehr zu ändern war, und seine Widersacher sich nicht unterstehen durften, ihn mit einer anderen Strafe anzusehen, so zogen die Gesandten wieder dem Kaiser nach und mit dem Kaiser im Reich umher; weil jedoch der Herr bei dem großen Drang des Regiments nicht gern von derselbigen Sache zweimal hören wollte, so hatten sie nun mit dem Strick noch viel mehr Kummer, Aufhalt und Hindersal, denn sie zuvor mit dem Galgen gehabt hatten. Da sie aber zuletzt doch ihre Werbung vollbracht hatten und mit der Gerechtigkeit des Stricks als alte eisgraue Männer nach Hause kamen, da fanden sie die Geschlechter vertrieben, die Zünfte in Rat und Gericht eingesetzt und die ganze Ordnung umgekehrt. Sie legten der neuen Obrigkeit Rechenschaft von ihrer Sendung ab, überlieferten die besiegelte Urkunde und erlangten freien Abzug, worauf sie eilends weiter reisten, um ihre alten Freunde aufzusuchen.

Der unversöhnliche Stadtmeister war am Tage, wo die Zünfte über den Rat obsiegten, vor Leid und Unmut gestorben, und auch der Eichele schlief schon längst, aller Todesangst überhoben, unter einem schönen Grabstein, den ihm seine Freunde aus den Zinsen des Bürgschaftsgeldes hatten setzen lassen. Nach alter Sitte war der Inschrift beigefügt: Ascensionem exspectans, und heißt das zu deutsch: Er harret seiner Erhöhung.

Auf solche Weise sind die Bopfinger endlich wieder zu ihrem Galgen und Strick gekommen. Es hat sich aber davon viele hundert Jahre lang in Bopfingen und Beutelspach ein Sprichwort erhalten.

Nämlich wenn einer von einem anderen etwas Unbilliges, oder was diesem unbillig schien, begehrte, und der es ihm recht nachdrücklich abschlagen wollte, so schlug er's ihm ab mit den Worten:

„Ja, den Galgen!" sagt der Eichele.

Das Arkanum.*

Von **Hermann Kurz.**

„Kasper, noch eine Kanne Türkenblut für mich und den Hanngeorg!" rief der Graubart in der Fensterecke dem Wirte zu, indem er seinen Stelzfuß behaglich auf den leeren Stuhl neben sich legte. „Die Glocken können derweil ohne mich schlagen."

„Gern, Turmulrich," sagte der Wirt. „Kommst ohnehin so wenig zu mir herunter, und sind doch alte Schulgespielen. Was ist dem Hanngeorg?" unterbrach er sich und gab diesem einen vertraulichen Puff. „Ich glaub' als, der blast Trübsal."

„Ja, und auf was für einer Posaune!" erwiderte der Angeredete, indem er ein hochrotes, vom Schmerz schiefgezogenes Gesicht aus den Händen erhob. „Mag nichts mehr trinken, Turmulrich, sonst musiziert's noch ärger da drinnen." — Er deutete mit dem Finger auf die Wange.

„Potz Schlankement, Zahnweh hast, alter Bußpsalm?" rief der Stelzfuß lachend. „Hättest du's gleich gesagt, so wär' dir schon geholfen. Nimm das und halt's mit der Hand drauf, in einer Viertelstunde spürst nichts mehr, das ist so sicher, daß du mir den Arztlohn in Wein vorausbezahlen kannst."

Er zog ein Läppchen heraus, das der Leidende mit einem ungläubigen Blicke nahm, aber doch folgsam auf die Wange drückte.

* Das Geheimmittel.

„Möcht' wissen," sagte der Wirt, „auf welchem Kreuzweg der Ulrich in die Lehr' gegangen wär'. Der weiß mehr als unsereins, der kann alles."

„Nur nicht Wasser in Wein verwandeln," bemerkte der Alte. „Drum eben brauch' ich dich, denn das ist deine Kunst. Hast nicht umsonst die Hochzeit von Kana dort an der Wand hängen. Voran, jetzt reg' deine Knochen. Aber auch einmal einen Ungetauften, Kasper, du Täufer in der Wüste, und einen, dem man nicht nötig hat die Kratzborsten in Wasser einzuweichen, sonst sag' ich mit meinem durchlauchtigsten Prinzen Eugenius: ‚Lieber Belgrad noch einmal erobern, als von deinem Krätzer trinken.'"

Der Wirt brachte die Kanne. „Der," sagte er, „wird's tun, wiewohl er nicht den Blutfahnen führt. Der ist in den Pfalzgrafen gewachsen," setzte er mit feierlichem Tone hinzu, „in der besten Lage, und zwar Anno damals, wo du aus der Stadt entlaufen bist."

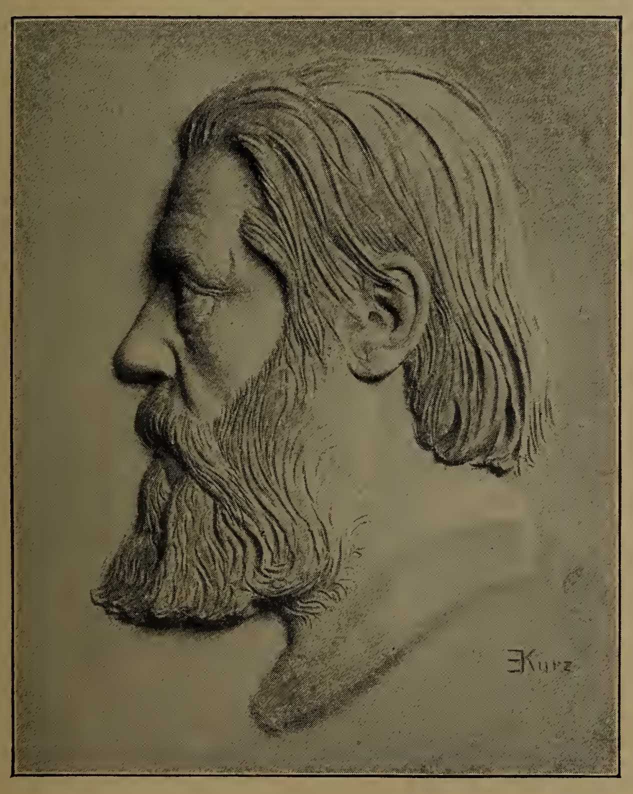
„Ist's möglich? d e n Jahrgang lass' ich mir gefallen, d e r kann abgelegen sein. Aber so oft auch seitdem die Reben wieder geblüht haben, so denkt mir's doch noch, als ob's erst gestern gewesen wär', wie der lang' Assas vor mir am Boden lag und nicht mehr zuckte. Ich hab' unter der Zeit manchen so vor mir liegen sehen, Türken und Christen, und hab' mich dran gewöhnt, aber selbiges erstemal, und im Frieden, potz Schlankement, das war kein Spaß."

„Zudem, wenn man sich an einem Ratsherrnsohn vergriffen hat."

„Freilich, Herren sind überall Herren, auch wo sie, wie hier, vom Rathaus heim zu Fleischschragen, Schustersbank, Gerberloch und Schneiderhölle wandeln. Dem langen Assas stak das schon im Geblüt, bei jeder Lustbarkeit wollte er mehr sein als wir andern, und so stieß er auch damals gleich mit dem Messer drauf los, als ob er nach gar nichts zu fragen hätte. Mich aber machte das so wütend, daß ich nichts mehr von mir selber wußte; nur das erinnere ich mich, daß ich den Assas gewürgt und zu Boden geworfen haben muß. Ich wurde just weggerissen, als ich auf ihm herumtrappelte. Wie

ich aber sah, daß er nicht mehr aufstand, kam ich wieder zu mir und lief —"

„Bis nach Belgrad in einem Tag."



„Das grad nicht, aber selbigen Tag noch weit genug, daß ich nicht geglaubt hätte, ich sollte den langen Assas je wieder sehen, weder lebend noch tot."

„Den Assas wieder sehen?" fragte der Wirt verwundert. „Wie kommst du denn auf den Gedanken?"

Der Veteran drückte ein Auge zu und setzte die Kanne an den Mund, hielt nach dem ersten prüfenden Zuge mit angenehmem Staunen inne, schaute eine Weile gleich wie andächtig auf die goldhelle Flüssigkeit, setzte dann wieder an und vertiefte sich liebevoll in die Kanne.

„Zwar lebendig hättest du ihn noch ein paar Jahre sehen können," fuhr der Wirt fort, „und hättest nicht nötig gehabt, deine Verlegenheit an den Heiden auszulassen, denn dem Assas hat dein Würgen und Treten nichts getan, vielmehr ist er nachher immer noch länger und länger geworden, als ob er erst jetzt, seit du fort warst, recht aufkommen könnte, und oft hat er gelacht über deine unnötige Flucht, hat sich auch nicht wenig gerühmt, daß er dich bis Belgrad gejagt habe. Aber deine Heimkehr hat er nicht erlebt, denn er war so in die Länge geschossen, daß ihm die Lebenskraft in die Breite mangelte, und just auf den Tag, wo er hätte unter die Zwölfer kommen sollen, wiewohl es wider die Statuten ist, daß Vater und Sohn im Rat sitzen, ist ihm sein engbrüstiger Atem ausgeblieben. So viel hat ihm seine Wahl noch eingetragen, daß er als neugeborener Ratsherr nicht zu seinen gemeinen Mitbürgern auf den Totenacker vor der Stadt gekommen ist, sondern man hat ihn in der Kirche begraben, allwo auch sein Name auf seiner Familientafel prangt."

„Als ob ich nicht alles das wüßt'!" sagte der Veteran, die Kanne lüpfend.

„In allweg," erwiderte der Wirt, „denn seit du von den Türken zurück und Turmwächter bei uns worden bist, hast du ja Nachbarschaft mit ihm, und das schon manch' liebes Jährlein, nur keine sichtbare."

Der Türmer drückte beide Augen zu, blinzelte ihn an und reichte ihm die leere Kanne. „Bist ein Biedermann," sagte er, „dein Pfalzgräfler krabbelt mir bis in den Stelzfuß hinab, am End' tut er noch ein Wunder."

„Laß ihn aufwärts steigen, Ulrich,“ sagte der vorsichtige Wirt, indem er nach dem Keller ging. „Abwärts ist der Wundertäter zu kurz, er macht schon seinen letzten Willen.“

„Vor Belgrad habt Ihr Euch den hölzernen Fuß wachsen lassen, Turmulrich?“ fragte einer der Gäste, welche sich, in der Hoffnung von der alten Kriegsgurgel eine Geschichte zu hören, herzugesetzt hatten.

„Nein, s o weit braucht' ich nicht nach meinem Glück zu laufen, es lag näher. Der Türk' hat mir kein Härlein gekrümmt, und wo ich mit dabei gewesen bin, da hat er Haar lassen müssen. Gleich das erstemal, daß ich dazu gekommen bin, bei Mohatsch, da hab' ich mich mit meinem jungen Prinzen Eugenius und mit dem alten Lothringer so gehalten, daß der Türk' hat aus Ungarn weichen müssen. Das nächste Jahr war ich mit bei griechisch Weißenburg, wo unsere Kreisvölker die ersten in der Festung waren. Ich stand aber nicht bei ihnen, zog auch nicht mit den Schwaben heim, als sie gleich darauf abgerufen wurden ins Reich, weil der Franzos, der Mordbrenner, über den Rhein gefallen war. Zu dem jungen Bayernfürsten hatt' ich mich geschlagen, und mit dem hab' ich den Belgrader Sturm durchgemacht.“

„Wie ist mir denn aber?“ fuhr ein Zuhörer dazwischen. „Ich hab' als gemeint, Belgrad und griechisch Weißenburg sei ein Ding.“

„Freilich,“ entgegnete der Wirt. „Nur ist's jetzt der Brauch geworden, daß man bloß noch von Belgrad spricht.“

„Es ist gehopft wie gesprungen,“ sagte der Erzähler, indem er den Unterbrecher etwas grimmig ansah. „Vorn heißt's Belgrad und hinten griechisch Weißenburg. — Das war ein Krachen und Donnern, als ob der Welt Einfall vor der Türe wäre,“ fuhr er fort. „Mein glorwürdiger Savoyer, der von der andern Seite stürmte, hätte schier seine Laufbahn beschlossen, da sie noch in ihrem ersten Anfang war; aber er kam von seiner schweren Blessur wieder auf, denn ihm war ein anderer Tag von Belgrad in sein Lebensbuch geschrieben, der das Blut des ersten bezahlen sollte. Darauf zog

ich mit dem Markgrafen von Baden ins Feld und half ihm den Graf Deckele (Tököly) jagen, den ungrischen Rebellen, daß er froh sein mußte, sein Leben als Weinhändler zu Konstantinopel beschließen zu dürfen."

„Drum sagt man auch seit der Zeit: ‚Hochmut kommt vor dem Fall, wie beim Graf Deckele.'"

„War doch ein vigoroser (kraftvoller) Herr, und gut evangelisch, wie unsereins, wenn er's nur nicht mit dem Erbfeind gehalten hätte. Und seine Frau Helene, die war euch ein Weib, über einen Mann, war Kommandant in Munkatsch, und wenn sie nicht verraten worden wäre, so hätten wir die Festung heut' noch nicht. Wir haben ihr aber auch alle Reverenz angetan und haben sie gegen einen gefangenen kaiserlichen General ausgewechselt. Derweil aber hat der Halbmond wieder zugenommen die untere Donau herauf und hat uns alle unsere serbische Festungen auf die Hörner gespießt. Da haben wir auch Belgrad wieder verloren auf lange Zeit, weil es für unseren Fürnehmsten aufgespart bleiben sollte. Bin aber nicht dabei gewesen, wie der Türk' es nahm, sonst hätt' ich vielleicht auf der Taubenpost mitreisen können. Acht Regimenter sind dort dem Kaiser in die Luft geflogen auf einen Schlag."

„Da mag's erst gekracht haben," sagte einer der Gäste.

„Ja," fiel der Wirt ein, „ich weiß noch, wie das Geschrei im Reich erging, der Türk' sei wieder in Belgrad. Man hat schon gemeint, morgen werde er vor Ofen und übermorgen wieder vor Wien stehen, wie Anno dreiundachtzig."

„Das haben wir ihm vertrieben," sagte der Türkenfresser, indem er die krummen Spitzen seines Schnurrbarts nach beiden Seiten gerade zog und ein paar greuliche Augen dazu machte. „Bei Schlankement (Salankemen) sind wir über ihn her, Anno einundneunzig war's, am neunzehnten August, es ist mir wie gestern, und ist eine solche Aktion und Viktori unerhört gewesen seit der Entsetzung von Wien. Aber der Durcheinander war auch danach. Es gab keine Generalsperson, die nicht hätte ihr Gewehr lösen und sich ihrer Haut wehren müssen,

so gut wie ein Gemeiner. Zuletzt rief der Markgraf: ‚Drein gerasselt!‘ und mit donnerndem Hufschlag ging's dem Feind in den rechten Flügel, den warfen wir auf den linken, und jetzt, eben wie der Türk' sich noch einmal zusammennehmen will, auf einmal verstummen seine Becken und Schellen, denn unter der Schlacht machen die Heiden an einem fort türkische Musik. — Ist's noch nicht besser?“ warf er dazwischen gegen Hanngeorg hin, welcher den Kopf schüttelte.

„— Und da ist euch alles so still geworden, daß man hat sein eigen Wort hören können. Was war's? Der Mustapha Köpperle (Köprili) war gefallen, ihr Großwesier, das Teufelskind, vor dem der Kaiser nächstens nicht mehr in seiner Hofburg sicher gesessen wäre. Wir aber ersehen den Augenblick und brechen durch, denn der Türk' ist dagestanden wie eine vermähte Krot', ganz bestürzt, und drin sind wir im Lager, und zwanzigtausend pumphosige Heiden decken euch den Walplatz, wie Garben, und Pascha an Pascha. Aber auch wir hatten viele hohe Offiziere eingebüßt, und war schier die ganze Armata (Heer) zerhauen, wie wenn sie von der Fleischbank käme; nur ich allein bin heil davongekommen.“

„Wisset ihr denn nicht, daß er fest (unverwundbar) war, der gottlose Kerl?“ rief der Wirt. „Er führte ein Galgenmännlein bei sich, ich hab's einmal gesehen.“

„Habt Ihr's noch, Ulrich?“ fragte einer der Gäste.

„Was werd' ich's noch haben?“ versetzte der Türmer. „Dann hätt' ich ja auch meinen Fuß noch. Nachdem wir mit dem Gröbsten fertig gewesen sind und die Sache weiter keine Gefahr gehabt hat, so hab' ich mich wieder ins Reich heraus gemacht, hab' auch bald verkundschaftet, daß über dem alten Verdruß Gras gewachsen ist, und hab' gedacht, es sei dem Kaiser eben so wohl gedient, wenn ich jeden Tag für ihn die Türkenglocke läute. Und weil ich nicht meinte, daß ich noch einmal in den Krieg müßte, so hab' ich mein Gläslein einem Dünewaldschen Kürassierer, da sie hier im Quartier gelegen sind, verkauft.“

„Wo habt Ihr denn aber Euren Fuß gelassen?“ fragte ein Gast.

„Wo werd' ich ihn gelassen haben? Im lieben Bayerland. Wie Anno zwei (1702) das Ungewitter von neuem losbrach und unsere Stadt an die dreihundert Mann zum Kriegskontingent stellen mußte, so sprachen mir die Herren zu, ich solle als ein versuchter Soldat mitgehen. Es war mir nur halblieb; denn die Zunftmeister wählten insonders vertunliche Leute aus, an denen nicht viel verloren war; auch zog ich nicht gern gegen den Kurfürsten als meinen alten Alliierten von Belgrad her; doch verdroß mich's auch wieder an ihm, daß er sich mit dem Franzosen gegen den Kaiser verbunden und uns den Handstreich auf Ulm gemacht hatte; auch schafften mir's die Herren, daß mein Weib den Turmdienst versehen durfte an meiner Statt; und so ließ ich mich bereden, zog den grauen Rock an und ging mit. In Heppach, Anno vier, am neunten Juni, bin ich mit dabei gewesen als Schildwache, wie mein Prinz Eugenius mit dem Herzog von Malbruck und dem Wirtenberger Herzog Kriegsrat gehalten hat; denn der Herzog Eberhard Ludwig, als Kreisdirektor, war damals noch gar ein martialischer junger Herr und hatte lieber mit Haubitzen zu tun als mit Grävenitzen. Er bekam auch einen Schuß auf den Brustharnisch, der ihn quetschte, wie wir drauf am zweiten Juli den Schellenberg stürmten bei Donauwörth; auch der Prinz Karl Alexander, sein Vetter, der katholisch geworden ist, wurde ins dicke Bein blessiert; wer aber am schlimmsten wegkam, das war ich, denn während wir, bevor es zur Attacke ging, drei Stunden lang unbeweglich in einem Kreuzfeuer postiert standen, machte mich eine bayerische Kartaune um einen Fuß kürzer. Das half aber alles nichts; so hitzig sie sich in ihrem Retranchement (Verschanzung) wehrten, herunter mußten sie, Bayern und Franzosen alle miteinander, und wurden dreizehn Bataillone und Eskadronen aufgerieben und bei achthundert Mann in die Donau gesprengt.“

„Aber ohne dich!“ brummte sein Patient, der die ganze Zeit über leidend und mürrisch mit dem Kopf in der Hand auf dem Tische gelegen war.

„Freilich ohne mich, sonst hätt' ich's ja machen müssen, wie die Gänse, wenn's regnet. Hab' dann auch im August nicht beim Kehraus sein können und den Tallard mit seinen Unüberwindlichen fangen helfen; aber was meint ihr denn? wenn wir nicht im Monat zuvor so sauber den Schellenberg gefegt hätten, so hätten die Unseren bei Höchstätt nicht so ebenen Tanzboden gehabt. Drum, wenn ich auch diese Tänze jetzt nur noch in meinem Turmstüblein mitmachen kann, so oft mir der Organist den Postreiter zu lesen gibt, so ist mir's doch so leibhaftig, daß die Zeitungsbuchstaben wie ganze Regimenter vor mir aufmarschieren, und die letzten großen Aktionen meines Savoyers, bei Peterwardein und Belgrad, sind mir gewesen wie Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein, und wenn mir die Glori meines Helden wohl tut wie die warme Mittagssonne, so denk' ich dran, daß ich schon am frühen Morgen mit ihm auf der Bahn gewesen bin, lang eh' er's so weit gebracht hatte wie jetzt, und hab' mit ihm den Halbmond gestutzt und nachher auch noch den Gockelhahn gerupft, unsere beiden Erbfeinde."

„Das ist ein guter Trost für das Stillsitzen," lachte einer der Gäste, „aber ein schlechter für den seligen Fuß."

„Für den muß ich mich eben mit dem häuslichen Sinn tröften," erwiderte der Türmer, „denn die vielen steilen Stiegen tut's freilich nicht oft und geht mir allemal lang nach, klappert auch, wie nichts Gutes, absonderlich in der Nacht."

„Es muß doch etwas Apartes sein," hob ein anderer an, „wenn man so hoch über den Häusern und Dächern sitzt im engen Turmstüblein."

„Ja, ja," versetzte der Türmer und schaute lang in die Kanne; sein Gesicht hatte einen eigentümlichen Ausdruck, es war schlau und träumerisch zugleich. „Wenn man abends so durch das einzige kleine Fensterlein auf das Meer von Lichtern drunten sieht, so ist's, als säße man auf einem umgekehrten Felsen und hätte die Sterne u n t e r sich. Oder," fuhr er abgebrochen fort, „man steht draußen unter dem Glockenstuhl im hohen Turmfenster, zwischen den heraufragen=

den Türmlein, Zacken und Löwenköpfen, die Lichter löschen eins ums andere aus, die Stadt liegt tief unten und tut keinen Atemzug, der Nachtgeist streicht durch die offenen Fensterbogen, haucht leis über die Glocken hin, endlich entschläft er, nun lebt nichts mehr in der Welt als unter den Füßen die Unruhe der Uhr mit ihrem Ruck-Ruck, Ruck-Ruck, und dann und wann rasselt's wie ein plötzliches Zusammenschrecken in den großen Rädern und Gewichten, so daß es einem vorkommt, der Turm sei ein lebendig Wesen mit Herz und Puls im Inneren, und oben im Kopf da wohnt die metallene Stimme, und neben ihr das lichte Ding, das über allem diesem brütet und simuliert — versteht ihr, das ist der Wächter selbst, denn der sitzt recht dem alten Riesen im Kopf, wie der Gedank' im Kopf des Menschen sitzt. — Hast's immer noch im Zahn?" fragte er unversehens den Trübsalbläser, der sich bei den letzten Reden aufgerichtet hatte.

„Wie du's im Hirngehäus hast," brummte dieser, ohne jedoch die Hand mit dem Läppchen von der Wange zu entfernen.

„Ich glaub', ich tät mich fürchten," sagte einer, „wenn's bei stiller Nacht im Turm so ruckt und lebt."

„Contrari," versetzte der Türmer blinzelnd, „da droben ist man sicher wie in Abrahams Schoß und hört nichts von dem, was drunten vorgeht, tief unter der Uhr und unter dem Kreuzgewölb. Denn dort möcht' ich nicht jede Nacht sein."

„Was? wo?"

„Nun, in der Kirche selber."

„Woher wisset Ihr das, Ulrich?" riefen die andern, indem sie näher zusammenrückten.

„Vom Sehen. Ich bin einmal dazu gekommen, es war am Bürgermeisterstag, die Herren feierten die Wahl mit einem Bankett und Tanz auf dem Rathaus, und weil meine Glocken am Morgen so lustig zur Ratsprozession geläutet hatten, so meinte ich am Abend, mir könnte wohl auch einiges Türkenblut springen bei meinem Kasper da. Nun, es war spät geworden, aber eine glanzhelle Julinacht, der Vollmond stand am Himmel, und wie ich den steinernen

Schnecken wieder heimsteige, schlägt's eben Mitternacht über mir. Nachdem es aber ausgeschlagen hatte, da war mir's, als hört' ich neben drunten ein Geräusch. Ich bleibe stehen, und richtig hör' ich ein Klopfen und Poltern von der Kirche her, daß ich gleich denken muß: da gibt's etwas. Ich steige also vollends hinauf bis zur Sommerlaube, gehe weiter, bis wo die Glockenseile durchs Gewölb ins Paradies hinabhängen, in die Vorhalle der Kirche, lege mich auf den Boden und gucke durch eins der Löcher hinunter. Aber was sehen meine Augen? Es war so hell drunten, daß man jede Fuge in den Bodenplatten unterscheiden konnte. Und da erlustierte sich eine Gesellschaft, wie man nicht leicht eine schauen wird, lauter Knochen und klapperdürre Gebeine ohne Haut und Fleisch. Sie wackelten an den Wänden und Nischen hin, klopften mit den beinernen Fingern an die Grabsteine, daß es hallte, und da kamen immer noch mehr, bis die ganze Vorhalle von ihnen erfüllt war. Man konnte nicht anders denken, als sie seien dem Wahltag zu Ehren aus dem Bett geschlupft, um geziemendermaßen als Ratsverwandte auch ihre Festivität zu haben."

„Ulrich, verbrenn' dir das Maul nicht!" unterbrach ihn der Wirt. „Und ihr," rief er den Gästen zu, indem er die Stimme dämpfte, „hütet eure Zungen. Wenn's durch ihn lautbar würde, daß die tote Ratsherrenschaft am Bürgermeisterstag im Paradies bankettiere, er müßt' in den Diebsturm, wie verwichen der Kantengießer, der mit den Herren gehadert hat im großen Rat."

„Wir sagen's nicht weiter!" beteuerten die anderen in wonnig grausiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

„Zu bankettieren hatten sie nichts," versetzte der Türmer. „Es ging ganz mager und trocken her, aber lustig bei alledem. Man sollt's nicht glauben, wie Leute, die bei Lebzeiten vielleicht bocksteife Gesichter gemacht haben, nach ihrem Tod so kurzweilige Gesellen werden können. Sie hingen sich an die Glockenseile, wie wir's in unserer grünsten Jugend gemacht haben, und flogen daran durch die ganze Halle hin und her. Dann faßten sie einander alle an den

Händen und begannen einen Reigen zu wackeln, ob dem ich schier laut lachen mußte. Es ist nicht zum Beschreiben und ging über jeglichen Fastnachtsschwank, wie bei diesem Tanz die langen Beine einknickten und die dürren Knochen durcheinander schlotterten. Zuweilen fielen sie haufenweise zu Boden, und manche, die nicht mehr niet- und nagelfest sein mochten, gingen dabei in Scherben; so wie sie aber wieder auf die Beine kamen, waren sie wieder ganz und wackelten weiter, als ob nichts geschehen wäre. Das war euch ein Getöse, ein Regiment Störche kann nicht ärger zusammenklappern. Manchmal hielten sie auch mit dem Tanzen inne und ruhten aus, wie es auf dem Tanzboden Sitte ist, etliche an die Säulen gelehnt, andere miteinander auf und ab gehend, wobei sie gleichsam in eifrigem Gespräch mit den hohlen Schädeln gegeneinander nickten und wackelten. Wenn ein Tanz aus war, so schlupften sie ehrbar in ihre Gewande, wer eins hatte, denn daran konnte man erkennen, wie lang einer schon in die Sippschaft verbürgert war; die einen waren noch ziemlich wohl versehen, die anderen trugen nur noch schlechte Fetzen, womit sie zur Not ihre Blöße deckten, und wieder andere gingen nackt und bloß, ließen sich's aber nicht anfechten, waren vielmehr froh, wenn sie nur noch ihre Knochen vollständig beieinander hatten und ihnen der Mond nicht so breit durch die Rippen schien, wie den gar Alten. Hub der Tanz wieder an, so legten, die so bekleidet waren, ihre Hemdlein säuberlich auf eine Schranne in der Ecke, nicht weit von der Turmtüre. Ganz zuletzt, nachdem schon ein paar Klappertänze vorbei waren, kam noch ein Nachzügler auf den Plan, der sich erst kurz zur Ruh begeben zu haben schien, denn er wankte verschlafen daher, ein himmellanger Kerl —"

Der Wirt ließ ein kurzes bedeutsames Lachen hören.

„Er hatte ein langes weißes Leintuch um, dem man ansah, daß es noch neu war, und stolzierte darin herum, als ob's ein Alamodekleid wär'. Auch wollt' er's nicht ablegen, wie ihm nach einer Weile vom Zusehen die Lust zum Tanzen kam. Die anderen aber hielten streng auf ihre Tanzordnung, schüttelten ihre Köpfe, zerrten

ihn am Hemd, und als er sich wehrte, stießen sie ihn, daß er zu Boden fiel und die langen Beine in alle Höhe streckte. Da mußte er Spaß verstehen lernen und sein Hemd zu den andern auf die Schranne legen, worauf er mittun durfte. Sie rissen ihn aber so mutwillig herum, daß euch das lange dürre Gerippe, das über alle um mehr als einen Kopf hinausragte, den possierlichsten Tänzer abgab, über den man je auf einem Tanzboden gelacht hat. Ich hatte das Ding eine gute Zeit so angesehen, da reitet mich der Teufel —"

„O, nur d a s nicht!" rief unwillkürlich einer der Gäste aus.

„W a s nicht?" fuhr ihn der Erzähler an.

„Weiß ich's denn?" entgegnete der verblüffte Zuhörer, dessen Zunge der Einbildung vorausgelaufen war.

„Das wär' just ein Grund zum Schweigen, dächt' ich," bemerkte jener. „Ich konnte dem Einfall nicht widerstehen," fuhr er fort, „schlich hinunter, riegelte leise die Tür' auf, die in die Kirche führt, kundschaftete einen Augenblick, ob sie meiner nicht gewahr würden, aber sie tanzten und klapperten wie besessen fort, und mit einem Schritt war ich in der dunklen Ecke, hatte das oberste Stück von ihrer Guardaroba erwischt, und ebenso geschwind war ich wieder draußen aus dem Paradies. Nun wurde mir's aber doch ein wenig visierlich (seltsam) ums Brusttuch, und ich hätte nicht geglaubt, daß man einen Wendelstieg so schnell hinaufkommen könnte."

„Mit dem Stelzfuß?" fragte der Zahnwehkranke so spöttisch, als ob er ein Kartenhaus umgeblasen hätte.

Der Türmer drehte seine Schnurrbartspitzen, daß sie wie krumme Säbel emporstanden. „Verstehst du nicht deutsch?" erwiderte er. „Hast's doch deutlich hören können, daß ich noch nicht lang' aus dem Türkenkrieg zurück war. Die Kugel, die mir das Turmsteigen sauer macht, war damals noch nicht gegossen oder schlief noch im Ingolstadter Zeughaus. Auch war ich noch ledig, hatte aus dem Feldlager eine harte Bärenhaut mitgebracht und hätte wohl wollen den Tod hinter dem Ofen fangen und den Teufel im Sack prügeln. Also streckte ich mich wieder bei meinem Guckloch nieder und sah,

daß ich die Zeit gut getroffen hatte, denn sie machten eben wieder Feierabend und legten ihre Mäntel an, während die Unbekleideten nach und nach hinter den Grabsteinen verschwanden, wie sich die Fliegen, wenn's Winter wird, in die Wände verlieren. Mein Langer aber, denn das war der Bestohlene, geistete unruhig durch die jüngere Gesellschaft hin und her und wollte da und dort einem anderen das Gewand von den Knochen reißen, worüber es zu Balgereien kam, wie sie in keinem Dockenkasten (Kasperltheater) närrischer sein können. Dann krabbelte er an den Wänden und Grabsteinen herum, ob einer der vorangegangenen Schlafgesellen sich seines Hemdes bedient habe. Auf einmal aber, ich weiß nicht, hab' ich vielleicht das Lachen nicht recht verhalten können oder hat er's sonst gemerkt, auf einmal mit einem Affensprung hängt er am Glockenseil und schießt dran herauf wie ein Pfeil, ich hab' mich kaum noch zurückwerfen können, da fährt schon sein beinerner Arm durch das Loch und flügelt nach allen Seiten umher, kriegt aber nichts, und fort ist er wieder. Nun aber überlief's mich wie geschmolzenes Blei, denn es fiel mir ein, daß ich die Tür unten offen gelassen hatte. Mein einziger Trost war, daß er mit seinem Gliederspiel nicht so rasch den Schnecken heraufspringen werde, aber trau schau wem? Das Leintuch um den Arm gewickelt, das ich um keinen Preis hergegeben hätte, lief ich Sturm die Stiegen empor, und ein Wunder war's, wie sicher das in dem stockfinstern Turme ging. Aber so sehr ich auch eilte, denn zehn Batterien im Rücken hätten mich nicht stärker gejagt, so kam es mir doch wie eine Ewigkeit vor, und erst als ich die oberste Stiege hinter mir hatte und wieder unter meinen Glocken stand, wagte ich Atem zu schöpfen. Da oben war's auch wieder hell und freundlich, wie am Tag, der Mond sah zum Bogenfenster herein. Dreiviertel schlug's, wie ich oben angekommen war. Jetzt: kommt er, oder kommt er nicht? Ich horchte hinab, hörte aber nichts als den schweren Gang der Uhr. Halt, was war das? Zwischenhinein ein hölzerner Ton, etwa wie wenn ein Fensterladen oder so etwas anschlägt. Es kommt näher, wird immer deutlicher. Manchmal ist's wieder still, dann schwingt

aber eins von den Glockenseilen, zum Zeichen, daß er sich dran heraufzieht, bis er dem Gebälk oder sonst einem Hindernis begegnet und wieder den beschwerlicheren Weg auf den Stiegen machen muß. So geht es abwechselnd fort, aber unverdrossen, und immer lauter wird das Geklapper, und jetzt ist's kein Zweifel mehr: er kommt, kommt richtig."

„Hu!" riefen die Zuhörer.

„Was tun?" fuhr der Erzähler fort. „Mich in meinem Stüblein verschanzen? Was sind dem Riegel und Blockwerke? Der kommt hinein und erwürgt mich schmählich zwischen den niedrigen vier Wänden! Mich auf den Umlauf hinaus flüchten? Da kommt er nach und wirft mich elendiglich über die Brustwehr hinab. Besser also, hier, unter meinen Glocken, auf meinem Posten bleiben und mich halten wie ein ehrlicher Soldat. Ich nahm mir nicht Zeit, meine Hellebarde aus dem Stüblein zu holen, den Stundenhammer machte ich aus Riemen und Nagel los, und so stand ich mit hochgehobenem Arm am Stiegenrand unter der großen Glocke, die halb dort über der Stiege hängt. Und jetzt kam's an diese oberste Stiege. Bei jedem Tritt brachen ihm die Knie ein, aber er krallte die weit vorauslangenden Hände in die Staffeln und zog sich nach, wie ein langer langer Schnak', so daß es schneller ging, als ich ihm zugetraut hätte. Und während es noch weit unten auf den Staffeln klapperte, fuhr auf einmal mit einem mächtigen Schwung ein Kopf und ein Arm unter der Glocke weg aus dem Dunkel hervor, und der Arm tut einen langen Griff nach mir —"

„Jesus!" schrien die Zuhörer.

„Schüttelt's dich doch endlich, Hanngeorg?" sagte der Wirt.

„Ein Laut ging durch den Turm, als ob ihn der Schreck durchzuckt hätte, aber es war die Uhr, sie hatte gewarnt. Ich war drei Schritte zurückgesprungen und bereitete mich zum Schlag — da, denket euch, wie mir zu Mut wird, als ich den Kerl erkenne! Schier wär' mir der Hammer aus der Hand gefallen. Denn wer war's?"

„Wer anders als der lang' Assas!" sagte der Wirt.

„Geschwätz!“ bemerkte der Patient, der zum erstenmal freiwillig den Mund auftat. „Wie sollt' an einem Totenkopf etwas zu erkennen sein? Der hat ja kein Gesicht.“

„Und ich sag' euch,“ rief der Türmer, „es war der lang' Assas, ich sah ihn so deutlich, wie ich euch alle da vor mir sehe. Es war, als ob die Knochen sich zu einem Gesicht verzögen, das im weißen Mondlicht einen Schein von Leben angenommen hätte. Er grinste mich mit einem grimmigen Lachen an, und ob er gleich keinen Laut von sich gab, so verstand ich doch, was er sagen wollte: Gelt, ich hab' dich bis nach Belgrad und Schlankement gejagt, und nun will ich dich vollends ins Bockshorn jagen. — Probier's! dachte ich, und wollte ihm eines zwischen die Ohren geben, das mir wohl wenig geholfen hätte, da rasselt's mit aller Macht, und holt aus, und auf der kleinen Glocke schlägt es eins. Meine alte Susanna über mir wurde unruhig und hätte gleichfalls gern geschlagen, aber sie konnte nicht, weil ich ihr den Hammer genommen hatte. Nun weiß ich nicht, wie es mich überkam: war mir's in die Glieder gefahren, als guter Turmwächter meiner Glocke beizuspringen, oder ist's eben in der Verwirrung meiner Sinne geschehen, kurz, statt dem Assas geb' ich der Glocke den Streich, und das mit beiden Händen, einen Streich, wie wenn man einen Ochsen schlägt. Sie hat aber auch Laut gegeben, die gute Susanna mit ihrer tiefen Stimme, einen zornigeren Baß habe ich keine Kartaune jemals singen hören. Und siehe da, ich hatte in meinem Unverstand das rechte Mittel getroffen. Der Donnerschlag, der mich selbst schier zu Boden geworfen hätte, fuhr dem Gesellen auf den Kopf, und zusammen bricht er, und krach, krach, klatsch, klatsch, geht's die Stiegen hinunter, immer ferner, immer dumpfer aufschlagend, bis endlich nichts mehr zu hören ist. Es blieb auch still, und ich will nicht leugnen, daß mir's wohler war als zuvor.“

„Das glaub' ich,“ sagte einer der Zuhörer. „Aber hat er wirklich den Hals gebrochen?“

„Den andern Morgen, das könnt ihr euch denken, sah ich zeitig nach. Tief unten, wo die unterste Stiege wieder auf dem Gemäuer

aufsteht, lag ein Haufen Gebeine, zerstreut und zerbrochen. Bis dahin waren sie durch die halb offenen Stockwerke hinuntergefallen und mögen sich unterwegs an manchem Balken gestoßen haben, bis sie auf dem steinernen Grund vollends den Rest bekamen."

„So ist's also kein Traum gewesen?" rief einer der Zuhörer, den das Entsetzen jetzt erst recht zu ergreifen schien.

Der Türmer nickte. „Ich trug sie nach der Sommerlaube hinab und über das Gewölb des Kirchenschiffs bis ganz nach hinten, wo sich ein Abgrund zu Füßen auftut. Ihr wißt, das ist der grüne Turm, der durchein hohl und von außen und von innen unzugänglich ist. Man glaubt, es sei gar nichts drin, aber ich weiß es besser, denn dort drunten liegt der Assas. Dort hab' ich ihn hinuntergeschüttet. Aber wißt ihr, wem ich's erzählt habe? Dem Enakskind, das an dem großen Haus unter der Kirche gemalt ist."

„Dem Niemand!" riefen die Gäste lachend; denn alle kannten das Bild, das die allegorische Person, die so vieles weiß und so vieles getan haben muß, in riesiger Gestalt darstellte.

„Und ist er nicht mehr gekommen?" fragte einer.

„Der Niemand?"

„Nein, der Assas."

„Bis jetzt nicht. Er wär' auch bei meiner Alten noch übler gefahren, als bei mir. Ich hab' nämlich bald hernach geweibet, um nicht so allein zu sein, und auch damit die Herren nichts sagen konnten, wenn ich vielleicht einmal die Türkenglocke da unten beim Kasper zog statt droben im Turm."

„Und das Beutestück, hast du das deiner Alten zur Morgengabe gebracht?" fragte der Wirt, nachdem er einen Blick mit dem Erzähler gewechselt hatte.

„Was willst du damit sagen?"

„Das Totenhemd, mein' ich, das du erobert hast."

„Ja so, das hätt' ich bald vergessen," sagte der Türmer, aus den halb zugekniffenen Augen einen langen Blick auf seinen Patienten werfend. „Das Leintuch hab' ich wohl aufgehoben, hab's auch gleich

hernach brauchen können. Denn in der nämlichen Nacht, in der ich zweihändig hab' Eins geschlagen, hat noch ein anderer in der Kirche ein wunderliches Stück erlebt. Des Organisten Bub', wem's noch denkt —"

„Der in der Kirche verschlafen ist?" rief der Wirt.

„Ja, unter der Vesperpredigt. Vermutlich war ihm etwas vom Bürgermeisterswein zugeflossen, denn damals hat man reichlicher ausgeteilt wie jetzt. Da ist er an der Orgel sitzen blieben, bis er ausgeschlafen hatte, und wie er nach Mitternacht erwacht und sich umsieht, ist kein Mensch weder zu hören, noch zu sehen. Vielleicht ist er an meinem Glockenschlag aufgewacht, der wohl einen Toten hätte erwecken können, oder auch von dem andern Geräusch. Ein couragierter Bub' ist er gewesen, und wie er sieht, daß niemand sein Geschrei in acht nimmt, so steigt er über die Orgel beim Rückpositiv, schlägt beide Füße hinüber und läßt sich auf die Singpore hinab. Ihr wißt, wie hoch das ist, der Bub' hätt' sich leichtlich zu tot fallen können. Auch ist er im Herablassen auf den Rücken gefallen und hat an einem Fuß angefangen zu hinken, ist aber endlich hinab über die zwei Stiegen in die Kirche gehunken und hat dem Mesner an der Tür geklopft, der ihn dann hinausgelassen hat."

„Ja," fiel der Wirt ein, „sein Vater hat mir's den andern Tag geklagt, wie er ihm nachts vors Haus gehoppet kommen sei, und wie man jetzt den Barbierer für den Fuß brauchen müsse."

„Der Fuß wär' bald geheilt gewesen," nahm der Türmer wieder das Wort, „aber nun ist das Hitzige am Buben ausgebrochen, und da hat kein Barbierer und kein Physikus geholfen. Mein Weib war damals noch beim Organisten im Dienst, und da hab' ich sie beredet, und wir haben miteinander den Buben in das Leichentuch eingewickelt ohne seiner Eltern Wissen, denn erst nachher hab' ich's seinem Vater heimlich gesagt. Es hat ihm aber auch in einer einzigen Nacht alle Hitze herausgezogen. Es fühlt so, gelt, Hanngeorg?"

Der Patient, der die ganze Zeit den Lappen gewohnheitsmäßig an die Wange gehalten, unter den letzten Reden aber mißtrauisch

immer weiter von ihr entfernt hatte, warf ihn jetzt auf den Tisch, als hätte er eine Schlange wegzuschleudern.

Ein schallendes Gelächter erfolgte. „Es ist doch etwas Unmenschliches um so einen alten Soldaten!" rief einer der Gäste.

„Ei was!" versetzte der Türmer. Das Mittel ist heut noch probat, wie bei der ersten Kur. Hab' manche seitdem gemacht, versteht sich, in der Stille."

„Und nach dem Buben hast du gleich seine Wärterin kuriert?" fragte der Wirt.

„D e r Türk' hat keine Kur begehrt," lachte der Türmer. „Aber wahr ist's, weil sie am Krankenbett des Buben ein Vertrauen zu mir gefaßt hat, so hat sie ihr Kreuz auf sich genommen und ist mir unter den Glockenstuhl nachgefolgt."

„Und der Bub' ist jetzt auch schon eine Weile her beweibt, der damals noch so jung war. So vergeht die Zeit."

„Ja, und deswegen muß ich jetzt heimklappern, sonst kocht mir meine Alte Kifferbsen. Gut' Nacht beieinander. Wie steht's denn mit dem Schmerz, Hanngeorg?" fragte er im Aufstehen.

„Das Zahnweh ist weg," versetzte dieser, „ich kann's nicht leugnen. Aber mit deinem Teufelszeug bleib' mir vom Leib."

Der Türmer lachte, steckte den Lappen sorgfältig ein und stelzte nach der Türe. Der Wirt ließ ihn halb über die Schwelle gehen, dann rief er ihm nach: „Alter Schlankementer!"

„Was ist's, Kasper?"

„Wenn du jetzt im stockfinsteren Turm hinaufsteigst, und dein Totenbein auf den Stiegen klappert, denkst du nie dabei an den beinernen Schnaken, der den Weg dort hinauf kennt? Wenn er sich jetzt aus dem grünen Turm aufgemacht hat und dich vielleicht schon in der Sommerlaube erwartet? Oder du bist im besten Steigen, da zittern und rasseln auf einmal die Glockenseile neben dir, und unter dir klappert ein zweiter auf der Stiege, der dir folgt und mit langem, langem Arm nach dir greift —?"

Der Türmer hatte sich bedächtig umgewendet. Er strich die Spitzen seines Schnurrbarts herab, daß sie wie Trauerweiden niederhingen. Dann machte er leise die Türe wieder zu, kam zurück und warf sich auf die Bank, daß der Stelzfuß gerade hinausragte. Die Gäste sahen einander an, teils in grauslichem Mitleid, teils verstohlen lächelnd über die Schwäche, die den alten Türkenhammer überkommen zu haben schien.

„Es ist nicht christlich von dir," sagte dieser endlich, „daß du mir eine solche Zehrung mit auf den Weg gibst. Du hast gut reden, du darfst im geheuren Nest sitzen bleiben. Ich muß jetzt nur ein wenig warten, bis die Anwandlung vorüber ist, und du, schaff' du derweil noch eine Kanne her. Die andern fallen dem Hanngeorg aufs Kerbholz, aber die da mußt d u leiden. Es ist selbstverschuldet."

Nun kam die Reihe des Ausgelachtwerdens an den Wirt, der jedoch lustig mitlachte und willig noch einmal in den Keller ging.

Die Kanne war bald geleert. „Aber jetzt muß ich Sturm laufen," sagte der Türmer. „Meine Alte kommt am Ende so in Angst, daß sie nach mir sucht, und dann brächten wir sie nicht so leicht mehr fort; denn die Angst, habt ihr gesehen, wirkt auf den Durst."

Er beurlaubte sich zum zweitenmal und ging. Unter der Türe aber blieb er stehen. „Kasper!" sagte er.

„Was, Ulrich?"

„Oder willst mich noch einmal fürchtig machen?"

„Nein, nein!" rief der Wirt lachend. „Mit Fried' und Freuden fahr' dahin! Das Fäßlein ist leer. Alter Wein hält nicht so lang', wie alte Geschichten, sonst brauchte unser Herrgott keinen neuen wachsen zu lassen."

Die Tücke des Objekts.

Aus dem Roman

Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft.

Von **Friedrich Vischer.**

Ich konnte lang nicht einschlafen, hörte meinen Wandnachbar in sein Zimmer treten, sich auskleiden und zu Bett legen. Das Haus war so hörsam, daß selbst das Nagen einer Maus im Nebenzimmer meinem Ohre nicht entging. Den unbekannten Bewohner desselben hielt ich für längst eingeschlafen, als ich die Worte vernahm: „Ach, es fängt an." Es war die Stimme meines armen Verkälteten. Was denn auch wirklich anfing, war ein scharfes Husten und häufiges starkes Räuspern und Spucken, das, von tiefen Seufzern unterbrochen, zu meiner eigenen Qual wohl eine Stunde dauerte, dann aber einem fürchterlichen Schnarchen Platz machte, das im ganzen Register einer Orgel sich hin und her bewegte, oft von stoßenden, plötzlich abschnappenden Tönen und bangen Pausen unterbrochen, worin der musikalische Schläfer nach Atem zu ringen schien. Ich hätte ernstlich für seine Lunge gefürchtet, wenn nicht seine Gesichtsfarbe, gewölbte Brust, Energie der Bewegungen, wie ich sie während des Tags beobachtet hatte, eine ausdauernde Widerstandskraft verbürgt hätten. Endlich schlief ich doch selbst ein, freilich nur, um sehr früh geweckt zu werden und zwar durch ein Auf- und Abgehen meines Nachbars, das mit Geräuschen wechselte, aus denen ich auf ein ungeduldiges Suchen in Schubladen, auf Tischen, in allen Geräten des Zimmers schließen mußte. Das Laufen, Stöbern wurde immer heftiger, ein Selbstgespräch, das diese wilden Bewegungen zuerst leis begleitete, wurde lauter und lauter und ging dann in wütende Ausrufungen, endlich in einen Hagel von Flüchen

über, die in der Tat nicht christlich, vielmehr türkisch, ja heidnisch zu nennen waren und von einem wütenden Stampfen und Wettern begleitet wurden. Ich hielt es nicht mehr aus, der Mensch schien mir rein toll geworden, ich kleidete mich flüchtig an, klopfte an seiner Türe und trat, in meiner Aufregung die Form vernachlässigend, ins Zimmer, ohne auf das „Herein" zu warten. Mit zornsprühenden Augen, hochrot im Gesicht, fuhr der Bewohner auf mich zu, er schien mich an der Kehle packen zu wollen; plötzlich aber faßte er sich, stand unbewegt vor mir, sah mich mit durchdringendem Blick an und sagte ruhig streng: „Mein Herr, Sie führt ein Bildungsbedürfnis hier herein." Es war mit meinem Gewissen nicht sonderlich bestellt, denn ich hatte doch eine Formverletzung begangen; dies machte mich wehrlos, ganz kleinlaut sagte ich: „Ja," und fragte nun, was er denn aber ums Himmels willen eigentlich habe. A. E. — so wollen wir meinen Reisebekannten von nun an der Kürze halber nennen — fiel jetzt wieder in seinen Wutzustand und schrie mit Donnerlaut: „Meine Brille, meine Brille! Die Canaille hat sich ja wieder einmal verkrochen, — vom Schlüssel, dem kleinen Teufel, vorerst nicht zu reden!"

„Also Ihre Brille suchen Sie? Ist dies Objekt es wert, daß man in solche Wut gerate? Kennen Sie denn auch gar keine Geduld?"

Er wollte gegen mich auffahren, faßte sich aber auch diesmal wieder, sah mich an und sagte: „Schraubenschlüssel? Pfropfzieher?"

„Was soll das?"

„Nun, neulich träumte mir schrecklicherweise, ich habe eine Frau; ich lachte sie aus, daß sie die Zeitung unaufgeschnitten lese und jahrelang eine Schublade dulde, die nicht geht. Hierauf hielt sie mir eine Geduldpredigt und verlangte, ich solle zur Übung dieser Tugend an meinem Rock statt Knopflöcher und Knöpfe Schrauben und Schraubenmütter tragen, die sich ja ganz elegant von blau angelaufenem Metall herstellen ließen, oder auch Pfröpfe, und ich könne jedesmal, wenn ich den Rock öffnen wolle, jene mit einem Schraubenschlüssel, diese mit einem Pfropfzieher aufmachen. —

O was! ein Weib ist fähig, über einen Schrank einen Teppich so zu legen, daß er über die oberste Schublade überhängt und so oft diese gezogen und geschlossen wird, sich einklemmt! Mein Herr,



das Weib hat Zeit für den Kampf mit dem Racker Objekt, sie lebt in diesem Kampf, er ist ihr Element; ein Mann darf und soll keine Zeit hierfür haben, er braucht seine Geduld auf für das, was

der Geduld wert ist. Über die Zumutung, beides zu verwenden an das Unwerte, kann, darf, soll er wüten! Sie können doch wissen, daß die elenden Objekte, diese Igel, diese Nickel, sich nie lieber einhaken, als wenn wir die höchste Eile haben, etwas fertig zu bringen, was nötig und vernünftig ist! Elender Bettel, nichtswürdiger Knopf oder Knäuel eines Bändels, Lorgnettenschnur, die sich um meinen Westenknopf wickelt, just, wenn es auf der Eisenbahn aufs äußerste eilt, einen klein gedruckten Fahrplan nachzusehen, ich hab' ja keine Zeit, keine Zeit für euch! Und wenn ich tausend Blutigel an die Ewigkeit setze, sie ziehen mir nicht eine Sekunde Zeit für euch heraus!"

„Was nützt aber die Wut?"

„O, geistlos! Hat es Luther nichts genützt — falls von Nutzen die Rede sein soll —, wenn er den Teufel fortschalt? Wißt ihr denn nichts von Entlastung der armen Seele? Von der köstlichen Arznei, die im Fluchen liegt?"

Der böse Geist kam mit neuer Gewalt über ihn, er schoß wütend im Zimmer hin und her und ergoß eine Flut von Schimpfwörtern auf die arme Brille. Ich suchte inzwischen am Boden herum; ich hob ein paar Hemden weg, die blank, aber zerzaust umherlagen, und mein Blick fiel auf ein Mausloch in einem Bretterspalt; ich glaubte darin etwas schimmern zu sehen, strengte meine Augen an, die sich einer guten Sehkraft erfreuen, und die Entdeckung war gemacht; ich nahm den schwergeärgerten Mann leicht am Arm und deutete schweigend auf die Stelle. Er stierte hin, erkannte die vermißten Gläser und begann: „Sehen Sie recht hin! Bemerken Sie den Hohn, die teuflische Schadenfreude in diesem rein dämonischen Glasblick? Heraus mit dem ertappten Ungeheuer!"

Es war nicht leicht, die Brille aus dem Loch zu ziehen, die Mühe stand wirklich im Mißverhältnis zum Werte des Gegenstands, endlich war es gelungen, er hielt sie in die Höhe, ließ sie von da fallen, rief mit feierlicher Stimme: „Todesurteil! Supplicium!" hob den Fuß und zertrat sie mit dem Absatz, daß das Glas in kleinen Splittern und Staub umherflog.

„Ja, jetzt haben Sie aber ja keine Brille," sagte ich nach einer Pause des Staunens.

„Wird sich finden, diese Teufelsbestie wenigstens hat ihre Strafe für jahrelange unbeschreibliche Bosheit. Kommen Sie, da, sehen Sie!" Er zog seine Uhr heraus; es war eines der ordinärsten, in der Tat gemeinsten Produkte der horologischen Industrie, ganz Zwiebel. „Statt dieses redlichen, treuen Wesens," fuhr er fort, „fungierte früher eine goldene Repetieruhr, die, ich kann es sagen, ihr Stück Geld gekostet hatte; sie vergalt dieses Opfer jahraus jahrein mit Tücken jeder Art, ging nie recht, benützte arglistig jede Gelegenheit, zu fallen, sich zu verstecken. Gläser zerbrachen so viele, daß es mich bald an den Bettelstab gebracht hätte, endlich setzte sie sich mit dem Haken der goldenen Uhrenkette in Einverständnis, in Verschwörung. Mit den Haken, mein Herr, hat es nämlich eine eigene Bewandtnis. Das Tendenziöse, was im Objekt überhaupt liegt — darüber wäre einiges zu sagen, mein Herr, aber das ist von langer Hand — das Tendenziöse spricht sich so offenkundig in der Galgenphysiognomie der Haken aus, daß man im Umgang mit diesen hämischen Gesichtern leicht unvorsichtig wird; man denkt: dich kenne ich ja, dich verrät deine griffige, vor sich selbst warnende Bildung, du wirst mich nicht überlisten; eben darüber wird man im Gegenteil fahrlässig. Ganz umgekehrt verhält es sich bei so manchen anderen Objekten. Wer sollte zum Beispiel einem simplen Knopf seine Verruchtheit ansehen? Aber ein solcher Racker hat mir neulich folgenden Possen gespielt. Ich ließ mich gegen alle meine Grundsätze zur Teilnahme an einem Hochzeitsschmaus verleiten; eine große silberne Platte, bedeckt mit mehrerlei Zuspeisen, kam vor mich zu stehen; ich bemerkte nicht, daß sie sich etwas über den Tischrand heraus gegen meine Brust hergeschoben hatte; einer Dame, meiner Nachbarin, fällt die Gabel zu Boden, ich will sie aufheben, ein Knopf meines Rockes hatte sich mit teuflischer List unter den Rand der Platte gemacht, hebt sie, wie ich schnell aufstehe, jäh empor, der ganze Plunder, den sie trug, Saucen, Eingemachtes aller Art, zum

Teil dunkelrote Flüssigkeit, rollt, rumpelt, fließt, schießt über den Tisch, ich will noch retten, schmeiße eine Weinflasche um, sie strömt ihren Inhalt über das weiße Hochzeitkleid der Braut zu meiner Linken, ich trete der Nachbarin rechts heftig auf die Zehen, ein anderer, der helfend eingreifen will, stößt eine Gemüseschüssel, ein Dritter sein Glas um — o, es war ein Hallo, ein ganzes Donnerwetter, kurz ein echt tragischer Fall: die zerbrechliche Welt alles Endlichen überhaupt schien in Scherben gehen zu wollen; mich ergreift die Stimmung des Erhabenen, ich fasse zunächst eine Champagnerflasche, trete ans Fenster, öffne es, schwinge sie empor, der Bräutigam fällt mir in den Arm, ich erzürne mich, es gibt bös Blut, die Braut war ohnedies halb ohnmächtig, kurz — ich mag nicht weiter erzählen, denn nun wurde die Sache komisch." —

„Ernst, wollen Sie sagen?"

Er staunte mich an wie einen Menschen, der alle gesunden Begriffe verwirrt; ich verzichtete auf weiteres Eingehen und bat ihn, das Trauerspiel von Haken und Uhr zu vollenden.

„Ja so, ja, also: der Haken schlich in einer Nacht über das Tischchen, worauf ich die Uhr achtsam gelegt, leise hinüber nach dem Bett, nestelte sich in eine Naht des Kissenüberzugs ein, das Kissen war mir überflüssig, ich hob es rasch und warf es an das Fußende des Bettes, die Uhr nun natürlich mit; in einem prächtigen Bogen schwang sie sich an die Wand und fiel mit zersplittertem Glase nieder. Es war genug. Ich zertrat sie feierlich wie diese Verbrecherin von Brille, der Kobold gab dabei einen Ton von sich, einen Pfiff wie eine verfolgte Maus, ich kann schwören, daß es ein Laut war, der nicht im Umfang der physikalischen Natur liegt. Nun, dann habe ich mir hier diese bescheidene Zeigerin der Zeit um niederträchtig geringes Geld gekauft; betrachten Sie die Gute: bemerken Sie den Ausdruck von Biederkeit in diesen schlichten Zügen; seit zwanzig Jahren dient sie mir — unberufen, unberufen! — treu und ehrlich, ja, ich kann sagen, nicht e i n e n Verdruß hat sie mir bereitet. Die goldene Uhrenkette hat jetzt mein Bedienter, der Haken wurde zu

schmachvollem Tod in der Kloake verdammt und ich trage meine redliche Zwiebel an dieser sanftgearteten seidenen Schnur; Johann, der muntre Seifensieder."

A. E. war während dieser Darstellung, in deren Breite er sich zu gefallen schien, ganz ruhig geworden und fuhr gelassen fort:

„Jetzt das übrige! Die übrige Geschichte dieser schwarzen Morgenstunde!

„Zuerst springen an drei Hemden die Knöpfchen ab, da ich sie anziehen will. Ja, ja, so ein Hemdknopf! Ein Bär stellt sich ehrlich zum Kampf; ich weiß, was ich zu tun, wie ich meine Waffe anzuwenden habe; einen hundertjährigen Eichbaum kann ich mit Kraft und Ausdauer umhauen; aber der Knirps! Ich soll Kraft anwenden, denn die Bestie will absolut nicht durchs Knopfloch, und ich soll sie zugleich ebensosehr gar nicht anwenden, sondern ganz fein und leicht mit den Fingerspitzen arbeiten, und indem ich mich placke, schinde, abrackere, foltere, töte, das Widersprechende zu leisten, — o lustig! springt die Schmachcanaille erst recht ab! Die Teufel nehmen Besitz vom Weibe, uns dies Scheußliche zu bereiten. Ich habe es von glaubwürdigen, wahrheitliebenden und besonnenen Ehemännern: wegen der Hemdknöpfchen heiratet man und dann ist es erst recht nichts damit. — Weiter! — Nur im Vorbeigehen will ich anführen, daß mich zuerst beim Ankleiden ein höchst ränkesüchtiges Armloch gute fünf Minuten lang insultiert hat — dabei blieb ich aber noch ganz ruhig —, denn ich kann mich beherrschen, mein Herr! Nun aber sehen Sie diesen Schlüssel" — er zog einen kleinen Schlüssel hervor, der wohl zu seiner Reisetasche gehörte — „und sodann diesen Leuchter!" — er hielt mir den metallenen Leuchter umgekehrt vors Auge, so daß ich in die Höhlung seines Fußes sah —; „was glauben, was denken, was sagen Sie?"

„Ja, was weiß denn ich?"

„Stark eine halbe Stunde lang habe ich heute morgen diesen Schlüssel gesucht, — es war zum Rasendwerden, da finde ich ihn endlich, sehen Sie, so!" Er legte den Schlüssel auf das Tischchen

am Bette, stellte den Leuchter darauf; der Schlüssel fand just, wie ausgemessen, Platz unter dem Leuchterfuß.

„Wer kann nun daran denken, wer auf die Vermutung kommen, wer so übermenschliche Vorsicht üben, solche Tücke des Objekts zu vermeiden! Und dazu lebe ich! An solches hündische Suchen muß ich meine arme, kostbare Zeit verschwenden! Suchen, suchen, und wieder suchen! Man sollte nicht sagen: so und so lang hat A. oder B. gelebt, nein: gesucht! — Und ich bin sehr, sehr pünktlich, glauben Sie mir das!" —

„Ja wohl ist das Leben ein Suchen," sagte ich mit einem Seufzer, der scheinen konnte, den Mühen des Lebens zu gelten, während er in Wahrheit von der Langenweile ausgepreßt war, da die breite Beschäftigung mit dem Bagatell mich denn doch zu ermüden begann. Daher denn auch die flache Bemerkung selbst, die nur um jeden Preis nach einem Inhalt abzulenken suchte.

Ich kam schlecht an. „So, mein Herr, symbolisch?" sagte er. „Und das soll dann tiefer sein! Ah! Oh!"

„Nun, was denn?"

„Sehen Sie, mein Herr, suchen im bildlichen Sinn, darüber, daß das Leben so ein Suchen ist, darüber klage ich nicht, darüber sollen Sie nicht seufzen. Das Moralische versteht sich immer von selbst. Ein rechter Kerl sucht, strebt und beschwert sich nicht darüber, sondern ist glücklich in diesem Unglück der aufsteigenden und nie anlangenden Linie des Lebens. Das ist unser oberes Stockwerk. Aber die Zugabe, die Hundenot gleichzeitig im untern Stockwerk des Lebens, — davon ist die Rede. Da ist also zum Beispiel das Suchen, das so toll, so nervös, so wahnsinnig macht. Man verfällt ja dabei immer in den Theismus. Der liebe Gott, der oben herunterschaut, der die Haare auf unserem Haupte zählt, der mich nun stundenlang meine Brille suchen sieht, — er sieht ja auch die Brille, weiß recht gut, wo sie liegt, — ist es zum Ertragen, nun denken zu müssen, wie er lachen muß? — Allgütiges Wesen! Meinen Sie, ein solches würde ferner den Katarrh zulassen? Leben — Suchen — Spucken!

Da sagen die törichten Menschen von einem Ausgedienten, von einem Erlösten, von dem sie meinen, er gehe als Geist um, er spuke! Dummes Zeug, aus hat er gespuckt! O, wir sind geboren, zu suchen, Knoten aufzudröseln, die Welt mit Hühneraugen anzusehen, und ach! zu niesen, zu husten und zu spucken! Der Mensch mit seines Hauptes gewölbter Welt, mit dem strahlenden Auge, dem Geist, der in die Tiefen und Weiten blitzt, mit dem Fühlen, das mit Silberschwingen zum Himmel aufsteigt, mit der Phantasie, die ihres Feuers goldene Ströme ausgießt über Berg und Tal und sterblich Menschenbild zum Gott verklärt, mit dem Willen, dem blanken Schwert in der Hand, zu schlichten, zu richten, zu bezwingen, mit der frommen Geduld, zu pflanzen, zu pflegen, zu wachen, daß der Baum des Lebens wachse, gedeihe und Himmelsfrucht jeder sanften Bildung trage, der Mensch mit der Engelsgestalt des ewig Schönen im ahnenden, sehnenden Busen — ja, dieser Mensch verwandelt in einen schleimigen Mollusken, zur klebrigen Auster erniedrigt, ein Magazin, ein Schandschlauch für vergärenden Drüsensaft, eine Schneuzmaschine, im Hals ein zackig Kratzeisen, ein Nest von Teufeln, die mit feinen Nadeln nächtelang am Kehlkopf kitzeln, die Augen trübe, das Hirn dumpf, stumpf, verstört, der Nerv giftig gereizt, und dabei erst nicht als Kranker geltend, noch geschont — und da soll es einen Gott —!"

Hier geriet mein Gottesleugner in ein Niesen und Husten so teilnahmwerter Art, daß ich eine Bemerkung, die mir auf der Zunge lag: der Katarrh sei denn doch nicht der gewöhnliche Zustand des Menschen, gern unterdrückte; ich konnte freilich ohnedies ahnen, daß ich schlecht damit gefahren wäre. Dagegen wollte ich mich doch nicht enthalten, als der Paroxismus zu Ende war, vorzubringen: „Aber was machen Sie denn, wenn Sie ernstlich, schwer krank sind?"

A. E. war inzwischen daran, sich reisefertig zu machen, wurde über einem Hindernis, das sich an der Rückseite seiner Beinkleider zu befinden schien, noch einmal sichtlich aufgeregt, trat plötzlich hart vor mich, machte straff wie ein Soldat Rechtsumkehrt und schrie sehr laut und schroff: „Hier!"

Ganz verdutzt, als ich nun so breit seinen Rücken vor mir hatte, dachte ich, ob denn dies der Anfang des versprochenen Bildungsunterrichts sein solle; er ließ mir ziemlich Zeit zur Betrachtung, bis der Aufschluß kam: „Sehen Sie die Lappen am Hüftgurt? sind fünfmal, sage fünfmal beim Schneider gewesen vor der Abreise; zuerst zu lang oder zu weit, dann wieder zu kurz oder zu eng, dann beides noch einmal so — nun? wie steht's mit der Theologie?"

Ich verstand jetzt, daß ich sehen sollte, wie die Lappen einander zu nah angenäht waren, die Gürtung also nicht genug angezogen werden konnte; er war zufrieden, als ich mein Verständnis kund gab, und nun schien der Sturm ausgetobt zu haben. Meine vorige Bemerkung fiel ihm jetzt wieder ein.

„Was haben Sie von recht Kranksein gesagt? Nun, das ist ja Geduld wert. Das Moralische versteht sich immer von selbst."

Er hatte inzwischen seine Reisetasche gepackt, wobei er, wie ich bemerkte, sehr geschickt zu Werke ging; es galt, viele Kleinigkeiten in engen Raum zusammenzufügen, und er brachte es ganz nett zustande; Ungeschicklichkeit, das sah ich, konnte nicht die Ursache des Kriegszustandes sein, in dem er mit dem Bagatell sich befand. Er sagte mir nun, er wolle seine Reise auf der Axenstraße am See zu Fuß fortsetzen. Leicht konnte er sich denken, daß ich wahrscheinlich ebendasselbe vorhabe; der Gedanke eines Zusammenwanderns lag, da wir denn doch schon Bekannte waren, nahe genug, aber es fiel ihm nicht ein, auch nur einen Wink zu geben, der entfernt einer Einladung gleichgesehen hätte. Ich dachte, er erwarte, daß ich mich ihm erst vorstelle, und begann: „Erlauben Sie, es ist doch wohl Zeit, daß ich mich Ihnen —"

Er unterbrach mich: „Bitte, danke, lieber nicht, — verzeihen Sie, es ist nicht Maske, nicht Geheimtuerei von mir, gewiß nicht, liebe aber, auf der Reise wenigstens, alles klar, frei. Name und Stand macht Nebengedanken, führt auf Namen-Etymologie und dergleichen, wir sind eben jeder ein Ich, eine Person oder, wie Fischart sagt, seelhaftes Lebwesen; wir befinden uns besser so."

Ich war nun schon im Zuge, dem wunderlichen Kauz nichts übel zu nehmen, und da, wie ich gestehe, meine Neugierde nach Namen und Stand eben auch nicht groß ist, so ließ ich mir's unschwer gefallen, daß ich auch nicht erfahren sollte, wen ich eigentlich vor mir habe. Ich reichte auf der Schwelle die Hand zum Abschied, und A. E. wollte sie eben nehmen, als ihm einfiel, daß er doch erst frühstücken sollte; dieses Werk wenigstens noch gemeinsam zu verrichten, dagegen schien er denn doch nichts zu haben und so stieg ich mit ihm in die „salle à manger“ hinab.

Beim Eintreten bemerkte ich, daß er einen ängstlich suchenden Blick nach den vier Ecken des Saales, und zwar auf den Fußboden, warf; der Blick kehrte beruhigt zurück, als er in der vierten ein kleines Geräte bemerkte, das hustenden Menschen erwünscht sein mag; mit höchst gemütlichem Tone sagte er: „Der Saal ist doch ganz ordentlich möbliert,“ und von da schien eine erträglich gute Laune bei ihm einzutreten. Das Frühstück stand nach Art der Schweizer Gasthöfe in diesen Frühstunden stets bereit und A. E. — nachdem er Honig und Butter heftig weggeschoben hatte — griff rüstig zu, ich desgleichen. Wir waren allein im Saale, doch bald trat ein dritter Reisender ein. Es war ein Mann von gesetzten Jahren, er trug ein Staubhemd von ungebleichter Leinwand mit einem kleinen, über die Schultern hängenden Kragen und auf dem Rücken einen nicht ungewichtigen Leinwandtornister, auf seiner Stirne lag ein bemerklicher Wanderschweiß, man sah, er hatte diesen Morgen schon einige Stunden zurückgelegt; er legte seine Last ab, stellte den soliden, bauschigen Regenschirm in eine Ecke, nicht ohne ihn mit einem Blick zu betrachten, der eine innere Zufriedenheit mit dem gediegenen und nützlichen Gerät ausdrückte, begab sich rasch an den Tisch, setzte sich an sein anderes Ende, rückte sich den Stuhl recht nahe, zog eine Brille hervor, besah sich, was aufgesetzt war, schien mit der Vollständigkeit der Dinge, die zu einem englischen Frühstück gehören, sehr einverstanden und begann mit dem vollen Ausdruck einer Seele, die sich bewußt ist, daß ihr Leib sein Frühstück redlich verdient habe,

die genußverheißende Arbeit des Schneidens und Butterstreichens. Es war leicht zu ersehen, daß der Mann dem Gelehrtenstande angehören mußte, und seine etwas bleiche Gesichtsfarbe legte den Schluß nahe, daß er zu jener Gattung der Gebirgsreisenden gehören möge, die durch starke Fußmärsche in Ferien einzubringen suchen, was sie durch sitzende Lebensart das Jahr hindurch ihrem Organismus Leides zufügen müssen.

A. E., der inzwischen die Eßlust gestillt, schien zum Abmarsch keine besondere Eile zu haben, steckte sich gemächlich eine Zigarre an und begann zu mir: „Sie geben also zu, daß die Physik eigentlich Metaphysik ist, Lehre vom Geisterreich. Das heißt, ich vermute, daß Sie es zugeben, wiewohl ich es Ihnen philosophisch eigentlich noch nicht begründet habe, denn was Sie sicherlich bereits erkannt haben, das ist die allgemeine Tendenziosität, ja Animosität des Objekts, des sogenannten Körpers, was die bisherige Physik geistlos mit Namen wie: Gesetz der Schwere, Statik und dergleichen bezeichnet hat, während es vielmehr aus Einwohnung böser Geister herzuleiten ist."

Der Fremde hatte inzwischen einen länglichen Brotlaib höchst kunstgerecht, wie man es wohl im „Kurmärker und die Picarde" vom preußischen Landwehrmann verrichten sieht, der Länge nach entzweigeschnitten und war eben beschäftigt, die Butter schön und glatt wie mit einem Modellierholz aufzustreichen; er hielt bei diesen Worten einen Augenblick inne, warf unter den buschigen Brauen einen sonderbaren Blick nach uns herüber und fuhr dann nachdenklich in seinem plastischen Geschäfte fort, indem er öfters mit einem Ausdruck von Staunen und Ironie den Kopf hin und her wiegte. Es kam mir der Gedanke, ob A. E. auf ihn berechne. Es schien entschieden nicht. Er hatte auf den Eintretenden nur einen raschen Blick geworfen, freilich einen scharf erfassenden, denn sein Auge pflegte zu blicken, als wäre eine fest greifende Hand darin, doch nicht ein Zeichen ließ vermuten, daß er sich weiter um den Unbekannten kümmere.

„Animos," fuhr er fort, — „haben Sie denn auch nur schon beobachtet, wie das fallende Papierblatt uns verhöhnt? Sind sie nicht wahrhaft graziös, die Spottbewegungen, womit es hin und her flattert? Sagt nicht jeder Zug mit blasiert eleganter Frivolität: doch noch gewonnen!? O, das Objekt lauert. Ich setze mich nach dem Frühstück frisch, wohlgemut an die Arbeit, ahne den Feind nicht. Ich tunke ein, zu schreiben, schreibe: ein Härchen in der Feder, damit beginnt es. Der Teufel will nicht heraus, ich beflecke die Finger mit Tinte, ein Flecken kommt aufs Papier, — dann muß ich ein Blatt suchen, dann ein Buch und so weiter, und so weiter, kurz, der schöne Morgen ist hin. Von Tagesanbruch bis in die späte Nacht, so lang irgend ein Mensch um den Weg ist, denkt das Objekt auf Unarten, auf Tücke. Man muß mit ihm umgehen, wie der Tierbändiger mit der Bestie, wenn er sich in ihren Käfig gewagt hat; er läßt keinen Blick von ihrem Blick und die Bestie keinen von seinem; was man da von der moralischen Gewalt des Menschenblickes vorbringt, ist nichts, ist Märchen; nein, der starre Blick sagt dem Vieh nur, daß der Mensch wacht, auf seiner Hut ist, und Blick gegen Blick, gleich fix gespannt, lauert es denn, ob er sich einen Augenblick vergesse. So lauert alles Objekt, Bleistift, Feder, Tintenfaß, Papier, Zigarre, Glas, Lampe — alles, alles auf den Augenblick, wo man nicht acht gibt. Aber um Gottes willen, wer kann's durchführen? Wer hat Zeit? Und wie der Tiger im ersten Moment, wo er sich unbeobachtet sieht, mit Wutsprung auf den Unglücklichen stürzt, so das verfluchte Objekt; plumper oder feiner, wie es kommt, diabolisch fein zum Beispiel das Eisenfeilstäubchen, das mir in's Auge flog am Morgen, als ich eine Fußreise antreten wollte, auf die ich mich lange gefreut, und das mich ums Auge zu bringen drohte — o, überhaupt: glauben Sie, wenn ein ordentlicher Mensch reisen will, halten die Teufel ein ökumenisches Konzil, — Vorschläge — Anträge — Amendements — zum Exempel: Antrag: Hühnerauge, Amendement: unter dem Nagel; oder Antrag: Grimmen auf der Eisenbahn, Amendement: in Gesellschaft einer Dame; Antrag:

schlecht Wetter, Amendement: zerrissene Schuhe und die neuen zu eng. Doch nicht immer waltet aggressive Form. Das Objekt liebt in seinem Teufelshumor namentlich das Verschlupfspiel. Wie die gute, sorgende, schützende Natur einige Tiere dem Boden gleich färbt, bildet, auf dem sie leben, sich nähren, damit sie der Feind schwerer entdecke — Raupe, Schmetterling der Baumrinde, dem Baumblatt, Hase der Erde gleich —, so verfahren auch gern die Dämonen: zum Beispiel rotbraunes Brillenfutteral versteckt sich auf rotbraunem Möbel; doch Hauptstücke des Objekts ist, an den Rand kriechen und sich da von der Höhe fallen lassen, aus der Hand gleiten, — du vergissest dich kaum einen Augenblick und ratsch —"

Wir hörten in diesem Augenblick ein kleines Geräusch von der Seite des dritten Gastes her, sahen ihn hastig unter den Tisch fahren und mit einem Körper in der Hand wieder auftauchen, den er mit großem Schrecken und darauf folgender tiefer Wehmut betrachtete. Es war sein zuerst mit Butter, dann mit Honig ebenso korrekt gestrichenes, als korrekt geschnittenes Brot, und dasselbe war — „natürlich" würde A. E. sagen — auf die gestrichene Seite gefallen.

Ich unterdrückte nur notdürftig einen mächtigen Lachreiz, denn es war doch auch gerade, als ob das „Ratsch" und das Fallen des Brotes in einem geisterhaften Kausalitätsverhältnis gestanden wären. A. E. sah ganz ernst hinüber und nickte sanft mit dem Kopfe, ohne einen Zug des Spottes, ja eher mit einem Zug der Teilnahme, als wollte er sagen: das kennen wir armen Sterblichen. Der Fremde schoß jetzt nicht nur einen, sondern eine Batterie von Blicken, grimmigen, auf uns herüber und machte sich höchst verdrießlich an das Geschäft, dem unheilbaren Schnitten einen entsprechenden Nachfolger hervorzubringen.

A. E. fuhr ruhig fort: „Dann ist es überhaupt so eine Sache mit dem Ding da, den zwei Dingern, was Kant die reinen apriorischen Anschauungsformen nannte."

„Raum und Zeit?"

„Eben. Was ist der Raum denn anderes, als die unverschämte Einrichtung, vermöge deren ich, um den Körper a hieherzusetzen (— er zeigte es an Tassen, Kannen, Körbchen, Flaschen, Gläsern, die etwas dicht auf dem Tische standen —), vorher b dort weg, um Platz für b zu bekommen, wieder c da hinweg stellen muß und so mit Grazie in infinitum —? Und die Zeit? Das ist dasjenige, was man dazu doch nicht hat. Denn Donnerwetter und alle tausend Teufel, leben wir dazu, um zehn Griffe nötig zu haben zu dem, was kaum eines Griffs wert ist!"

Der Unbekannte bewegte jetzt stärker und ärgerlich lachend den Kopf hin und her und eine sichtbare Unruhe kam ihm in die Beine.

A. E. war nun gut im Zuge. „Ein andermal," fuhr er fort, „sind die Nickel unverschämt in entgegengesetzter Richtung. Jetzt will zusammen, was nicht zusammengehört. Kennen Sie eine der verfluchtesten Formen: das Mitgehen? Wenn so ein liebenswürdiges Blatt, das zum Aktenstoß Y gehört, beim Ordnen, Aufbewahren zu unterst an Faszikel Z hinkriecht und mit hinein in das Schubfach schlüpft und sich über Tag, Woche oder Jahr nicht finden, sich suchen läßt unter Verzweiflung, Wut, Rennen bis zum Wahnsinn? Dagegen ist so was, wie das bekannte, ewige Unterschlüpfen der Damenkleider unter den Stuhlfuß des Nachbars nur ein kleiner, zierlich pikanter Spaß des teufelbesessenen Objekts, doch interessant als allein schon hinreichend, unsere dumme Physik zu stürzen, denn wer könnte so etwas mechanisch erklären?"

Jetzt fuhr der Fremde auf mit dem Ruf: „Es wird zuviel!" stieg mit straffen Schritten auf uns los, pflanzte sich vor A. E. auf und mit Zornblick rief er: „Mein Herr! Wissen Sie, ich bin Professor der Physik! Sie haben mir aber auch gleichsam mein Butterbrot hinuntergeworfen!"

A. E. verweilte auf dem Mann mit einem ganz gelassenen, ganz kontemplativen Blick und schwieg. Was werden sollte, wer konnte es wissen? Plötzlich stieg ihm eine flammende Röte ins Gesicht, seine Augen funkelten, er fuhr auf, und ich, da ich meinen

Mann eben doch noch nicht so ganz kannte, wurde schon für den Frieden besorgt, als er mit Sturmschritten, ja mit Sätzen wie ein Panther quer über das Zimmer nach einer Ecke schoß, wo das oben zart erwähnte Geräte stand, und nun ging ein Husten, Niesen mit untermischtem Schlucken, seltsamen, wilden Gurgel- und Schnapptönen, ein so schreckliches Glucksen, Kollern, Fauchen, Raspeln, Schnarren, Stöhnen, schußartiges Bellen los, als hörte man die rasende Musik eines Chors von Höllengeistern. Es dauerte ziemlich lange, bis diese furchtbare Naturerscheinung vorüber war, dann richtete sich der leidende Mann matt in die Höhe, griff nach Hut, Tasche, Stab und sagte im Abgehen zu mir mit jammernswert fistulierender Stimme: „Bitte, haben Sie die Güte, den Herrn zu beruhigen! Guten Tag beiderseits.“

Der Herr war im Schrecken zur Seite getaumelt, als A. E. so jäh in die Höhe fuhr; dann sah und hörte er mit starrem Staunen den Evolutionen des erschrecklichen Gewitters zu und schickte dem Abgehenden einen langen, verwirrten Blick nach. Endlich wandte er sich gegen mich, zwinkerte mich mit den Augen an und deutete mit dem Finger auf seine Stirn. Ich zuckte die Achseln. Er schien dies für volle Bejahung zu nehmen, war nun wirklich beruhigt und schritt mit frischem Eifer an die Erneuerung seines Frühstückswerks.

Ich mochte dem Vorangegangenen nicht so schnelle folgen; es hätte scheinen können, als wolle ich mich aufdrängen. Ich war doch etwas ungehalten, daß er so rücksichtslos davongelaufen; indem ich mich besann, was ich beginnen solle, um meinen Abmarsch ein halbes Stündchen noch hinzuziehen, fiel mir ein: Halt, gefunden! Grobian, deine Strafe soll nicht ausbleiben, du sollst beschrieben werden! Ich ging gleich an die Vorarbeit, machte mir eine Reihe von Notizen in mein Tagebuch und brach auf, als ich annehmen konnte, mein wunderlicher Held habe nun genügenden Vorsprung.

Vom Lisle.

A' Kendergschicht.

Von **Carl Weitbrecht.**

Ufpaßt, Kender, i will ich a' Gschichtle verzähla! Luschtich ischts grad etta, aber schada ka's ich au nex wann-ers a'hairet.

Hent-ers gseha dea Morga, wô mer s Krona'wirts Rikele außetraga hôt uf da' Kirchhof? Gelt, des send schöne Kränz gwä uf dem Särgle? Ja, wa'mer nô des Rikele hätt wieder lebendich macha könna mit dene Bloma ond Kränz! Ond gucket, dô ischt mer des Geschichtle ei'gfalla.

E ischt schau' lang her, i be' dôzmôl a' Kerle gwä wia du, Heiner, so a' Jôhra sechsa alt, ufs Frühjôhr hau-n e solla en d Schual komma. Zuam Krischtkendle hau-n e en schöna Baubal (Spielball) kriagt vo' meiner Dot — so hôt em ganza Flecka koi' Bua koin ghet. Ond stolz ben e uf den Baubal gwä, ond wia a'môl s Jörga Frieder zua mer gsait hôt: „Narr, des glaub e schau', daß du so en schöna Baubal hôscht! Dei' Vater ischt jô au der reichscht Bauer em Flecka!" — nô hau-n e aischt reacht en Stolz ghet! Wia s aber älsgmach weiter ens Früahjôhr nei'ganga-n ischt, nô he'mer doch zletschta gnuag baubalet ghet ond send uf andere Sacha verfalla. Zmôl he'mer älle a'gfanga Rengla flechta, Mädla ond Buaba. Ihr wisset et, wa des ischt, Kender, des Deng muaß aus der Mode komma sei' seit meiner Jugeb. Gucket, dô he'mer a' Steckele gnomma von-ra' Haselgert oder em a' Holdersteck, so en Zoll lang o'gfähr ond halbfengersdick. Des he'mer en der Mitte der Länge nôch durchgschnitta ond nô an so ma' hälfticha Steckele s Mark außerkrazet, daß s a' Rennele gä hôt. Ond nô he'mer Roßhôr gnomma, hent zwoi Hôr en der Mitte rond om des Steckele bonda, ond nô

zwischa dene Roßhôr, der Länge nôch en dem Rennele ufe mit a'-ma'-n andera Hôr durchflochta — i will's ich amôl zoiga, wia mer s macht, wann e s en mei'm Alter no' ka' — bschreiba ka' mer s et guat. Kurzom, des Deng hôt ganz nette Rengla gä, wa' mer nô des Steckele rauszoga hôt, ond oi' Rengle hôt mer nô an s ander gflochta ond ganze Kettema (Ketten) draus gmacht. Descht a' Stolz ond a' Staat gwä, ond mô des Deng amôl ufkomma gwä ischt, nô he'mer älle gar nex anders maih wölla weder Renglaflechta. S Lenda'baura Jakob ischt amôl bais dabei a'ganga: der hôt sei's Vaters Fuchs wölla Hôr aus-em Schwanz reißa, ond der Fuchs hôt nausgschla ond hôt-en uf d Bruscht troffa, daß mer gmoi't hôt, er müaß sterba. Er lebt aber heu't no', bloß schnaufich ischt er sei' Lebtag blieba.

No', also mit dene Rengla! Dô isch natürle a' Hauptsach gwä, daß mer de richtiche Rennela dazua ghet hôt. Ond des hôt et a' jeder ällweil so gschickt na'brôcht.

No' ischt dôzmôl a' Mädle gwä, zwoi Jahr älter weder i, se ischt schau' en d Schual ganga; se hôt ema'-n arma Taglöhner ghairt ond hôt Lisle ghoißa. I ka' se heu't noh seha, se hôt so a' paar helle froindliche Auga ghet ond so rolliche Härla an der Stirn, bloß hôt se ällweil a' bisle blaß ausgseha, wia wann se et reacht gsond wär. Dia ischt amôl am-a' Morga en onsrem Hof gwä — ihr Vater hôt bei ons taglohnet — ond dia hôt zwoi so Rennela ghet ond mir zoigt: i hau' gmoi't, so gschickte könns gar koine maih gä!

„Lisle," sag e, „dia Rennela geischt miar, da kriagscht mein Baubal dafüar!" „Jô," sait se, „den därscht du et hergä!" „Wa werd i et dürfa," sag i, „er ghairt jô mei', i hau'-n a' jô vo' meiner Dot kriagt zuam Krischtkendle! Geischt mer dia Rennela, Lisle? Dô hôscht den Baubal!"

Des Lisle guckt den Baubal a' ond bsennt se a' Weile. Nô sait se: „Noi', descht jô so-n-a' schöner Baubal!" „A wa," sag i, „so geits no' maih, ond miar ischt er schau' vertloidet! Wann du-n et witt, nô ghei e-n (werf ich ihn) furt!" „Noi', des wär schad,"

sait se, „dô nemm en liaber i! Dô hôscht dia Rennela!" Ond em hella Vergnüaga ischt se mit dem Baubal davo'gspronga.



I be' glei na'ghockt ond hau' Rengla gflochta, aber s hôt mer a' sellem Tag et reacht aus der Ha'd gau' wölla. Nô kommt au s Jörga Frieder daher ond sait: „Wa hôscht denn du dô für Denger?

Narr, mit dene nexnuziche Trögla ka'scht nex a'fanga! Komm, i woiß a' Vogelnescht, gang mit!" Ond i hau' dia Trögla weggschmissa ond be' mit-em ganga.

Am andera Tag frôgt mei' Ahna: „Hannes," sait se, „mô hôscht denn dein Baubal?" „Den hau'-n e dem Lisle gä," sag e. Vo' dene Rennela hau'-n-e weiter nex gsait. „Was hôscht?" sait mei' Ahna, „den Baubal därscht du et hergä! Sag no dem Lisle, se müaß en wieder brenga!" I hau' nex gsait, aber gheia (reuen) hôt me s doch wölla, daß e den Baubal für dia nexnuziche Trögla hergä häb, ond wia-n e nô am Nômittag s Lisle gseha hau', sag' e: „Du, Lisle, mei' Ahna hôt gsait, i dürf den Baubal et hergä, da müaßest en wieder brenga. Ond dia Rennela send jô doch nex gwä weder lompiche Trögla!"

Des Lisle hôt gar nex gsait, se ischt no so davo'gschlicha. Noch era' halba Stond, i siz grad uf der Staffel vor der Haustüar, kommt se wieder daher, se hôt ihr klei's Brüaderle vo' viar Jôhr a' der Ha'd gführt ond en der andera Ha'd hôt se den Baubal ghet.

Ond gucket, Kender, des ka'-n e mei' Lebtag et vergessa, wia des guat Lisle so traurich derher komma-n ischt mit dem Baubal — se hôt koi' Wort gsait, se hôt me no a'guckt aus ihre helle froindliche Auga, hôt den Baubal neba mi uf d Staffel na' glegt ond ischt mit ihrem Brüaderle wieder furtganga, grad so traurich wia se komma-n ischt.

Ond i — des woiß e au no' wia heu't: i be' dôgsessa wia-n-a'-n armer Sender ond hau' me gschämt en Grondserdsboda nei', ond i hau' scho' a'heba wölla ond dem Lisle nôchruafa: „Dô, komm, bhalt no den Baubal, ond dô hôscht au noh mein Dopf (Kreisel) dazua" — aber nô ischt mer ei'gfalla, daß mei' Ahna gsait hôt, i dürf nex vo' meine Sacha hergä, ond i hau's et außerbrôcht, was e hau' sa wölla, ond hau' dächt, i müaß halt to', was mei' Ahna gsait häb. Aber sell vergiß e bis an mei' selichs End et, wia des Lisle so still ond traurich komma-n ond ganga-n ischt.

Freile, dôzmôl hau'-n es en-era' halba Stond wieder vergessa ghet. Aischt nôch a' paar Täg ischt mers wieder ei'gfalla, wia-n-e

des Frizle, em Lisle ihr Brüaderle, hau' uf seiner Hausstaffel siza seha, s Lisle aber et dabei — ond nô hôt mer s doch koi' Ruah maih glau' ond i hau' dächt: a' paar Rennela muaß des Lisle halt doch wieder hau'! Ond i hau' mei'm Vater sei' Hôb gholt ond hau' aus-em schönschta Holderstecka a' paar Rennela gmacht, so flott e s hau' könna, hau' au no' en Buschel schö' weiß Roßhôr gnomma, mô mer s Schemmelbaura Kneacht aischt da' Tag vorher gä ghet hôt, ond be' ganga ond hau' s em Lisle brenga wölla.

Aber wia-n-e zuam Hof naus gang, kommt mei' Vater rei'. „Hannesle," sait er, „denk au, grad vorich ischt s Lisle gstorba!"

I hau' a' no a'guckt ond nô wieder mein Roßhôrbuschel ond meine Rennela, ond nô send mer no so d Träna d Backa-n aber gloffa ond i hau' gschluchzet, daß mers Herzstöß gä hôt. Mei' Vater sait: „No', so arg muascht et heula!" I aber hau' furtgmacht, ond wia s halt gar et hôt ufhaira wölla, hôt mei' Vater nohmôl gfrôgt, môrom e s denn gar so arg mach — ond nô hau'-n em älles vo' A'fang a' verzählt. Mei' Vater hôt nex gsait weder: „Descht freile et reacht gwä so, aber macha ka' mer ez nex maih!" Ond, Kender, des Wort vergiß e au mei' Lebtag nemme: „Aber macha ka' mer ez nex maih!" Ja, so isch, wann oi's gstorba-n ischt, no isch z spôt.

Aber am dritta Tag hôt mei' Vater zua mer gsait: „Hannesle," hôt-er gsait, „heu't vergrabt mer s Lisle! Witt se nohmôl seha? Nô komm, laß der dei' Sonntichshäs a'to', nô därscht mit zuar Leicht!" Ond mer hôt mer mei' Sonntichshäs a'tau', ond eb mer furt send, hau'-n e hehlenga den Baubal en mein Sack gschoba. Nô se'mer ens Haus ganga, ond dô ischt des Lisle schau' em Sarg glega, so schö' wia-n-a' Engele, ond lauter Bloma drom rom, ond mei' Vater hôt mer au en Strauß gä ond hôt gsait: „Dô, Hannesle, legs na'!" Ond i hau' den Strauß uf s Lisles Ha'd na'glegt ond no' hau'-n e en mein Sack glangt ond hau' den Baubal außerzoga ond hau' romguckt, ob mer neamerz zuaguck? Mei' Vater hôt mer zuaguckt, aber er hôt no mit-em Kopf gnicket — ond i hau' den Baubal gschwend dem Lisle onters Tota'kisse gschoba, ond sonscht hôts koi' Mensch

gmerkt weder mei' Vater. „So," hau'-n e dächt, „so, Lisle, wann d jez a-n Engele wirscht, daß da em Hemmel den Baubal wieder hôscht!"

Ond nô hôt der Schreiner da' Sarg zuagnagelt, ond nô hôts mit de Glocka z'sema'gläut, ond der Schualmoischter ond dia Schualerkender hent gsonga, ond nô hôt mer des Lisle uf da' Kirchhof traga wia heu't s Krona'wirts Rikele.

So, Kender, descht des Gschichtle!

So a' Beck!

Von **Richard Weitbrecht.**

A' Beck, isch wôhr a' Beck? Ha sell wär!" sait s Weberbaura Margret zua ihrem Bruder, wô er dia Botschaft brôcht hôt, daß jez a' Beck en da' Flecka komm.

„Wann kommt er?" macht se furt, „ka'-n-er au ebbes?"

„Sell will-e glauba," sait der Jakob, „der ischt bereits bis em Preußischa denna gwä."

„Wega sellem, Jakob, braucht er noh nex z könna; du bischt noh et weiter komma weder en d Stadt ond — wia moi'scht? — da ka'scht dei' Baurasächle om destowenicher et schleachter."

„Glaubs wohl," sait der Jakob, „aber a' Beck, sell ischt ebbes anderschters. Descht a' ganz nobler."

„Hôt er a' Weib?" frôgt d Margret.

Der Jakob lachet und sait: „Sell müaßet ihr lediche Mädla natürlich zaischta gwißt hau'!"

„Nôch so ebbes frôgst du freile et, du bischt z tappich, no nôchema' Weib vo'-ma'-n a'dera z frôga'; daß da der selber ei's nähmescht — —"

„Gelt, Margret, ziag et wieder an dem Bändel," sait der Jakob bais, „ond jezt sag e der aischt et, daß er koi' Weib hôt —"

„O du!" lachet d Margret.
„Was lachscht, Margret?" frogt der Jakob
„Narr, ob dir!"



„Jô so machet ers, ihr Donnders-Mädla, ihr — —" sait der Jakob ond brommlet ebbes vor se na', was d Mädla et hättet haira dürfa. Ond wia d Margret ezet airscht reacht lacht, nô macht ers

Maul noh amôl auf zuam Schwäza, wia wenn er a' grauße Red tau' wött, ond hebt a': „Grad des isch! Grad des Lacha' —" nô schnappt er uf oi'môl a ond sait: „Gar nex schwäz e maih! Gar nex! Sell wurd s gscheitscht sei'."

„Wann s nex schwäza s gscheitscht ischt," sait d Margret, „Jakob, nô bischt du der Gscheitscht em Flecka!"

„Ond du mit deiner Raffel! Wurscht au noh seha, was d mit a'richtscht! I komm noh weiter mit-em Maulhalta weder du mit-em Schwäza. Glaubsch, Margret?"

„Mer wurds nô schau' seha," sait d Margret, ond der Jakob gôht naus an sei' Gschäft.

Jez muaß mer aber et glauba, daß der Jakob so arg tappich gwä wär, ond daß der Margret ihr Maul vo' enna ond außa gschnitta häb. Ihr Maulwerk ischt halt ganga wia bei älle jonge Mädla en de Zwanzga, ond s ischt bloß em Jakob so fürkomma, wia wann sei' Schweschter en dem Stück maihnder tä, weder a'dere.

A' bsonderer Kerle ischt freile der Jakob gwä. Er ischt schau' en d Dreißga ganga ond hôt nôh koi' Weib ghet. Et daß ems am Sächle gfehlt hätt; er hôt gnuag ghet, ond wenn d Weiber oi'm vom Hemmel ronter fielet, weil mer Sach gnuag hat, no hätts beim Jakob Weiber grenget (geregnet). Aber dô send d Mädla oiga. Se wöllet et bloß gnuag Sach, se wöllet au en reachta Ma'. Descht no' freile der Jakob gwä, s hôt em koi' Mensch nex O'reachts nôch-saga könna, au d Mädla et, wô doch älles wisset, was wôhr ischt ond was verloga-n ischt. Aber mit-em Maul ischt der Jakob eba gar et flenk gwä, ond bis er se bsonna hôt, was saga, wann em oine gfällt, hôt se a'-n-anderer schau' kußt ghet, ond wann s en gräzt hent ond er de saftichscht Antwort em Kopf ghet hôt — wann se zua de Zäh' rauskomma-n-ischt, nô ischt se mehrschtenteils o'gschickt ond tappich raus komma. Ond so ischt oi' Jôhr oms a'der romganga, ond mei' Jakob hôt koi' Weib ghet, ond wenn ers au a' paarmôl probirt hôt, ob er et oine kriag, ischts halt ällamôl lez ausgfalla'. Wenns em reacht ernst woara-n-ischt ond er gschwizt hôt, wia der

Schulmoischter bei seine o'gfurmete Lausbuaba, nô hent ällamol dia Mädla glachet, ond nex isch gwä. Ond nôcher, mô-n-er älter woara-n-ischt, nô hôts ghoißa: so en Alta' nemmet se et, ond so isch komma, daß der Jakob ällweil noh koi' Weib ghet hôt, ond ma' em Dorf gsait hôt: Ehnder komm a' Beck ens Dorf, weder a' Weib für da' Jakob.

Ond jezet ischt a' Beck komma, ond drom ischt des em Jakob so wichtig gwä. Er hôt schäzwol denkt, werd s oi' wôhr, nô könns ka' sei' au zuam a'dera langa.

Ond d Margret hätts au et o'gera gseha', wanns wôhr woara wär. De Alte vo' dene Boide hent nemlich d Margret et heira lassa wölla, eb der Jakob a' Weib häb, ond d Margret — s ischt jô koi' Schand, wenn-e s sag — hätt schau' lang gera en Ma' ghet. s hôt au et an A'ständ gfehlt, aber se ischt gar wählerisch gwä ond hôt an jedem ebbes auszseza' ghet: der oi' ischt er et schö' gnuag gwä — sia hôt nemlich a' noble Fraz em Gsicht ghet ond a' paar Auga em Kopf, wia Fuierrädla; der a'der et reich gnuag — se hôt sich gar viel ei'bild auf des, was se häb; der dritt z jong — so en o'bachene Grasaffa nemm se et; der viert z alt — alte könn se en zwanzg Jôhr noh hau' — ond so isch komma, daß se grad so wenich wia der Jakob gheirt ghet hôt, mô der Beck ens Dorf komma-n ischt.

Jez lachet aber d Leut en der Stadt, weil i so en Lebtag mach von dem Becka. Narr, Ihr hent guat lacha! Wann an jedem Eck a' Beck wohnt ond mer no s Mädle furtschicka därf: Maul, was witt? Sell ischt ebbes ganz anderschters weder em-a' Flecka, wia z Alt-stadt, mô mer seit ewiche Zeita von koi'm Becka ebbes gwißt hôt, mô mer en dem alta Bachhaus mit viel Müah aischt a' schleachts Brot kriagt hôt. Ond d Wecka, mô a' Weib ommertra hôt, send oft schau' vor der Sendflut bacha gwä, ond seine schlechteschte hôt aischt noh der Beck von Burgbach drüba romgschickt: „Se fresset älles!“ hôt der gsait, mô-n-em amôl der Bachtrog auf da' dreckicha Stubaboda na gfalla-n ischt. Nei' tau' hôt er da' Toig wieder, glachet ond derzua gsait: „s ißt koi' Bauer ebbes o'gsalza.“

Drom hent se au schau' lang en Altstadt en oigena Becka wölla', aber s hôt an dem ond sellem gfehlt, ond schau' a' paarmôl, wa' mer gwiß gmoi't hôt, jez komm oiner, nô ischt ällamôl wieder nex draus woara. Zletschta hôt mers gar nemme glaubt, daß a' Beck komm, ond ezet ischt aischt oiner dô. Em ganza Flecka hôt mer vo' nex anderm maih gschwäzt weder vom Becka, ond aparte de jonge Mädla am Bronna, dene isch ganz bsonders wichtich fürkomma.

* * *

So om d Kirbe rom ischt der Beck ens Dorf zoga. Er hôt des Häusle, mô-n-er se kauft hôt, schö' herrichta lau', ond der Jakob, mô-n en schau' vo' de Soldata hear kennt hôt, hôt em derzua a' paar Fuhra' tau'. So send se nächer mit anander bekannt worda, ond drom hôt der Beck au da' Jakob glei en de aischte Täg gfrôgt, ob er a' Mädle em Dorf zuam Heira kriag.

„Môrom et?" sait der Jakob, „s geit wirklich gnuag; aber ob se de nemmet, sell woiß 'e et."

„So? Was hent se wider me?" sait der Beck ond richt sich bolzgrad auf. Mer siehts, daß er bei de Soldata gwä ischt; ond a' Poschtur hôt er na'gschmissa, mô de Mädla hôt gfalla müaßa, ond en schöna Schnauzbart hôt er au ghet ond a' netts Häusle ond a' Geldle ond a' Gschäft, mô hôt gau' müaßa, ond drom hôt er älles Reacht ghet, zuam Jakob z saga: „Was hent se wider me?"

Der Jakob krazt se henter de Auhra, sait zaischte nex ond nôcher rüaft er: „Gottfried, frôg dia Luadersmädla selber! Wa moi'scht, mi wöllet se au et. Ond môrom et? I hau' a' fürnehms Haus ond Vieh ond a' Schuier äll Jôhr voll ond be' a' guater Kerl — s ischt wôhr, Gottfried, i be's, frôg wen da witt — ond oina'weg wöllet se me et. Dô schlag doch!" macht er ond sezt nô derzua': „Daß ders sag, Gottfried, dô hau'-n-e aischt vor a' paar Täg wieder Oine wölla'.

„So, Jakob," sait der Beck, „ond wia isch nô ganga?"

„Wias ganga-n-ischt? Narr, wia wurds ganga sei'? I gang zua' der Chrischte' ihrem Vater ond sag mei' Sächle. „Dei' Chrischte'

will e," sag i. „So?" sait ihr Vater. I sag mei' Sächle weiter. „D Chrischte'?" sait er. „Jô d Chrischte'!" sa-n-i. „Also d Chrischte'?" sait d Muater, wô derzua komma-n ischt. Aellsmittelscht kommt der Vetter einer ond sait ällerhand, ond d Muater sait au ihr Sächle. „So, Jakob," sait se, „also des wärs?" „Jô," sa-n-i, „des wärs!" „Ha was tätet au d Leut saga, wenn du d Chrischte' nähmescht?" sait ihr Vater. „Jô, was tätet se saga?" sait d Muater. „Was se saga tätet?" sa-n-i, „narr nex weder was se saga tätet!" „Jô wärle!" sait der Vetter. „Ha nô muaß mer eba geh d Chrischte' frôga," sait der Vater. „So?" sa-n-i. „Jô!" sait d Muater, „d Chrischte' muaß ma' geh frôga." „Wärle, s Mädle muaß mer frôga," sait der Vetter. Ond nô ischt natürlich schau' de ganz Gschicht nex gwä. Guck, Beck, so gôhts mir. Ond dir gôhts grad a'-so, sell sa-n-e der."

„So? Ond môrom denn?" frôgt der Gottfried.

„Wenns bardu wissa witt, weil da a' Beck bischt," sait der Jakob.

„Ja, so send se!" sait der Gottfried, „ond bei mir hättet se s aischt viel besser weder bei uich, Jakob. Was hent denn uire Weiber? Schaffa, nex als schaffa, em Haus ond em Feld, en der Kuche ond em Stall, des ond jenes, dies ond sell. Bei mir hôts a' Weib guat."

„Jô, se derf da' ganza Tag Wecka-n essa!" lachet der Jakob, „Narr bei dir wurd mer au blos en de aischte Täg nôch der Hauchzich ‚Mulle!' saga, ond nôchher —"

„Schwäz et, Jakob," rüaft em der Beck drei', „sag mer, wüßtescht mer gar koine?"

„Mei' Margret," sait der Jakob.

„Dia gfiel mer aischt mit ihre schwarze Auga," sait der Beck, „ond des reacht! Aber wia isch? Moi'scht i solls probira? Sags er amôl, Jakob, was se sait."

„s ischt reacht," Gottfried, aber mir bischt et bais, wann se et will. Gelt? Zwôr a' reachts Weib tätescht an-er kriaga, se ka' ebbes ond ischt willich, ond mi täts jô freua, aber d Mädla, o Gottfried, d Mädla!" Ond er stôht auf ond schüttelt da' Kopf ond sait Bhüet-Gott ond gôht hoi'.

En der Schuier trifft er d Margret.

„Wa isch, Margret,“ frôgt der Jakob, „was saget d Mädla en der Konkelstub?“

„Möchtesch wissa, Jakob?“ räzt en d Margret. „Seit wann frôgst du nôch de Mädla?“

„Ihr send freile et fürwizich ond et nasa'weis,“ geit er der Jakob zruck, „ihr möchtet bloß älles seha ond älles haira.“

„Aparte,“ sait d Margret ond lachet, „was der Beck für a' Mädle nemmt!“

Der Jakob ischt ganz perplex. Dia Mädla wisset doch au älles. Môher jezt no au wider dia Margret woiß, was er grad se frôga will. Daß seit der Beck em Flecka ischt, dia Mädla nex gschwäzt hent weder vom Becka ond wer en nemm, hôt se der Jakob et ei'bildt. Wann er freile gwißt hätt, wia se über-en schwäzet! Zwôr gfalla hätt er en schau', dô send se et domm gwä, aber ob se Beckena' (Bäckersfrauen) werda wöllet, dôrüber send se noh gar et oinich gwä. A' reachte Bäure mit-ema' Hof sei halt doch ebbes anderschters, hent se gmoi't, weder so a' Beckaweib. Ond dia paar Mädla, mo en glei gnomma hättet, wann e r no s i a gwöllt hätt, send vo' de a'dere reacht ausglachet woara. Aparte vo' der Margret; dia hôts aber derbei et lassa könna', mô se könnt hôt, nôch dem Becka z gucka — s ischt halt a' netter Kerle gwä, ond wa'-mer uf em Dorf nôch sotte Sacha überhaupt beim Heira frôgt, nô frôget d Mädla aihnder dernôch weder d Buaba.

Wia aber ezet der Jakob frôgt, ob se da' Becka wöll, nô gucket s en a', wia wann s en fressa' wott, ond sait: „I, da' Becka? Jakob, sell ischt wieder anderschter!“

„Sei et domm, Margret,“ sait der Jakob, „narr, dô kriegsch guat, besser weder wann da a' Bäure wurscht. Moi'scht etta?“

„Jô Wecka em Flecka rom tra,“ geit d Margret zruck, „Toig macha, bei Nacht em Zwölfe ufstau' — ond vornaweg, i werd koi' Becke!“ sait se ond stemmt d H'äd en d Seita, wia wann se s mit älle Becka vo' der Welt ufnemma wött. Ond wia se so dôstôht,

hôt der Jakob aischt denka müaßa, sei' Schwester sei bereits de sauberst em Flecka ond — er ischt halt au a' Bauer gwä — für en Becka sei se doch z guat.

„Ond mer woiß jô et amôl, ob er no au ebbes reachts bacha' ka'," sait se, „ond —"

„Ond," macht der Jakob furt, „so en graußa Baura möcht ma' halt gera, ka' sei langts au zua-ma' Herra vo' der Stadt für d schö' Margret! s Notars sei' Schreiber, Margret, mô äls kommt — wa isch?"

Der Jakob hôt nôch na' glangt an des, was se au schau' hehlenga' dächt hôt: en der Stadt wärs halt nôh schöner, ond passa tät se en d Stadt, aparte für den Schreiber, ond schö' gnuag wär se au derzua. Ond wann se ällamôl an de Sonntich dia Mädla vo' der Stadt hôt durchs Dorf geha seha vo' ihrem Stüble aus, nô hôt se da' Kopf romgschmissa, ond hôt lenks nüberguckt en des kloi' Spiagele, mô se uf-em letschta Märkt kriagt hôt, ond hôt denkt: „So nett, wia-n Ihr, ischt s Weberbaura' Margret noh lang!" Aber sotte Gedanka hôt koi' Mensch wissa dürfa, ond drom, mô ezet der Jakob dra' na' tupft, wurd se giftich ond sait: „Was verstôht a' Daps wia du vo' dem, ob d Mädla nett send oder et! Rois de (geh) mit dei'm Becka!"

Ond nô dreht se se rom, lauft stolz zur Schuier naus ond sait: „Ond aischt ben-e nett!"

Der Jakob lacht ond rüaft: „So nett, daß da bereits en Schei' en d Schuier nei' schmeißscht!"

Ond d Margret, et faul, dreht se rom ond sait: „So moi'scht, Jakob? Nô tät jô dei' Beck mit mir a' Laterna verspara!"

* * *

Wia bei der Margret, so ischts em Becka der Roih nôch bei älle Mädla ganga; zaischte hent älle, mô-n-er hôt wölla, noi' gsait; mer ka' jô nôcher ällweil noh jô saga, hent se denkt, ond mer muaß doch au wissa, was der Beck für a' Ma' ischt ond was er au ka'! So-ma' Becka schadts au nex, wann er a' Weile warta' muaß — s ischt jô bloß a' Beck!

Der aber, wia-n-er sieht, daß d Altstädter Mädla-n et wöllet, — a' Weib hôt er amôl braucht — gôht da' kurza Weg ond suacht sich mô anderscht oine. s ischt em ei'gfalla, daß sei' Nôchber en Herrabühl — dôher ischt er gwä — zwoi nette Mädla häb, ond koine acht Täg isch a'gstanda, nô sait er zuam Jakob, morga kommet se ond bschauet s Sächle, er brauchs aber noh neamerz z saga. Der Jakob krazt se henter-em Auhr: der Beck ischt doch a' Blizkerl; der dreht der Hau en a' paar Wocha' en Stiel, ond er braucht a' paar Jôhr derzua!

„Zwoi sends?" frôgt er, „de wel nemmscht nô?"

„Der Vater will de Älter hertau' —"

„So isch au reacht," sait der Jakob.

„Wann se mer gfällt, Jakob!" sait der Gottfried. „Gfällt se mer et, nô nemm-e de Kloi'; de oi' kriagt s gleich wia de a'der."

Am Sonntich Mittag send se komma', der Beck hôt s Beschst bacha ghet, was mer bacha ka', daß mer au seh, was er könn. Mit-em Vater ond der Muater ond der Bäs send dia zwoi Mädla' komma, vo' Altstadt ischt neamerz dô gwä weder der Jakob.

D Tür gôht auf ond rei' spazieret se em schö'sta Sonntichshäs — bliz, hôt der Jakob Auga gmacht! De oi' von dene Mädla', d Marie, hôt em glei so gfalla, daß er dächt hôt: Jakob, dia nemmscht! Mit ihre schwarze Auga' hôt se die boide jonge Ma'sbilder a'gucket, daß dena ganz warm oms Herz rom woara-n ischt. Ond schwäza hôt se könna über älles, was mer no hôt a'gfanga, schier so gscheit wia s Pfarrers sei' Magd. Em Becka-n aber hôt se grad so gfalla, wia-n-em Jakob, ond koiner hôt Auga ghet für de ander Schweschter, d Lisbeth. Dia ischt still auf-em Ba'k gsessa, hôt bloß gschwäzt, wa'-mer se gfrôgt hôt, ond nô et viel, aber wann dia Burscht reacht en ihra blôe Auga gseha hättet, nô hättet se dren lesa könna': des gibt a' guats Weib! De wel vo' beide de älter gwä ischt, hôt mer en et a'gseha': so a'fangs de Zwanzga send d Mädla bais schäza.

Der Diskursch gôht so rom ond nom, mer schwäzt über des ond sell, mer bschaut d Ei'richteng vom Häusle, mer gôht ens Gärtle

naus ond nôcher au' mit anander ens Wirtshaus. Ond der Beck verzählt vom Preußischa ond wias dô sei, halt ganz anderschter weder bei ons, ond d Marie, mô amôl bei-ra' Bäs en Stuagert gwä ischt, schwäzt von Stuagert, ond der Jakob ischt gar et bei-n-er a'komma'. So schwäzt er halt mit der Lisbeth ond dia mit ehm, et vom Preußischa ond et vo' Stuagert, noi', vom Viech ond vo' de Aecker, ond wia' s Drescha ausfall ond was halt so Sacha send. Ond d Lisbeth geit em reachte Antworta, sell hôt er saga' müaßa; aber wia-n-er en ôbeds Bhüat-Gott sait, er müaß noh Fuatter schneida, nô send em ällweil dia schwarza Auga vo' der Marie em Kopf gsteckt, ond vo' der Lisbeth hôt er et amôl gwißt, was se für Auga hôt.

Wann aber der Beck d Marie nemmt? denkt er entwährend em Fuatterschneida, staußt mit-em Fuaß en Haufa Fuatter weg, wia wanns der Beck wär, ond sait reacht oba ra: „So a' Beck!"

Was isch, Jakob? Gelt jezt moi'scht du au, a' Beck sei wenicher weder ihr Baura, ond wann a' Mädle, wia d Marie, d Wahl häb, nô lang se älstapfer nôch ema' Baura? Dô könntescht de aber brenna! Narr, der liederlichscht Beck, mô de Mädla' s Mulle streicht, ischt-en liaber weder a' guater Kerle wia du, der nex ka' weder senniera. Sennier so viel da witt, mit dem kriagscht koi' Weib! s Maul muaß mer aufmacha, schwäza muaß mer — des wöllet d Mädla. Du schneidscht Fuatter ond sennierst, wia da d Marie kriagscht ond em Becka da' Rank alaufescht — wann d hentere gucka tätescht ens Gärtle vom Becka! Der Gottfried hôt dia Leut noh amôl en sei' Häusle gführt ond en en graußmächticha Gogelhopfa na'gsezt ond en Kaffee. Ond nô hôt er gsait, d Marie müaß doch au noh en Strauß mitnemma aus sei'm Gärtle. Se ganget mit anander naus. Dô send noh a' paar Aschter gstanda' ond noh a' Ros, s ander ischt älles verblühet gwä, ond dia Ros hôt der Gottfried rabrocha. S sei schad om se, hôt d Marie gsait, aber schau' ischt se weg gwä ond schau' hôt se au der Beck er selber ans Miader gsteckt ghet. Ond dernô? O Jakob, dei' Fuatterhauf wird emmer graißer, da schneidescht jô wia wüatich, aber was nuzt de s? D Marie, mô da gera möchtescht,

hôt der schau' der Gottfried weggfischt; der hôt sein Arm om se glegt ond er gsait, se müaß sei' Weib werda. So schnell isch freile et ganga, s hôt oin Hôka ghet. D Marie ischt jenger gwä weder d Lisbeth, ond so send amôl d Baura, daß se de Jenger et vor der Aeltera hergä wöllet.

„Wursch seha, da kriagscht me et," sait d Marie.

„Ach was, so gfährlich wurds et sei'!"

„Jô s ischt," sait d Marie, „mei' Vater tuats et anderschter. Komm, mer ganget eine!"

Aber em Gottfried hôts em Gärtle ganz bsonders gfalla ond er hôt et glei wieder eine wölla. Er hôt se bsonna', wia-n-ers mach, daß er d Marie kriag, ond uf oi'môl ischt em a' Gedank komma, der hôt em wüatich gscheit däucht. Er nicket der Marie zua ond sait: „Jezet woiß e ebbes!"

„Was woischt?"

„I woiß, was e woiß," sait der Gottfried, lacht a' bisle ond sait nô so ane: „Der Jakob, ja der Jakob!"

* * *

So lang der Jakob Fuatter gschnitta hot, ond der Beck mit der Marie em Gärtle gstanda-n ischt, ischt d Margret en ihrem Stüble gsessa. D Obedsonn hôt durch dia kloine Scheiba' einer gschena ond hôt der Marie zuaguckt ond se verwonderet. Was tuat se? Des werdet mer glei haira. Nemlich da Becka hôt se halt et aus ihrem Kopf nausbrôcht ond schiergar hôt se s greut, daß se em Jakob et a'-n andere Antwort gä hôt, wia-n-er se gfrôgt hôt. Ond ezet hôt se au ebbes dervo' ghairt ghet, daß der Gottfried mit zwoi Mädla vo' Herrabühl ond ihre Eltera em Kreuz donta siz. Wann a' Burscht alloi' mit de Mädla-n-em Wirtshaus sizt, nô isch noh et gfährlich, wann aber der Vater ond d Muater ond gar noh a' Vetter oder a' Bäs derbei send, nô hôt dia Sach a'-n anders Gsicht, nô wurds ernscht.

„Jezet muascht derzua to'," sait se, „wann d en noh witt. Aber," senniert se, „mer woiß jô et, was er ka'! Ha, no' probiers!" denkt

se weiter, stôht uf, gôht na, rüaft ema' Nôchberske'd, geit em a' Geld, schickts na zuam Becka ond läßt vo' ällem, was er bacha' hôt, ebbes hola: en Wecka, a' Milchbrot, a' Brezet, a' Stück Weißbrot, se soll aber et saga, für wen. Ond des Ke'd brengts ond noh a' Stück Gogelhopf derzua, ond jezet lieget dia Sacha vor-er ond se fangt a' z essa.

Sizt dia Margret am hella Sonntichnôchmittag en ihrem Stüble ond ißt! Ond des hôt d Sonn gseha ond drob hôt se sich verwonderet.

Se ißt von dem Wecka — „reacht guat, s Gwöhnlich ka'-n-er;" se beißt en des Milchbrot eine — „aischt noh fei'"; se bschaut des Weißbrot — „koin Speck ond et fescht, grad reacht ausbacha"; se beißt dervo' ra — „s schmeckt guat, so a' Beck ischt doch et so übel"; se nemmt des Stück Gogelhopf her — „au! des muaß a' gschickter Ma' sei'!" se bricht dia Lauga'brezet von anander — „grad reacht rösch, et z woich ond et z hert, et z herb ond et z salzig — so muaß der Beck au sei'!"

Wa isch, Margret, moi'sch da könnescht-en nemma? Bacha-n ischt älles reacht, aber i moi', du seiest et reacht bacha' (bei Verstand), daß da ezet aischt witt, ond da Ma' nôch dem taxierst, was er bacha ka'! So a' Beck, Mädle, ja, so a' Beck!

Wia se so dôsizt ond se bsennt, wia macha, daß se da' Becka kriag, gôht d Tür auf ond der Jakob kommt rei'. Der woiß gar et, was saga, wia=n-er d Margret so vor dene Sacha siza sieht. Er sperrt Maul ond Nas auf ond sait endlich: „Margret, kriagscht du dronta nemme gnuag z essa?"

„Freile jô," geit dia zur Antwort, „aber des dô ischt vom Becka!"

„Sell glaub-e," sait der Jakob, „vom Mezger et."

„Aber s ischt guat, Jakob!"

„Des hau-n-e der am aischta Tag gsait, daß der Beck ebbes könn, er ischt jô bereits em Preußischa denna gwä."

D Margret woiß et reacht, wia se em Jakob ihr Sächle saga soll, schäzwol se hôt se a' bisle gschämt; zletschta brengt se aber doch raus, was se wöll. Der Jakob lacht: „So, Margret, ezet witt. Wann d aber z spôt kommscht?"

„Ha sell wär! Der Beck muaß frauh sei', wann er me kriagt."

„Natürlich, d schö' Margret!" räzt se der Jakob.

„Schwäz et!" sait dia, „Jezet gôhscht glei na zua-n-em ond saischt —"

„Was, Margret?"

„s könn vielleicht doch sei', daß e en nemm."

„s könn vielleicht doch sei', daß e en nemm," macht se der Jakob nôch ond sezt derzua: „Wann er aber schau' a'-n-a'dere hôt."

„Was wurd er?"

„Dô guck," rüaft ezet der Jakob ond streckt da' Kopf zua dem Feaschterle naus. Mer hôt naus gseha uf dia henter Strôß, wô nôch Herrabühl gführt hôt, ond dô hôt der Gottfried sei' Ei'kehr ausgfolgt (begleitet). D Sonn ischt grad am Ontergeha gwä, aber des hôt der Jakob doch noh gseha, wia der Gottfried hehlenga' der Marie ihr Hand verdruckt. Wanns amôl so weit ischt, nô Guat Nacht Jakob, Guat Nacht Margret! Der Jakob schwäzt nex, er denkt wieder sei' Sächle, gôht naus zur Kammertür ond brommt: „Ond aischt wöllet mer noh seha!"

D Margret aber guckt em Becka nôch, wia-n-er des Wegle zua sei'm Haus na gôht, so lang s en gseha hôt. No dreht se se rom, ond gibt dene Wecka ond Brezeta ond ällem en Schuck, daß se auf da' Boda nafallet. Nô aber buckt se se, hebt ihren Schurz auf, tuats eine ond gôht langsam d Stiag na ond henta zuam Haus naus. Dô lockt se ihre Henna, ond nô broklet se en langsam s ei' Stückle oms ander na', ond wia se fertich ischt, sait se — gar et stolz, noi' fascht traurich: „So a' Beck!"

* * *

„Du, Jakob, komm au dô einer!" sait am a'dera Tag der Gottfried zua-n-em, wia-n-er an sei'm Haus vorbei gôht. Ond wia nô der Jakob zua-n-em an da' Bachofa ane kommt, sait er: „J moi', oine von dene zwoi Mädla könnteschst du au nemma." — „Jô, Gottfried." — „Aber bei dir ischts vom Denka bis zuam Heira weit." —

„Jo, Gottfried.“ — „Wa isch, witts et probiera?“ — „Eijô.“ — „Soll e der helfa?“ — „Noi'.“ — „Môrom et?“ — „Dôrom!“ — „Jakob, was hôscht?“ — „Nex!“ — „Wa witt?“ — „A' Weib!“ — „Wen?“ — „Oine von dene zwoi!“ — „De wel?“ — „Grad dia, mô mer gfällt!“ — „Wann dia mir aber au gfällt?“ sait der Gottfried. „Ha, nô gfällt se der halt!“ geit der Jakob zruck.

Jezet sait der Gottfried nex maih, ond der Jakob hälts Maul. Der Beck schiabt oin Laib Brot om da' a'dere en da' Ofa-n-eine, ond der Jakob guckt-em zua ond spielt derbei mit-ema' Gertle. Nôch-ma' Weile sait er: „Bach der oine, Beck!“

Der Gottfried sait druf: „Narr, we' mer dir koine bacht, nô kriagscht deiner Lebtag koine!“

„So, Beck, sell wöllet mer seha. Jezet nemm-e grad oine von selle zwoi.“ — „De wel?“ — „Grad dia, mo mer gfällt.“ — „Wann dia mir aber au gfällt?“ — „Nô gfällt se der halt, Gottfried!“ sait der Jakob, ond jezet send se wieder am alta Fleck gwä. Mit der Sprôch hôt koiner reacht raus rucka wölla. Endlich sait der Beck: „Du, d Lisbeth ischt doch a' reachts Mädle.“ Ond der Jakob antwortet: „D Marie au.“ — „Gfällt dia dir?“ frôgt der Beck. „Gfällt se dir?“ geit em der Jakob zruck. „Jô!“ sait der Beck grad raus. „Mir au!“ sait der Jakob. „Ach was, Jakob, dia ischt viel z jong für di!“ — „Z jong? So a' jonge möcht-e grad!“ — „Aber da kriagscht se et?“ — „Môrom et?“ — „Weil se de jenger ischt!“ — „So, Gottfried,“ sait der Jakob, „weil se de jenger ischt! Narr, nô kriagscht du se au et!“

Dô hôt no' der Jakob ganz Reacht ghet — aber des isch jô grad gwä!

„Also kriagt se koiner vo' ons“ — sait der Beck schlau. „Ha, nô nemmscht halt d Margret; dia will ezet,“ sait der Jakob grad so schlau. — „D Margret?“ — „Jô, d Margret!“ — „So, dia soll-e ezet nemma,“ rüaft der Beck schau' halbe bais; „gelt, jezet, mô d Altstädter Mädla merket, daß i sia et naitich hau', ezet laufet se. Jez will-e grad koine von-en! Jez nemm-e grad d Marie —“ fährt em raus.

„So alſo, d Marie iſcht de oi'!“ ſait der Jakob, „ond i ſoll d Lisbeth nemme, daß de Alt weg iſcht, ond du de Kloi' kriagſcht. O Beck, du biſcht em Preußiſcha denn gwä, aber ſo ſchnell ſchiaßet d Preußa et! D Marie iſcht grad dia, mô-n-i möcht!“

„So, ond deswega ſoll i dei' Margret nemma, daß du bei der Marie na' ka'ſcht. Da biſcht et ſo domm, Jakob, wia da ausſiehſcht!“

Des verzürnt jezt da' Jakob ond er ſait: „J gſieh grad ſo gſcheit aus wia du! Ond ezet wöllet mer aiſcht ſeha, wen d Marie nemmt, en Baura oder ſo en Becka!“

„A' Beck iſcht grad ſo viel wia —“

„Wia wer?“

„Wia ſo a tappicher Bauer!“ ſait der Beck, ſchmeißt s Bach-ofatürle zua ond gôht naus.

Ond der Jakob ſtôht au auf ond fuchtelt mit ſeiner Gerta, haut mit-er uf en Mehlſack em Oehrn nei', daß s Mehl raus fliegt, ond gôht zuam Haus naus.

D Freu'dſchaft hôt a' Loch ghet, des hôt der Jakob gmerkt, drôm hôt er ſe au gar nex maih om da' Becka kemmret ond iſcht ſeine oigene Weg ganga. Dia aber hent en ge' Herrabühl gführt. D Woch über iſcht er wia verwandlet gwä: er hôt gſchwäzt, was er hôt verkönna, wia wenn er ſich üaba' wött uf da' Sonntich, ond de ſchö'ſchte Reda hôt er ſich ausdächt ond bloß oi' Angſt ghet, daß ſ em nemme ei'fallet, wann d Marie mit ihre ſchwarza Auga en a'guck. Aber au uf des hôt er ſe ei'güabt, ond mer hôt den Jakob gar nemme kennt, wia-n-er älle Mädla ſo keck a'gucket, ſe em Feld duſſa ſtellt ond mit-en ſchwäzt, wia wanns alte Weiber wäret. So hôt ſe der Jakob uf da' nächſchta Sonntich vorbereitet, an dem er hôt bei der Marie ſei' Glück verſuacha wölla.

Aber der Beck iſcht au et faul gwä. Er hôt ſe na'gſezt ond a' Briafle an d Marie gſchrieba ond wia-n-er dronter ſezt: „dein bis in den Tod getreuer Gottfried“ ond en ſchöna Schnirkel om a' Herz rom na'môlt, nô hôt er ſo aneglachet. Ond ſei'm Beckabuaba, mô-n-er nüber gſchickt hôt, hôt er au mit ema' ganz knüza Gſicht nôchgſeha

ond nô brommlet: „s ischt a' guater Kerl, der Jakob, sell ischt wôhr, ond a' Weib braucht er au, ond wenn i et wär, er tät seiner Lebtag koi's kriaga."

* * *

Wia der Jakob am nächsta Sonntich en seim schö'schta Häs Herrabühl zua gôht, nô stôht der Gottfried am Weg. Der nickt, wia wann nex gwä wär, ond sait: „Mô na', Jakob?"

„Dô na'!" geit em der zur Antwort.

„Wei'sch (wünsche) Glück!" sait der Gottfried.

„Groß Dank!" sait der Jakob ond gôht weiter. Aber gwondret hôt er se doch, daß der Beck noh lacha ka'; der hôt sich doch ei'bilda könna, was er z Herrabühl will! Ond da' ganza Weg über hôt er über des senniert ond nôchdenkt, ond ischt uf oi' môl, eber sichs versehа hôt, en Herrabühl gstanda. s ischt em fascht z schnell ganga, er hôt se so gar viel ausdenka wölla ond hôt ezet vo' ällem nex denkt ghet.

Wia-n-er ens Haus vo' der Marie eine kommt, nô merkt er glei, daß dô ebbes Extras ischt. s hôt so nôch Kaffee gschmeckt ond nôch Zigore grocha, ond daß schmalzbachene Küachla om da' Weg send, hôt er am Brozla vom Schmalz ghairt. Des macht en schau' verwirrt, noh perplexer aber wurd er, wia-n-er en d Stub nei' kommt, ond der alt Bauer sait: „s ischt reacht, daß da kommst, mer wartet schau' a' paar Schoppalängena."

Eb der Jakob no hôt ebbes saga könna, ischt er henter-em Tisch gsessa ond hôt a' Schüssel voll Kaffee vor sich ghet, ond mer hôt von sei'm Sächle ond von dene Mädla da ihrem gschwäzt, halt grad wia mer schwäzt, wa' mer Heiretstag (Verlobungstag) macha will. No', uf des ischt jô der Jakob au aus gwä, bloß ischts-em merkwürdig fürkomma, daß dia älle schau' wisset, zua was er kommt. So domm ischt doch der Beck gwiß et gwä, daß er-en dia Sach gsait hôt, mô er doch selber hôt d Marie wölla!

„Aber mô ischt denn s Mädle?" sait jezet der Vater, „se soll au hergau'!"

D Muater gôht naus ond rüaft, ond einer kommt d Lisbeth. Se hôt d Auga z aischta et reacht aufgmacht ond uf da' Boda-n abeguckt ond am Schurz romzopft. „Also des wär der Jakob —“ sait der Vater. Der Jakob gucket d Lisbeth gschwend a' ond wieder weg ond schwäzt nex. Er will ebbes saga, aber er brengt nex raus weder: „Halt, Bauer —“. Dô gucket er der Lisbeth en d Auga, ond dia hent en so guat ond treu a'guckt, ond s ischt so-n-a' Schei' vo' Glück dren gwä, daß er hot ällweil nei' gucka' müaßa, ond sein Saz et fertig brôcht hôt. S ischt em gwä, als dürf er ond könn er dem Mädle et saga: „Du, i hau' dei' Schweschter wölla!“ ond wann er sonst äls denkt hôt: „Jakob, dia gfiel der!“ nô sait em jezet sei' Herz: „Jakob, dia ghairt der!“ Ond drom sait er zuam Baura: „So, Bauer, des wär d Lisbeth!“ stôht auf, und geit er d Ha'd. Ond nô sizt se neba-n na' uf da' Ba'k ond schwäzt wieder mit-em, wia vor acht Täg en Altstadt, grad vo' dene Sacha', wô mer au verstôht, et von dem domma Stuagert ond dem noh dömmera Preußischa. Ond wia-n-er so neba-n-er sizt, nô ischts em so wol ond hoi'lich gwä, wia schau' lang nemme, ond er hôt gmerkt, daß er jezet de reacht häb.

Zwoi andere ischts aber au wol gwä. D Marie hôt gschwend ihrn Kopf zuer Kamertür einer gstreckt — an dera hôt se glosnet (gehorcht) — ond wia se dia boida neba-n anander so vergnüagt siza sieht, witscht se tapfer wieder naus ond en d henter Kamer nom. Ond wer ischt dô gwä? Der Gottfried. Der ischt nemlich henter em Jakob drei' komma ond au ge' Herrabühl ganga.

„Was isch, Marie?“ rüaft er ond reibt se d Hä'd, „dô henta isch elend kalt. Könnet mer et bald füre?“

„Er nemmt se!“ sait d Marie ond lacht.

„Des hent mer gscheit gmacht, Marie,“ sait der Beck ganz stolz. „Daß aber no deine Alte nex merket!“

„Wa werdet se merka? J hau'-en dein Brief gä, ond s en verklärt, daß der Jakob d Lisbeth wöll, aber so o'gschickt sei em Schreiba ond em Schwäza, daß er dir d Sach auftra häb.“

„So," sait der Gottfried, „jezet ischt de Aelter weg, jez müaßet se mer di gä."

„Freile müaßet se!" sait Marie.

„I moi', mer ganget glei nüber," sait der Gottfried, „mer muaß s Brot nei'schiaba, so lang der Ofa' warm ischt!"

„Nô komm!" sait d Marie.

Aber dia hent guckt en der Stub düba, wia d Tür ufgôht, ond der Beck und Marie einer kommet, ond der Beck sei' Sächle sait! Er hôt tau', wia wenn des ganz so sei' müaßt, daß er jezet, wô de Alt weg sei, de Kloi' kriag.

Jô Mulle blôß d Gerschta! Der Vater sait, er häb' nex derwider, wann der Beck amôl sei Marie nemm, aber jezet könns et sei'. Oi' Mädle brauch er, ond weil jezet d Lisbeth da' Jakob nemm, nô müaß d Marie noh a' paar Jährla derhoimda bleiba. Wär der Beck vor-em Jakob komma, sezt er derzua, wenns em au ka' sei' et Ernscht gwä ischt, ond hätt d Marie wölla, nô wärs ebbes anderschters gwä, aber jezet — noi' s könn et sei', mer brauch des gozich Mädle.

Ond älles Bitta ond älles Bettla hilft nex; der Bauer bleibt auf sei'm Kopf, ond so en Baurakopf reißt koi' Beck ond koi' Marie ra, ond wenn se noh so arg tent.

„Aber i brauch glei a' Weib!" sait der Gottfried.

„Nô muascht der halt nôch-ra andra seha," sait der Bauer, „d Marie bleibt noh ledich!"

Jezt legt sich der Jakob, guatmüatig wia-n-er ischt, drei' ond bittet au; s hôt aber nex gholfa. s ischt em zwor komma, daß der Gottfried ond d Marie dia ganz Sach so a'zettlet häbet, aber er hôt no om so feschter d Ha'd vo' der Lisbeth druckt ond em Stilla Gott dankt, daß er d Marie et kriagt hôt.

Der Beck hôt wieder azieha' müaßa, ond se send mit anander hoi'; s ischt schau' senkede Nacht gwä, ond lang send se neba-n anander hergloffa, ond koiner hôt a' Wort gschwäzt. Endlich sait der Beck em Jakob, wia dia Sach ganga sei, ond jomret, daß er d Marie et kriagt häb.

„Guck, Beck,“ sait dô der Jakob, „des ischt Sendaschuld!“

„Ach was Sendaschuld! I hau' nex bais tau'.“

„Wärle mir et,“ sait der Jakob, „mir hôscht guats tau'; d Lisbeth ischt a' Prachtsmädle, extra wia für mi gmacht. Aber O'reacht ischt doch gwä vo' dir gega mi, ond vo' der Marie gega Vater ond Muater. Ond woisch: a' Mädle, wô ihre Eltera a'lüagt ond betrüagt, dia betrüagt amôl au ihren Ma'! Hau'-n-e et reacht, Gottfried?“

„Könntescht reacht hau', Jakob!“ sait der Gottfried ond schwäzt da' ganza Weg nex maih.

* * *

„Wa isch, Jakob? Du lacheschst jô mit-em ganza Gsicht!“ sait am andera Morga d Margret zuam Jakob.

„Siehscht mer nex a', Margret?“ frôgt der Jakob ganz vergnüagt.

„Wa werd-e?“

„Gang a'môl nauf ond frôg da' Vater, was am nächschta Sonntich ischt.“

„Was wurd sei'?“

„Heiretstag ischt!“ rüaft der Jakob. „I mach Heiretstag!“

„Du?“ sait d Margret.

„Rôt amôl, mit wem?“

D Margret bsennt se; se denkt an d Marie, ond nô denkt se weiter, daß wenn der Jakob dia kriag, der Beck se et kriag, ond nô —

„Margret, was denkscht?“ sait der Jakob. „Verrôteschts et?“

„Nemmscht d Marie?“ frôgt d Margret schnell.

Der Jakob lacht ond sait: „Noi', Margret, aber d Lisbeth. I sag der, descht a' Mädle!“

„So d Lisbeth,“ sait d Margret so ane; se hôt, i muaß saga', maih dra' denkt, daß der Beck ezet wahrscheinlich d Marie kriag, ond ischt drob nôchdenksam woara, weder dô dra', daß der Jakob jezt endlich a' Weib häb, wia-n-ers brauch ond wia-n-ers verdean.

s ischt er au uf der Zong glä, daß se gfrôgt hätt: „Nemmt nô der Gottfried d Marie?" aber Noi'! hôt se denkt, koi' Wort maih!

Ond jezet ischts beis Weberbaura' grad omkaihrt gwä weder vorher: Der Jakob hôt gschwäzt ond glachet, ond d Margret ischt ällweil still gwä ond hôt ihr Sächle so ane gschaffet. Der Jakob hôt gmerkt, wias bei der Margret onter ihrem Bruschttuach aussieht, ond daß der Beck ers halt a'tau' hôt, ond er hätt mit oi'm Wort se tröschta' könna, wann-er-er gsait hätt, daß der Gottfried d Marie et kriag, aber er hôt denkt, s ghair er, môrom ischt se so hauffärtich gega da' Becka' gwä! Mit dem ischt er wieder ganz guat Freu'd gwä seit sellem Hoi'weg, aber vom Heira hôt der Beck au koi' Wörtle maih gschwäzt ond ischt still seiner Arbet nôchganga.

So ischt s Jakobs Hauhzich komma, ond der Jakob hôt gstrahlet vor Glück. Am Sonntich vorher hent se vo' Herrabühl d Brautstück brôcht, d Nähere, môs gnäht hôt, ond d Kamerädenna' vo' der Lisbeth: em Jakob s Brauthemed, fei' ond nobel mit so Zacka' vorna' ra, der Margret a' grauß seides Tüachle, ond au em Vater ond der Muater, was en ghairt hôt. D Marie ischt natürlich au mitkomma, ond s aischtmôl hent dia boide Mädla ananader nächer gseha. D Marie, mô et gwißt hôt, wias der Margret oms Herz gwä ischt, hôt mit dera glei Kamrädles tau' wölla, aber d Margret hôt et so reacht mittau'; se hôt se zwenga' müaßa', no reacht freundlich gega se z sei', wia se doch ghairt hôt.

Wias dômôls noh Mode gwä ischt, hôt der Bräutichamm mit der Nähere ond de Kamerädenna' vo' seiner Braut ens Wirtshaus müaßa ond für s zahla. D Margret hôt gsait, se gang et mit, se häb noh em Haus z tau', ond bleibt dô. Se guckt der Marie so durchs Feaschter nôch, wia se s Dorf na gôht, ond sait: „Sauber ischt se, sell ischt wôhr, ond wenn se halt em Becka gfällt" — se tuat en Seufzer, ond wenn se a' Stadtmädle gwä wär, von dene mer älls en dene Gschichta em Blättle liest, hätt se schäzwol derzua gsezt: „so will ich das schwere Opfer bringen und auf ihn verzichten, ob mir auch das Herz bricht. Mögen sie glücklich sein! Der Himmel segne sie!" Weil se aber

a' Mädle gwä ischt, et wia se en de Büacher standet, noi', wia se em Dorf romlaufet, sait se: „Noi', i gonn se em et. Ond se hôt knüze Auga, ond falsch ischt se au!"

Ond se stampft mit-em Fuaß uf da' Boda. Nô aber gôht se naus ond brommlet: „Aber dir, Margret, gschiehts reacht, môrom bischt so hauhfärtich gwä!"

Wia se durch da Oehrn na'lauft, sieht se uf oi'môl da' Becka einer komma. Wa will der? Nex vo' dir, Margret, brauchscht et so bloich z werda. Er frôgt nôch-em Jakob. Em Wirtshaus sei-n-er mit dene Mädla. Mit wele? Ha dene vo' Herrabühl.

„Ischt d Marie au derbei?" frôgt er.

„Freile ischt se derbei, mach no, daß da nakommst!" rüaft d Margret.

Em Becka hôts aber et so pressiert. Er schwäzt noh von ällerhand mit der Margret.

„Môrom bischt du et mit ens Kreuz naganga?" frôgt er se nô.

„Weil e hau' et möga!" sait d Margret.

„Môrom hôscht et möga, Margret?" frôgt der Beck.

„Muascht du älles gwißt hau', Gottfried?" frôgt d Margret derwider.

„Aelles et, aber des! Sag mers, Margret."

„Dir? Grad dir am wenichsta!"

„Môrom et?" frôgt er ond gucket der Margret en ihre schwarze Auga, dia gfonklet hent, „môrom grad mir et?"

Ond er langt nôch ihrer Ha'd, d Margret aber ziaht se zruck ond sait: „Laß mei' Ha'd en Ruah, Beck! Druck deiner Marie de ihr!"

Dia Stemm, mit der se des gsait hôt, hôt em Becka verrôta, wias mit der Margret stôht. Er guckt se scharpf a', dui wurd raut, dreht se halba rom ond sait: „Was stôhscht na', wia na'bacha? Gang, lauf, spreng zua dei'm Schaz ens Kreuz na, ond laß andere Mädla en Ruah!"

Ond stolz lauft se von-em weg. Der Beck rüaft: „Halt, Margret, i will der ebbes saga." Se bleibt stau' ond gucket en frôgweis

a'. Der Beck macht a' paar Schritt zua-n-er na' ond sait: „Margret, i gang et ens Kreuz na!"

„Môrom et?"

„Wega der Marie. Guck i kriag se am End doch et —"

D Margret schnauft auf. Was, er kriagt se et? Ka' sei', daß er nô — Aber noi', der Guatgnuag will e au et sei', denkt se, ond eb se se reacht bsonna hôt, kommts raus: „So, d Marie kriagscht et, ond ezet kommt der Herr zua mir, ond ezet soll i der Guatgnuag sei'! Gang furt, Beck!"

Der aber bleibt stau' ond sait: „Margret, du bisch gwä, mô mer zaischta gfalla hôt, am beschta vo' älle Mädla em Flecka. Aber wer isch gwä, der s graischt Maul ghet hôt über den Becka? Du! Ond wer hôt zuam Jakob gsait: so en Becka nemm se et? Du! Wer hôt gmoi't, se sei z guat für mi? Du, neamerz anderschters weder du! Ond i sag, a' Beck ischt so guat wia-n-a' Bauer, ond was reachte Mädla send, dia frôget et zaischta nôch-em Handwerk, et nôch-em Geld, noi' nôch dem, was a' reachter Ma' ischt. Ond des be'-n-e, Margret."

Ond er guckt se so treuherzich a', aber d Margret sait nex ond zopft an ihre Schurzbändel rom. Ond der Beck macht furt: „Isch et wôhr, Margret? Hau'-n-e et reacht? Bsenn de drüber, Margret! Bhüet Gott!"

Ond er gôht naus ond läßt d Margret stau', ond dia guckt emmer noh uf den Fleck na', mô der Gottfried gstanda-n ischt, ond nô dreht se se rom ond sait: „Er hôt reacht, bigott er hôt reacht. Ond i be' domm gwä, dömmer weder mei' dömmschte Ga's."

Jô, Margret, grad so bischt gwä! I hätts et grad so gsait, aber weil da s selber saischt, muaß-e der Reacht gä: Dömmer weder dei' dömmschte Ga's!

* * *

Auf der Hauhzich vom Jakob isch hauch herganga ond älles hôt gsait: der Jakob häb noh de nöbelscht kriagt, mer könn lang suacha,

bis mer a' Mädle fend, dia besser zua-n-em passa tät als d Lisbeth. Der Gottfried hôt ällweil bloß nôch der Margret gucket. Ond wia dia au ausgseha hôt en dene schnaibluaschtweiße weite Hemedärmel, dem raute Mieder ond dem dicke kurza Rock mit dem broita sammeta Saum drom rom! S ischt wärle wôhr, se ischt de schö'scht vo' älle gwä, ond d Marie hôt et neba se na' dürfa. Dia hôt, wia älls wirklich dia domme Mädla uf de Dörfer, se gschämt, en dene Kloider z komma, wô mer vo' Alters ghet hôt, ond hôt se a'tau' ghet, wia d Mägd en der Stadt. Wenn d Mädla wüßtet, wia schö' se fend en ihre alte echte Baurakloider, koi' gozige tät dia domme Stadtkloider a'ziaha. Aber dô fend se grad wia dia fürnehme Mädla en der Stadt: d Mode muaß halt mitgmacht sei', ond wenn dia Fetzla oms rom hanget wia dene Affa' uf-em Märkt ihre Jäkla.

Mit der ewicha Treu, wô d Marie selbichsmôl z Herrabühl em Gottfried versprocha hôt, isch et arg weit hergwä. Bsonders oiner vo' dene Herrabühler Burscht muaß bereits an der Treu a' bisle gnottlet (gerüttelt) ghet hau'. Ond wias später woara-n-ischt ond mer tanzt hôt, ond der Gottfried amôl a' bisle naus gôht zuam Verschnaufa', sieht er sei' Ewichtreue bei dem Burscht stau', ond der hôt sein Arm om se glegt ghet, ond — hôsch gseha, Gottfried? — grad hent se sich en Kuß gä. Der Gottfried hôt a' reachte Froid an dem Kuß ghet. Er hôt älls noh a' bisle dra' rom gmacht, ob er net halt doch uf d Marie warta soll, weil ers amôl versprocha hôt. Wia-n-er aber sieht, daß sich dô Oiner ebbes bei dera holt, was e r noh et von-er verlangt ond kriagt hôt, nô denkt er: dia Denge läscht laufa, der Jakob hôt selbichsmôl uf-em Hoi'weg am End doch reacht ghet! Ond er gôht wieder eine, ond grad hent d Musikanta wieder a'ghebt z blôsa, ond er gôht uf d Margret zua ond nemmt se en Arm ond fliagt mit-er em Tanzsal rom. Ond nô führt er se wieder en de a'der Stuba nüber ond gôht nemme von-er weg da' ganza Obed. Ond nô hôt er se au noh hoi' gführt. s ischt a' kalte Nacht gwä, ond der We'd hôt-en en ihre hoißa Gsichter blôsa ond gschwäzt hent se nex. Bloß an der Haustür, wia der Gottfried om-

dreht, nemmt en d Margret gschwend an der Achsel, zieht en her ond sait em ganz leis ens Auhr: „Gottfried, i be' sendlich domm gwä."

Ond nô witscht se ens Haus eine. Ond der Gottfried — wia doch dia Becka gspässich send! — stôht en dera kalta Nacht na', bis doba em Kämmerle vo' der Margret Liacht ischt; nô nemmt er a' Stoi'le ond schmeißts nuf. Ond wia d Margret, s Liacht en der Ha'd, da' Kopf rausstreckt, rüaft er nuf: „Margret, aber jezt bischt de gscheitscht, ond de schö'scht em Flecka ohnedem. Ond heu't en vier Wocha bischt mei' Weib!"

Ond d Margret nickt ond lacht ond machts Feaschter zua ond schlupft ens Bett eine. Ond se lacht ällweil noh so vergnüagt ane, ond nô sait se schau' halba-n-em Schlôf: „So a' Beck!"

Jachdg'schichtlich vum alte Gäwele.

Von **Wilhelm Schrader.**

Wer en g'kennt hat, wer en g'säh' hat, de liewe alte Gäwele, der hat hait noch e arche Fraad, wenn er an die scheine G'schichtlich denkt, wu der alt Gäwele im Ochse z' Michelbach all's praisgewe hat.

Wer ba dene G'schichtlich hat zuhär'n wölle, der hat scho ebbes aushalte miesse, denn ärschtens hat der Gäwele oft G'schichte verzeilt, wu aam d' Hoor z' Berch g'stande sinn und wenn er die gräscht Glatz g'hatt hat, und wu se Baam und Balke 'bouche hewe, wemmer aa vorsichtshalwer d' Fenschter uffg'macht g'hatt hat, und zwaatens hat er en Dawak derzue g'raacht, wu zwaa Pfaife en Dambohr umbracht hewe; „draimohl um de Laib 'rumm um en Kraizer", hat er g'soocht, kumm er 'n. Er hat en selwer 'baut in ere aus'troochene Saatschuel in der „alte Gawel" im Revier Michelbach, und daß

des ka Hawannah isch, des wisse aa die, wu in der hohelohische Geographie grood net sou dehaam sinn. Er selwer hat 'en vertrooche könne, den Dawak, er isch jô färschtlicher Färschter g'weh und e Mou, wie e Aachbaam, knorrich und rauh im Aißern, awer aa kernich, trai und zuverlässich im G'müet.

Wen der Gäwele emohl oug'raacht hat, der isch sa Lebdooch vum Unziefer frai bliwe, denn d' Mucke, d' Fläh, und sunschtiche Saichetier sinn aanfach devou hin worde. M'r hat ewe des Nuß-laawich, mit dem er san'n Knaschter g'streckt hat, gor z' arch 'raus-g'schmeckt.

Mir sinn 's g'wouhnt g'weh und hewe maanschtens A. B. Raiter g'raacht, oder Draikönich, der riecht aa net wie Ottlewant (eau de lavande, Lawendel). Der Ochsewärt hat en recht guete Wei im Keller g'hatt, en Michelbächer, en Söllbächer und en Haiholzer, der hat e Bugett g'hatt! Vun dem Wei hat d' Mooß 8, 10 und 12 Kraizer g'kost't. Dô isch aam mit drai Batze scho recht warm worde.

„Wu häbt' 'r denn die scheine Forelle her, Ochsewärt," hob i en g'froocht, wie er en fast vierpfündiche Fusch uff de Tisch g'stellt hat.

„Vum Herr Gäwele."

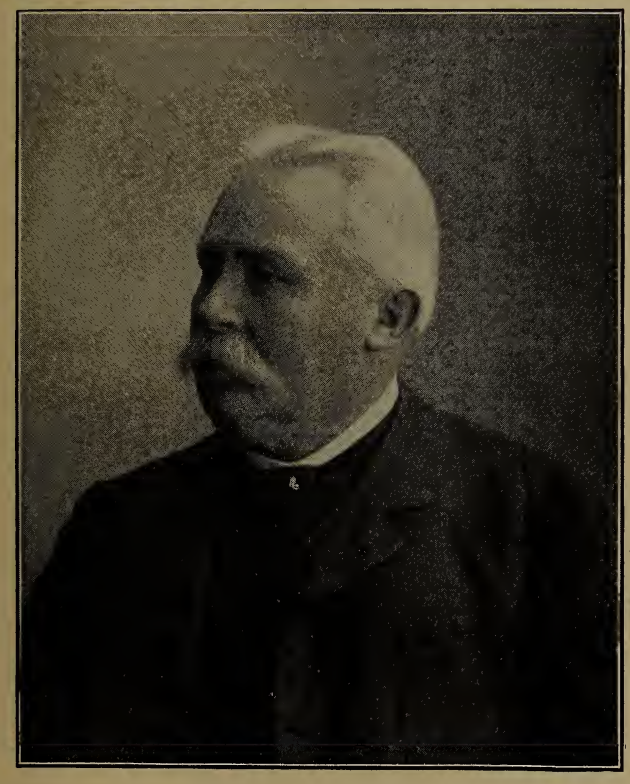
„Ja, Herr Gäwele, sait wenn tean denn aa Sie fische, i hob S' doch noch nie mit ere Angel laafe sähe?"

„Die fang i alle in de Aachhörnlesneschter."

„Ha! Ha! Ha! Wie mache S' denn des?"

„Wenn all's 's Hochwasser kummt — i g'schpür 's allemohl zwaa Deech vorher in de Hühneraache an man'ne verfrährte Füeß — nô gäh i norr in die „alt Gawel" und biech die Baam, wu Aach-hörnlesneschter druff sinn, geiche de Bach e weng uff de Boude roh und bind' s' mit Waide anenander. Nô kou meitweeche d' Zwerschwemming kumme wenn s' mooch und 's Täle halwer unter Wasser setze. Wenn se nô 's Wasser verloffe hat, isch fast in jedem Aachhörnlesnescht e Forell, oft sinn zwaa und drai in aam. I nemm nô aus, so viel i brauch, schnaid die Waide oh und laß die rohbouchene

Baamlich mit de Aachhörnlesneschter widder 'nuffschnelze. D' Forelle halte se zimmlich lang drinn, wall 's Laawich immer faicht blaibt, und how i all's nach 'm Frühjohrshochwasser Forelle grood



g'nuech bis in Auguscht, wu mir nô ma Gaul, der Hassan, Rebhühner stäht oder im Herbscht die ärschte Hoose traibt. Vun dem Aachhörnlesdreck werde s' ärscht noch recht fett, d' Forelle.

An Fisch fehlt mir's, wie g'soocht, nie, und wemmer je emohl die lausiche Raisichbuewe ma Aachhörnlesneschter ausnemme, nô fisch i ewe g'schwindt mit merre zahme Forell.

„Gäwele, binde S' uns kaan'n Bärn uff! D' Forelle kou m'r doch net zähme!"

„I hob ma Lewedooch noune g'louche und weeche Aich fang i 's Lüeche aa nimme ou; was i verzeil, isch wohr. Ihr werdet glai härn, wie i die g'kriecht hob.

Gäh i emohl in aller Früeh de Bach nuff, nô fliecht mir grood e Maikäfer ins Aach; i räppel immer und räppel immer an mam'm Aach und bring des Lueder net 'raus. Nô guck i, wall 'r im rechte Aach g'weh isch, uff ma linke Stiffelschnuut und sooch: ,'s isch m'r ebbes ins Aach g'falle, wär m'r 's liewer ins Ohr g'falle.' Des hat g'holfe; der Maikäfer isch haus g'weh, und wie i sou awersche guck, säh i, wie e Forell allsfort an eme Waidebaam in d' Häh schnelzt. I gäh näher nou und säh dô en Maikäfer an eme Waide-rietle hocke; nach dem hat die Forell g'schnappt. I biech des Näschtle noh und, wuppdich! hat s' en g'hatt; nô how i noch mei Maikäfer noug'setzt, 's Zwaichle all's nohbouche und allemohl hat s' die Forell neig'schnappt. Endlich isch se sou haanlich worde, daß se mir d' Maikäfer aa aus der Händ g'fresse hat. Bin i de Bach noh g'loffe, nô isch s' aa de Bach noh g'schwumme, bin i'n nuff zue g'loffe, nô isch s' aa nuff g'schwumme und allewail e Stick sechs bis acht vun ihr'n Kamerädlich hinte drei. A poor Deech druff how i de Bach ohg'steckt, ma Forell mit ihr'm Gefolch in des Gimple neig'lockt und d' Fall hinter er schnappe lasse, und hob sou sechs scheine Forelle g'fange.

Ma zahme — i hob s' ,Säähundle' 'taaft — how i widder 'nausg'lasse und jetz kummt 's scho 'ruffg'schnelzt, wenn s' me norr pfaife härt. Sie frißt aa Kuttelfleck, Wärm, Ebirnschelfich und was m'r grood im Haus hat, wenn's ka Maikäfer geit.

Jetz isch nächschtens Laachzait, nô isch e Wail aus mit de Forelle, nô muß ma Gaul widder Hoose traiwe."

„Aber, Herr Gäwele, Sie werden sich versprochen haben, Ihr Pferd wird doch nicht zur Jagd verwendet werden? Der Hassan wird wohl Ihr Hund sein?" hat ma Freind, der ba m'r uff B'suech g'weh isch und die scheii Hoheloher Schprooch net g'kennt hat, uff Hochdaitsch zum alte Färschter g'soocht.

„Na, na! ma Gaul, der Hassan, mueß jetz uff d' Jachd. Sait ma Tiras vum Prinz Eschderhazzi" — der Ochsewärt hat g'maant, der Gäwele häb g'nosse, sou scharf hat der den Noume ausg'sproche, und hat ‚G'sundheit, Herr Gäwele!' 'reig'ruefe — „uff der Auerhahnejachd tootg'schosse worde isch, how i m'r kaan'n Hund meii ohg'richt. Sou, wie der Tiras g'weh isch, gitt's doch uff der ganze Welt kaan'n meii, und forr die lumpich Jachd, wu m'r jetz noch hat, sait d' Bauern aa jooche därfe, kou ma Gaul grood g'nuech; er hat 's Handwerk ewe aa vum Tiras g'lernt.

Wenn i all's iwer d' Äcker in'n Wald g'ritte bin, hat er, so oft der Tiras Rebhühner g'stande hat, glai aa g'halte und 's vorder Baan in d' Häh g'heibt und isch nimme waiter z'bringe g'weh, bis i man'n Küeh'fueß ou'g'leicht, husch husch husch g'macht und wenn s' uffg'fohrn sinn, e poor Hüehner rohbläzzt g'hatt hob. Aans hat allemohl der Tiras und aans der Hassan apportiert.

Aanmohl, 's isch an eme Meitich g'weh, i waaß 's noch wie hait, will i grood uff d' Jachd mit mam'm Tiras, nô kummt der Schuelmanschter mit ere verreckte Katz und seecht, der Tiras häb s' em geschtern verrisse. I guck de Tiras norr ou; der hat d' Aache niederg'schlooche, wie 's Gloospäters Chrischtiannele, wenn m'r s' in d' Backe g'klemmt hat und hat se g'scheimt.

I sooch zue 'm: ‚Pfui Daifel, Tiras, scheimsch du de net, an d' Katze z'geii, du, 'em Gäwele sa Jachdhund? Des tean d' Metzelhund! Pfui Daifel!'

Des hat se der Hund, scheint's, sou z' Härze g'numme, daß er an gor nix andersch meii denkt hat. Wie der Hassan scho stäht, läfft der immer noch in Gedanke waiter. Richtig, pfurrt aa glai e Kitt Hüehner 'naus; 's hat grood noch g'langt, daß i zwaa rohbläzzt hob.

Der Hassan, wie 's Dunnerwetter druff, apportiert alle zwaa; der Tiras hängt de Koupf mitsamt de Ohrn und läfft waiter. E halwe Stund druff gäht's grood widder sou. Was, maant 'r, daß nô der Hassan 'tou hat? Isch sunscht der bescht Freind vum Tiras g'weh, gäht her, heibt 's Baan uff und schleecht 'm ka dumm's in die korze Rippe, wie wenn er sooche wött, du bisch e scheiis Vieh vumme Jachdhund.

Eß isch der Hund haam. I hob m'r vorg'numme g'hatt, deßmohl tuesch 'n awer or'ntlich herkarwaatsche. Wie i haam kumm, isch ma ärschte Frooch nach 'm Tiras.

‚Ja, des isch e scheiner Hund! Stiehlt mir der Kerle d' Hälft vun merre Läwern; d' Läwerschpätzlich lange kaum mei forr di.'

‚Was? der Tiras hat Läwern g'stouhle? Des kou gar net seii. Der Tiras hat noch nie g'stouhle!' Und doch isch's sou g'weh.

Der Tiras hat die Läwern hinter 's Pfarrers Schaier vergrowe g'hatt und wie s' nô nach e poor Deech recht g'stunke hat, treecht der s' 'naus an 'n Bach, leicht s' uff de Boude und fährt mit sam'm Schwounz immer in derre verstunkene Läwern 'rumm; nô hängt er de Schwounz ins Wasser und 's dauert aa ka zwaa Minutte, schnellt er 'n in d' Häh und zieht zwaa große Edelkrebs 'raus, fährt widder in dere Läwern 'rumm und krebst sou fascht die ganz Nacht dorch. Morchets, wie 'm i sa Fresse bring, hat der fünfundachtzich große Edelkrebs in sam'm Hundshaisle g'hatt. Nô isch er an mir nuffg'sprunge, hat mit serre verzwickte Ruete g'weddelt, hat me zu dene Krebs noug'führt und hat me oug'guckt, wie wenn er sooche wött: ‚Gäwele, moochsch me widder?' I hob en nô widder g'straichelt und von dô ou in de Krebsmounet, Mai bis Auguscht, oft krebse lasse.

Nô mueß mir 'n der Prinz Eschderhazzi ärscht noch aus Versehe totschieße!

Ba derre Jachd isch ka Glick g'weh und doch hewe m'r alle lache miesse. Des isch awer e lange G'schicht, dô mueß i voor ma Gorchel e wenig schmiern.

‚Ochsewärt! Dô läfft e Schpuele leer. Noch e Kante Söllbächer und e halb Pfund Schwartemooche.'

Sou, jetz kou's loos geii.

Dô kummt emohl der Owerjeechermanschter von Killinger vun Ähringe und isch fuchstaifelswild. 's Ochsewärts Evamiele hat er e dumme Gous g'haaße, wall s' em en Haiholzer 'bracht hat und er hat en Söllbächer g'wöllt; wie wemmer sou ebbes eme Owerjeechermanschter ousähe mießt! Ma Tiras hat 'n oug'schnuffelt, nô haabt 'er 'm aans mit der Raitpaitsch riwer, und sunscht hat er 'n allewail dätschelt. Nô sooch i zu em: ‚Was hewe denn Sie hait, Herr Owerjeechermanschter?'

‚En Zorn, en Weltszorn how i. Mir heeche 's Wild und ander Lait wölle 's schieße. Dô schraibt der gnädichscht Herr Färscht vun Slawentschitz 'raus, 's käm e Prinz Eschderhazzi, der häb g'härt, im Michelbächer Revier häb's noch e poor Auerhahne, iwermorche wöll er 'rausfohrn, m'r söll e wenig sorche, daß 'r aan erleeche könn. Naddirlich, m'r erleecht norr sou! Hait will i net flueche, awer morche soll e hailich's siedich's . . .'

‚Wie isch er denn dô?' sooch i und hob mit 'm Daume tou, wie wenn i Geeld zeile tät.

‚Dô isch er reecht. E Hampfel Kronetooler fällt ganz g'wiß oh.'

‚No, nô schießt der Prinz aa san'n Auerhahn, lasse S' norr mi mache, Herr Owerjeechermanschter!'

Der Owerjeechermanschter v. Killinger hat sa Schöpple Söllbächer mit eme Krüechle Selzerwasser nohg'läppert — er hat en schlechte Mooche g'hatt und isch 'm verbotte g'weh, de Wei pur z' trinke; etz i mooch außer 'm Kerschewasser ka anders Mineralwasser — und isch nô haamg'ritte, e G'sicht hat er g'macht, wie wenn er Kraizspinne g'gesse hätt'.

I hob nachts um zwaa man'n Bichseranze 'rumg'hängt und bin in Wald 'naus. Grood hat's z' Michelbach drai g'schlooche, här i scho en Auerhahn falze; i spring en ou; wie er uffhärt how i de Odem g'halte, m'r hätt' d' Mucke laafe g'härt; er falzt widder

und i laß Höpf wie e Gaasböckle, solang der Hahn raunzt. E Värtelschtund druff isch er in mam'm Bichseranze.

Es isch im Kraizle dowe e Holzmacher g'weh — er hat all's aa in mam'm Revier g'schafft; der hat jede Wechsel g'wißt, er hat all's aa Hoose in de Schlaafe g'fange, m'r hat en awer nie verwischt, drum hat m'r 'm aa nix bewaise könne; e dorchtriewener Jauner isch er g'weh — zu dem bin i g'gange und sooch zu em: ‚Chrischtian, morche kousch en halwe Gilde verdiene und en Buddel Schnaps.'

‚Reecht gärn, Herr Revierfärschtner.'

‚Dô how i im Ruckſack en Auerhahn, den mueß der Prinz Eschderhazzi morche schieße.'

‚Ha, der isch jô scho hin!'

‚Halt da Maul, bis i ausg'schwätzt hob. Hait Nacht um Ans gähsch 'naus an die hoch Bueche, klettersch mit dem Auerhahn nuf und dricksch de in die öwern Äscht nei; nô wenn d' es kumme härsch — i pfaif zwaamol — fängsch ou z' falze, du kousch 's jô, i bring' den Prinz unte nou, und wenn er nô nuffbläzzt, nô schmaisch den Auerhahn roh, brauchsch de net z' färchte, i lod em 's G'wehr selwer und zwor blind. Wemmer nô fort sinn, schtaichsch roh, bamm Ochsewärt kousch en Schoppe Fruchtschnaps trinke und e poor Wärscht esse und kriechsch noch e halbs Gildestickle.'

‚I sooch ewe ewail vielmohls Dank, Herr Revierfärschtner.'

Nachts um halwer Zwölfe kummt die alt Jachdschäß vun Ähringe im Ochse oug'fohrn; uff'm Bouck der Laibgutscher Häfner und inne drinn der gnädich Färscht, der Prinz Eschderhazzi und der Owerjeechermanschter von Killinger; der Häfner hat en Haiholzer 'trunke und die Herrschafte en Söllbächer.

Nô seecht der Owerjeechermanschter: ‚Gäwele, Dorchlaucht erlaabt, daß Er mit uns fährt.'

's hat me dunderschlechtich verzärnt, daß der vor dem Prinze per Er mit mir g'red't hat. Am Waldeck simmer ausg'schtieche. I lood die G'wehr, 'em Eschderhazzi seis naddirlich blind und tue zwaa lange Pfiff.

Jetz falzt der Chrischtian aa glai wie der Daifel, m'r hätt grood maane könne, 's sai e rechter Auerhahn. Mir springen 'en ou, der Prinz awer sau dabbich, daß e rechter Auerhahn scho lang iwer alle Berch wär'. Wie mir unter der Bueche sinn und der Christian grood widder falzt, sooch i: ‚Dorchlaucht druff!' Der Prinz schießt all baad Laaf oh und glai druff tuet 's aa en Pflumpfer de Baam roh; der Prinz druff loos wie's Dunderwetter und heibt — — — man'n Rucksack uff. Hat des Rindvieh, der Chrischtian, de Auerhahn mitsamt 'em Sack rohg'schmisse!

Der Färscht hat se de Bauch g'heibt vorr Lache; der Prinz Eschderhazzi hat g'maant, des sai 'em noch nie vorg'kumme, daß er en Auerhahn im Sack g'schosse häb, hat awer aa g'lacht. Der Owerjeechermanschter hat blooß g'soocht: ‚O Gäwele,' und i hob em Chrischtian nuffg'schriee: ‚Kerle, wenn d' net glai rohkräbselsch, kousch hait owed Schroot in dam'm Buckel growe lasse.'

Wie er hunte g'weh isch, gibt em der Prinz drei Kronetooler und frächt en, ob 's em nix tou häb. Es hat se der zuefällich an eme därre Ascht g'schtoße g'hatt, sou daß 's e weng bluet't hat, dô hat der Prinz g'maant, er häb en g'schosse und gibt em noch emohl fünf Kronetooler. Isch awer dô der Chrischtian g'loffe!

Der Färscht hat noch e weng Füchs jooche wölle. Mir laafe dorch de Wald; uff aanmohl schtolpert der Prinz Eschderhazzi iwer e holzichs Haisle, 's G'wehr gäht 'em los und der Tiras schrait mordsmäßich, bleibt awer doch schtei und häbt 's vorder Baan in d' Häh, wall zwaa Schnepfe iwern wechg'flouche sinn.

‚Wie können Sie auch in Ihrem Revier Starenhäuschen am Fuß der Bäume befestigen? Da nisten doch die Staren sich nicht ein; da strauchelt man nur darüber.'

‚Dorchlaucht, des sinn ma Schnepfehaislich, dô traiw i Schnepfezucht drinn; hewe S' denn net g'säh, wie die zwaa Alte 'nauspforrt sinn? Gucke S' noor in des Haisle nei, was dô drinne isch.' Sinn dô siewe Schnepfeaier und drai grood ewe ärscht ausg'schlupfte klaane Schnepflich drinn g'weh! Der Tiras schtäht immer noch

und 's Bluet laaft 'em aus der Saite. I mach glai man'n Bichse-ranze uff und tue e Häffele voll Bachstelzeferse-Inschtlich und e Kölble mit Maaslichfett (Maisenfett) 'raus und hob 'em Tiras 's Louch im Bauch verschmiert; 's hat nix meii g'holfe. E Värtelschtund druff hat er mir noch emohl d' Händ g'schleckt und de letschte Schnapper tou. Haile hätt e könne! I pack man'n arme Tiras in man'n Bichseranze und führ die Herrschafte waiter in de Wald an ma Bluemekultur.

‚Leben wir denn in einem Wunderland? Hier wachsen ja Rosen auf den Tannenbäumchen,' seecht der Prinz Eschderhazzi.

‚Dorchlaucht, i hob e große Fraad an scheine Blume. Des-zweeche bitt i all's man'n Freind, de Houfgärtner Funk in Friede-richsruh, daß er mir uff ma Tannebaamlich Roose, Hortensie und Schnääballe okuliert; des isch e Haaptkinschtler, der kou's, und i mueß sooche, 's hat e jeds e Fraad an dene scheine Baamlich. Schnaide S' Ihne norr Roose roh, so viel S' meiche.'

Derwail kummt unser Jachdschäß noch; mir staiche ei und fohrn Michelbach zue. Der Häfner hat san'n Haiholzer g'schpürt und wie's ums Eck 'numm gäht, schmaißt er aa richtich um. Mir porzeln alle dorchenander, i bin z'ärscht widder uff de Baan g'weh und sooch: ‚Gott sai Dank, Dorchlaucht, m i r hat's nix tou.'

Die Herrschafte kraweln so nooch und nooch aa uff; 'broche hat kaans nix g'hatt, g'schimpft hat awer alles.

‚Der Kutscher scheint mir betrunken zu sein,' hat der Prinz Eschderhazzi g'soocht.

‚Ganz g'wiß net, Dorchlaucht,' hat der Häfner g'soocht, ‚i hob hait noch ka aanzichs Tröpfle Wei g'säh, 'em Gäwele sa Boort isch mir ins G'sicht g'flouche, nô howe nix meii g'säh.'

‚Gäwele, ich hab' Ihm schon oft gesagt, der lange Bart gefällt mir nicht,' fängt nô aa der gnädich Färscht ou.

‚Dorchlaucht, der Boort isch uff mam'm aachene Grund und Boude g'wachse, der kou de Häfner net scheniert howe; i how 'en jô, wall Dorchlaucht die lange Bärt net meiche, in ma Weschte

neipackt, dô kou er gor net weddeln. Am Naijohr how i 'n ärscht ohg'schniete, 's hat widder en ganze Kreiwe voll Hoor gewe. Der Saaler Walch vun Öhringe, wu alle Johr zwaamohl nach Michelbach kummt und Küehschwänz kaaft zu Roßhoor, hat mir 'en Sechschbäßner forr man'n Boort gewe wölle, i how en awer selwer braucht. In fünf Johr how i e Sofa, sechsch Sessel und en Fußscheimel mit mam'm aachene Boorthoor 'polschtert, jeß schpoore die Hoor zwaa Jährlich z'samm, nô langt's aa noch e Matraß. 's Unziefer gäht net laicht in die Matraß, wall i de Boort bamm Uffwachse orntlich g'raachert hob.'

No, mir sinn nô vollschter uff Michelbach neig'fohrn und isch der Prinz Eschderhazzi ba de Forelle und dem guete Haiholzer vum Hackert sam'm Wengert recht luschtich worde. Mir hat er forr man'n Tiras zwaahundert Gilde gewe; sou Herrn hewe's jô, die brauche net z'spoorn. I hob me vielmohl bedankt und hob m'r forr des Geeld e Kueh und e Gaas g'kaaft. Dahaam how i 'em Tiras d' Haut roh; der Fuchs von Schtaanisförtle hat mir s' ohg'kaaft. Bam'm Ohzieche how i nô g'sähe, daß der Hund gor net hin worde wär, wenn er's Gwaad (Eingeweide) reecht im Laib g'hatt hätt'. Des how em i vorr zwaa Johr hinterschefür neig'macht g'hatt.

‚Awer Herr Gäwele!'

I hob üch scho emohl g'soocht, i lüech net. Was i verzeil, isch alles wohr.

Des isch sou g'gange. I laaf emohl mit' m Tiras iwer de Buchhorner Sää, 's hat grood arch dick's Ais g'hatt, nô flieche zwaa Ente, Weltskerlich, iwer me niwer; i raiß man'n Küehfueß an de Backe und bläzz se roh. Die sinn awer sou schwer g'weh, daß se 's Ais newe mir drou dorch und dorch g'schlooche hewe. Der Tiras schlupft glaich in des Aisloch 'nei und bringt de Entrach 'raus, gäht noch emohl unters Ais und holt aa d'Ent. Dô hat er se nô verkält't und hat acht Deech färchterlich an Verschtopfing g'litte.

Am Samschtich how i uff der Domänekanzlai z' Öhringe G'schäft' g'hatt; net wait dervou, glai derneewe, hat der Dr Aise-

menger g'wouhnt; dem how i de Tiras vorg'führt. Er hat zwoor g'soocht, er sai ka Dokter bäschdialis, dô mießt i aichentlich zum Sewald gei, er wöll awer dem Hund ebbes verschraiwe, des mach em g'wiß Luft. I laß des Rezept bamm Sandel mache, kaaf m'r bamm Schtuß, em Dekanemexter sam'm Brueder, e Worscht, mach in die Worscht e Louch nei, schütt des Pulver drei 'nei und gib's em Tiras. Wie i drauß am Orendelschtaan laaf, haam zue, schleecht der Tiras scho Faier. I laaf waiter, der Hund kummt uff ka Ruefe und ka Pfaife und winselt goor z' arch. Wie i noulaaf, säh i uff'm Boude en Klumpe Gwaad, wu immer zuckt hat.

Hat 'm der Dr. Aisemenger e sott's scharf's Pulver gewe, daß Herz, Läwern und Lunge und alle Därm von em g'gange sinn. I bin g'schwind nei zum Riedel g'schprunge, zum Schoofriedel, hob m'r e Schissele voll Baameil gewe lasse, hob des Gwaad rutschich g'macht und hob 's em widder 'nei g'schouwe. Des how i 'm dômohls hinterschefür 'nei 'bracht, sunscht hätt' 'm der Schuß gor nix tou. Der Oodem, maan i, sai 'm all's doch e weng kärzer g'weh, wie friher, und 's G'här häb aa e weng g'litte, wie bamm alte Glais und sam'm Hundle, dem er nô bamm Schnepfebuschirn e Glöckle 'rumm g'macht hat. Des mueß i üch noch verzeile. Ochsewärt! Noch emohl eig'schenkt!"

„Gäwele, mach's korz, m'r miesse haam, 's gäht scho uff Zwölfe."

„Die Herrn hewe 's Eischspanne b'schtellt; e andersmohl isch aa e Dooch," hat der Ochsewärt g'soocht.

„Wie 'r wöllt!"

„Kummt guet haam und schmaißt am Kappler Eck net um. En Schoppe trink i anneweech noch! Adjes und g'sund!"

„Guet Nacht, Herr Gäwele!"

Madame Bavarias Christabend.

Von **Tony Schumacher.**

Bum, bum, radatschin-rattatta! — Bim, bim — puff, puff! Dideldum! …

Draußen auf der Wiese scholl all dies durcheinander und die Menschen, besonders die Kleinen, drängten und stießen sich, wollten alles sehen und hinderten sich durch langes Stehenbleiben. Furchtbar wichtig war es auch, ob sie ihren krampfhaft gehaltenen Zehner für Karussell, Pfefferkuchen oder Zwetschgenmänner ausgeben sollten. Dabei schneite es, was es konnte.

Es fing an zu dunkeln, die Menge lichtete sich. In den Buden wurde schleunigst, bei rötlich brennendem Laternenlicht, zusammengeräumt. Verkäufer schlugen ihre Lattengerüste ab und packten ein, mancher trübselig die nicht verkauften Glaskugeln, Wachsengel und Pelzmärtel bis auf nächstes Jahr zu unterst legend. Wagen fuhren hin und her, die Kisten aufzunehmen, und der Marktmeister mahnte zur Eile, denn morgen früh mußte Festtagsordnung auch hier außen herrschen.

Da, wo die Buden mit Sehenswürdigkeiten sich befanden und dahinter, in den Wohnungen des fahrenden Volkes, war's nun auch stille geworden. Örgelein, Trompeten und Trommeln waren verstummt. Die Schaukeln lagen abgeschlagen zum Weitertransport bereit. Über das Karussell war eine graue Leinwand gezogen. Die Schießstätten standen der Gewehre und ihres Flitterschmuckes beraubt da, und die Besitzer von all den Herrlichkeiten saßen nach dem langen Frieren irgendwo im Warmen, sei's im Wirtshaus, sei's im schützenden Wagen hinter dem eisernen Öfelein.

Dicht neben einem solchen im Hinterraum der Bude, auf welcher vorn das Konterfei der Riesendame: Madame Bavaria in prächtigen

Farben prangte, saß diese auf einem festen Sitz, der als Unterlage zwei zusammengerückte Fässer hatte. Sie trug nicht das knallrotseidene Kleid wie auf dem Bilde außen, sondern einen buntkarrierten Rock und eine etwas trüb aussehende himmelblaue Flanelljacke. Nach dem langen Dekolletiertsein bei den Schaustellungen tat die pralle Wärme so wohl, und über die mannsdicken Oberarme und den gewaltigen Busen hatte sie sich noch einen dicken wollenen Schal gewickelt. Madame Bavaria wohnte immer, auch in der kalten Jahreszeit, in einem Verschlag der Bude, denn für ihre Länge von stark zwei Meter und für die dreihundert Pfund, die sie wog, wäre wohl nirgends ein Bett zu finden gewesen. Eine zusammenlegbare Bettstatt mit mächtigen Kissen und Federdecken führte sie bei sich, und jetzt lehnte sie den Rücken an eben diese Bettkiste an und wärmte sich wohlig die in wollenen Tappern steckenden Füße. Die seidenen Schuhchen, die sie den Tag über tragen mußte, drückten, trotz ihrer Größe und Weite, doch sehr.

Herr Carlos Bosko, ihr Gemahl, trat hinter dem Vorhange vor, wo er die heutige Einnahme gezählt und gleich einen Teil davon in die Hosentasche hatte gleiten lassen. Eigentlich hieß er Xaver Grundlhuber und war seines Zeichens Kellner gewesen, ehe er Taschenspieler wurde. Kartenkunststücke, die er abgeguckt, hatten ihn zuerst auf diese ihn höher dünkende Laufbahn gebracht, und persönliche Gewandtheit half ihm zu immerhin verblüffenden Kunstleistungen. Sie waren es mit, die ihm einst das Herz der gewichtigen Jungfrau Anna Maria Meschenmoser, jetzigen Madame Bavaria, zuwendeten, die, in diesem ehelich umgekehrten Falle, ihn zu ihrem Gatten erhob. Trotz der äußeren und inneren gewaltigen Ungleichheit der beiden war die Ehe keine schlechte.

„Hast warme Fußerln jetzt? Kriegst bald einen heißen Kaffee?“ fragte Herr Carlos in besorgtem Ton. Dann aber kam etwas wie Verlegenheit über ihn, als er, in einen hellen Überzieher schlüpfend, den hohen Hut aus einer Kiste holend, ausgehbereit vor der Gattin stand. Gegen ihre Gewohnheit machte diese eine Bemerkung:

„Willst denn schon fortgehen? — Ich mein', heut abend hätt'st schon ein bisserl länger bei mir aushalten können?"

So was reizte Herrn Bosko, aber er blieb immer höflich:



Tony Schumacher

„Aushalten, Nandl, aushalten! Brauch' doch nicht gleich so großartige Wörter! Ich weiß ja recht wohl, daß du sagen könntest — 's ist Christabend usw., usw. Aber, meine Liebe, erstens sind

wir Zwei doch über solche Gefühle hinaus. Und dann hab' ich bei meiner Wirtin schon heut früh ein ganzes Ganserl und eine Flasche Rotwein für dich bestellt, was man dir bringen soll — jawoll! Du siehst, daß ich dich nie vergesse! Und außerdem habe ich mich mit einigen Artisten verabredet — lauter feine Leut', sag' ich dir. — Daß dein Mann da net fehlen darf, das siehst wohl ein? Na also! Darum wärm' dich jetzt aus, laß dir's gut schmecken, und dann legst dich bald nieder, das ist alleweil das beste für dich!"

Mit diesen gewiß wohlgemeinten Worten und einem leichten Versuch, die in einen Schal gewickelte Hand seiner Gattin zu tätscheln, schlüpfte Herr Bosko aus der Bude und strebte dann eilig dem Gasthofe zu, in dem er wohnte.

Madame Bavaria war nicht sentimental angelegt, aber heute abend überkam sie doch ein so merkwürdiges Gefühl von Alleinsein! Vorhin hatte die Kellnerin vom „Stern" das Bestellte gebracht. Das Ganserl war wirklich delikat und saftig gewesen, und der Wein wärmte von innen heraus, das tat gut. Nun wurde noch die Tageszeitung, die mitgeschickt worden war, gelesen — darauf hielt Frau Bavaria etwas. Die Kritiken übers Artistenleben mußte man doch erfahren, und dann stand doch auch sonst manches Interessante drinnen: Morde, Eisenbahnunfälle, Luftschiffahrten und dergleichen. Daß die gewesene Nandl Meschenmoser dabei auch meistens, wenn sie's finden konnte, die Abteilung Bayern aufsuchte, war ihr fast selber unbewußt, denn ein halbes Menschenleben war drübergegangen, daß dort einmal ihre Heimat gewesen und sie als Waisenkind daselbst aufgewachsen war. Schön gemacht hatten's die daheim ihr auch nicht. Ja, als ganz junges Wuzerl, da rühmten die Leute ihr fabelhaftes Gedeihen: „Die hat ein Paar Waderln und Schaffhanderln — da schaut's einmal her!"

Aber die Waderln und Schaffhände wurden mit dem unnatürlichen Wachstum unförmlich. In der Schule ragte die Dirn über alle Buben sogar hinaus. Die Kinder riefen sie „Goliath-Nandl", und alle fürchteten ihre Fäuste, höhnten aber dafür um

so mehr aus der Ferne. Und später auf dem Tanzboden, da war kein Bursche, der's mit ihr gewagt hätte, denn die Nandl war kaum zum Umfassen und guckte nur so von oben auf einen jeden, selbst den Allerlängsten herunter. Das konnte kein rechter Bursche ertragen, und „der Mehlsack", „der Kirchturm", die „Bavaria-Madame", wie die Leute je nach Gusto sie benannten, hätte geradesogut ein altes Weiberl sein können, so abseits ließ man sie bei allem stehen. Bloß der Hafner-Loisl, der hatte es einmal im Tanzen mit ihr probiert. Aber als der Tanzboden krachte und die Leute schrien: „Hört's auf, die Balken biegen sich schon", da hatte er das Madl, das ihn dauerte, auf die Seite geführt und gesagt: „Weißt was, eh' daß was bricht und sie dich auslachen, tust lieber nimmer 's Tanzen probieren!"

Der Loisl! Der hatte ihr auch einmal gesagt: „Ein schön's G'sicht hast eineweg, wenn's auch ein bisserl z' groß und wie a Scheiben g'raten ist!" Er hatte es wohl gut gemeint, der Loisl, aber so mitleidig hatte er sie dabei angeschaut. Und da die Nandl noch eher das Spotten als das Bemitleidetwerden ertragen konnte, gab sie ihm eine schallende Ohrfeige. Sonst aber wäre der Loisl nicht uneben gewesen, — ja, ja! ...

Mit den Schaffhanderln war's auch nichts, weil sie tappig wurden, und in keinem Dienst behielt man die Nandl ob ihres nie zu stillenden Hungers. Je mehr Fett sie anlegte, je mehr brauchte sie Nahrung, und in der Stube oder im Stall hatten die andern schier keinen Platz mehr neben ihr.

Da war, auf der Münchner Dult (Jahrmarkt), das Anerbieten, mit dem feinen Herrn Bosko zu ziehen, schier wie eine Rettung anzusehen. Aber: „Nur als seine ehelich angetraute Frau!" — die eine Bedingung hatte das Nandl gemacht, anders hätte sie's nie getan, und Herr Bosko hatte sich gefügt, schon um des guten Geschäftes willen. Und, nochmal — schlecht hatte es die Nandl, die nun Madame Bavaria genannt wurde, nicht bei ihm.

„Seine Frau gut zu halten, ist Ehrensache!" sagte Herr Carlos,

und je mehr die Nandl zulegte, desto wertvoller wurde sie ja und desto besser zum Haben!

Am Anfang überkam sie oft noch ein Weh und ein Jammer, daß sie nicht sei wie andere richtige Leut', ein Verlangen nach dem, was nicht sein konnte, ein Rückwärts- und Umsichschauen, das mit Tränen endete. Jetzt, im Laufe der Jahre, war das Vergleichen, das Wünschen und Sinnieren wie ein bißchen eingedufelt, und das war bequem für die beiden, für den Xaver und für sie. Aber doch, hie und da noch, da wurde etwas im Innern der Nandl auf einmal „lebig". Es war plötzlich etwas da, was nicht durch Essen und Trinken satt wurde, ein Wehleid, das keinen Anfang und kein Ende hatte, und das nicht wußte, wo hinaus.

So zum Beispiel heute!

„Madame, wollen Sie nicht auch ein wenig zur Bude rausschauen?" sagte jemand. „Drüben, in dem Wagen von den Menagerieleuten, brennt so ein schöner Baum, und bis da herüber hört man, wie die Kinder jauchzen!" Es war die Kellnerin, die das gebrauchte Geschirr wieder holte, und die sich dann eilig empfahl mit der etwas anzüglichen Bemerkung:

„Unsereins weiß natürlich nichts von Geschenktkriegen, und sogar am heiligen Abend wird man noch herumgehetzt!"

Das verstand die Madame, und sie holte umständlich aus ihrer Rocktasche ein Portemonnaie und aus diesem ein Markstück, das vergnügt empfangen wurde.

„Vergelt's Gott, wünsch' ich, und ein recht fröhliches Weihnachten!" sagte das Mädchen und verschwand.

„Fröhliche Weihnachten!"

Madame Bavaria zog die Füße vom Ofen zurück und erhob sich wirklich. All ihre Bewegungen waren entsetzlich schwerfällig. Eigentlich hatte sie wollen schlafen gehen, aber einen Blick vorher hinaustun, das wollte sie doch. Eine dicke Pelzkapuze aufsetzend und den Schal fester zusammenziehend, öffnete sie den Vorhang.

Das Schneien hatte aufgehört. Am Himmel glitzerten Sterne,

und die kalte Luft machte munter. Richtig, da drüben hinter den kleinen Wagenfenstern war ein geschmückter Christbaum zu sehen, und der „Löwenschani", wie man ihn nannte, in einer rotwollenen Jacke, hob sein Jüngstes hoch. Um die Mutter her zappelte und wimmelte und jubelte es von lauter kleinen Buben und Mädeln mit Docken, Trompeten und Bretzeln in der Hand. Das, was Frau Nandl heute unruhig machte, wurde stärker, aber sie bezwang's und sagte sich: „Unsinn, — nett ausschauen tut's schon, aber dahinter ist doch nix als Plag' und Unruh'! Gäng' m'r schlaf'n!"

Die Vorhangfalten in der Hand, horchte sie aber doch noch einmal hinaus. Von da drüben her, da, wo die kleinen Leute ihre Wägelein hatten, drang ein Weinen von Kinderstimmen. Nicht aufdringlich laut, aber so anhaltend jämmerlich. Kinder weinen zu hören, war Nandl von je unangenehm, und heute doppelt. Gerne hätte sie's nicht beachtet. Aber da es fortdauerte, wollte sie doch schließlich nachsehen.

„Unartige Pamperln!" sagte sie, und die Stufen mühsam hinabsteigend lief sie über den nun ganz menschenleeren Platz.

Auf dem Stieglein eines Wagens, um den rings herum Geschirr hing, saßen zwei engumschlungene, schluchzende Kinder, ein Bub und ein Mädelchen von wohl drei oder vier Jahren. Aus dem Innern des Wagens drang das anhaltende Schreien eines ganz Kleinen.

Als die Riesengestalt so plötzlich vor ihnen stand, fuhren die beiden ganz entsetzt in die Höhe und wollten schreiend auf und davon. Aber eine gewaltige Hand hielt sie zurück.

„Dableib'n, Kinderl'n, dableib'n! Donner und Doria — was fällt's enk denn ein? Und glei tut's aufhören zu schreien, wo's Christkindl doch heut abend umiflieg'n tut."

Wie gebannt blieben die Kinder auf der untersten Stufe stehen und schauten an der himmelhohen Person hinauf. Etwas in deren Stimme beruhigte sie ein wenig, und der Bub sagte leise zum Schwesterchen: „Der Niklas ist's, Lenerl, brauchst di fein net z'

fürchten!“ Aber doch zog er sie am Rock so weit als möglich zurück. Dann aber, mit einem nochmaligen mutigen Blick, stieß er das Lenerl in die Seite und sagte: „Bet'n mueß m'r!“

Und ehe Frau Nandl sich besinnen konnte, standen die beiden Kinder mit brav gefalteten Händen vor ihr und sagten, wenn auch mit zitternder Stimme, das Verslein:

„Liebes, heiliges Christkindlein,
Schick' uns, bitte, ein Engelein!
Ein Engele, das bei uns wacht
Und uns beschützet Tag und Nacht!“

Dabei fingen die Glocken an zu läuten, der ganze Himmel funkelte wie ein weiter Lichterbaum, und die große Gestalt machte sich plötzlich so klein wie nur möglich, um herab zu den Kinderköpflein zu kommen: „Brav habt ihr's g'sagt, guat habt ihr's g'lernt, das Verserl, was i a amal konnt hab!“

Ganz weich kam's hervor, und die Kinder verloren alle Scheu, erzählten, daß die Mutter nur fort sei, um Milch und Brot zu holen, daß sie eigentlich hätten sollen im Wagen bleiben, aber weil es so lang gedauert, hätten sie sich halt herausgesetzt, und weil's kalt gewesen, hätten sie ein bisserl geweint. — Der Vater hol' ein Bäumerl, hab' er gesagt.

„Wie heißt euer Vater?“ fragte Frau Nandl. Der bayerische Dialekt und etwas in der Art der Kinder war ihr aufgefallen.

„Alois Grundler, G'schirrhändler aus Bayerisch-Neuhaus“, sagten die Kinder zusammen wie etwas auswendig Gelerntes. Man hatte es ihnen auch fest eingeprägt, wegen eines etwaigen Sichverlaufens. Dem kleinen Mädchen kam aber doch wieder die Angst, und es schluchzte: „'s Mutterl soll kommen!“

„Vielleicht daß 's doch noch das Christkindl begegnet hat“, suchte der Bub zu trösten. Und er berichtete, — nix Großes werde das Christkindl heute bringen, hab' die Mutter g'sagt. Drum sei's doch schon müd g'worden beim Hertragen vom Brüderl, da könn' man doch net no mehr G'schenk von ihm verlangen!

Das Christkindl-Geschenk im Innern des Wagens bestätigte aufs kräftigste sein Vorhandensein, und eben begannen die beiden Großen auch wieder aufzuschreien, denn der Niklas vor ihnen hatte so gewaltig die Nase geschneuzt, daß es wirklich zum Erschrecken war. Da kam eine Frau eiligst die Budenstraße herauf und rief schon von weitem: „Net woan'n, Kinder, net woan'n, i komm scho!"

Die Kleinen flogen ihr entgegen, die Frau aber ließ fast ihren Korb fallen, über dem, was vor ihrem Wagen stand.

„Jessas, was is denn dös?" schrie sie auf und umfaßte ganz fest die zu ihr Flüchtenden.

„Der Niklas ist's, Mutter, der Niklas, und wir hab'n auch schon ganz schön aufig'sagt", beruhigte jetzt der Bub. Aber die Frau blickte nun ihrerseits ganz entsetzt an der Gestalt hinauf und wollte jäh mit den Beiden zu ihrem ganz Kleinen im Wagen, als eine tiefe, aber höchst gutmütige Stimme sagte: „So erschreckt's doch net so, i tu euch doch nix! Die Madame Bavaria hat trotz ihrer Größ'n doch ihr Lebtag no kei'm Hühnerl was zuleid getan!"

Die Kinder hatte die Mutter in den Wagen geschoben, sie selber atmete ganz erleichtert auf: „O mein, verzeihen s' doch, daß ich Sie net glei erkannt hab', wo i Sie doch schon die Tag her so oft auf'm Bild ang'schaut hab', Madame Riesenfrau! Jetzt aber muaß i schnell nach mei'm Kleinsten schau'n, — 's is halt net anders mögli, als daß mer die Kinder manchsmal alleinig lassen muß!"

Der Frau brannte der Boden unter den Füßen, denn das Schreien innen wurde gebieterisch. Frau Nandl hatte nichts mehr da zu tun, und doch zögerte sie eine Sekunde.

„Darf i's anschau'n, das Kloane?" fragte die Baßstimme fast schüchtern, und die Frau nickte freundlich und geschmeichelt:

„Natürli, nur können s' net eini, weg'n Platzmangel. Aber warten s', i bring's Ihnen ans Fenster!"

Gleich darauf verstummte das Schreien, und nach ein paar Minuten ward das Wickelkind durchs Fensterchen gezeigt. Frau Nandl sah gerade in ein Paar Äuglein, die ihr entgegenblinzelten.

„Gelt'n s', herzig ist's?" Die Frau fragte es stolz. Schön war gerade das Pamperl noch nicht, mit seinem pumpfigen Näslein und seinem vom Schreien ganz krebsroten Gesichtchen. Aber das Etwas im Innern der Nandl stieg diesmal so heiß in ihr auf, daß sie sich gar nicht satt sehen konnte.

„Wenn s' nur eini könnten, i tät's Ihnen gern ein bisserl auf den Schoß geben. Muß eh schnell d' Suppen kochen, bis mein Mann heimkimmt, — er hat noch nach einem Verdeanst g'schaut, weil er's Standgeld no net ganz z'sammenbracht hat, und glei nach'm Fest muaß mer's zahl'n!"

Frau Nandl schaute noch immer das Kindlein an, das sich gar nicht fürchtete, sondern sogar den kleinen Mund zu einem Lächeln verzog.

„Da schauen s' her, der kennt si aus, ob wer brav ist, oder net!" Und schnell entschlossen sagte die Frau:

„Wissen s' was, i wick'l ihn fest ein — Luft ist der ja g'wöhnt. Und wenn's Ihnen Spaß macht, tragen s' ihn ein bisserl herum!" Gleich darauf kam die Mutter das Treppchen herunter und legte ein warm eingewickeltes Päckchen in die Arme der Frau Nandl.

Recht unbeholfen umfaßten es diese — so was Zartes zu halten, waren sie nicht gewohnt. Mit möglichst behutsamen Schritten ging Madame Bavaria auf und ab, wiegend und bscht, bscht! machend und dabei immer wieder im Sternenschein, das kleine Geschöpfchen sich betrachtend.

„D' Nas'n hat's vom Loisl und auch sein G'schau", murmelte sie vor sich hin. Und das große runde Gesicht — „wie eine Scheiben" — beugte sich über das winzige kleine, wobei das, was heute in dem alten vertrockneten Herzen rumorte, ordentlich unbehaglich überquoll. Drum war's ganz gut, als die Mutter vom Kind wieder herauskam und ihr, mit vielem Dank, das Kleine abnahm. Auch der Geschirrfrau war's doch nicht recht wohl gewesen, ihr Kind auf solch unheimlich mächtigen Armen zu wissen.

Als kurz darauf der Loisl gekommen war — viel verdient hatte er nicht mehr — und ein winziges Bäumchen mit dünnen Lichtlein

angezündet hatte, als die Kinder seelenvergnügt mit angebissenen Lebkuchen in ihrem Bette lagen, da erzählte die Frau von ihrem Besuch, und der Mann sagte: „Boarisch hat s' g'red't? Da ist die Madame Bavaria am End gar die Meschenmoser Nandl, das arme Hascherl von d'rhoam, die mir mit ihren zarten Handerln a mol a Watsch'n geb'n hat, daß i's jetzt no g'spür!"

„Na, Vaterl, na, der heilige Niklas ist's g'wesen!" sagte schon halb im Schlaf aus seinem Kissen heraus das Büblein.

„Der heilige Niklas!" wiederholte das kleine Mädchen, und die Mutter sagte: „Jo, jo, freili, der wird's wohl g'wesen sein!"

Die Nandl aber stapfte wieder heim. Recht angegriffen hatte sie der Gang, drum legte sie sich gleich nieder, sogar ohne den Korb mit Stritzeln, Hutzelbrot und Pfeffernüssen zu beachten, den ihr der aufmerksame Gatte noch geschickt. Einschlafen konnte sie ja immer sofort. Aber ein paarmal drehte sie sich heute nacht doch unruhig herum, so daß die Kistenbettstatt in allen Fugen krachte. Heimat und Schneeberge, Engerln und Christkind, kleine und große Kinderln — alles kam ihr im Traum durcheinander.

„Nein, wie einem auch so kurioses Zeug vorkommen kann!" war's ihr beim Erwachen. Und müde, wie von einer recht großen Anstrengung, legte sie sich nochmals auf die Seite — Frau Bavaria brauchte halt ihre Ruhe! . . .

Aber der Niklas war's doch gewesen, denn am Nachmittag vom Fest kam ein Riesenkorb voll Gebackenes für die Kinder und ein ganz kleines Päckchen für den Vater mit was Rundem, Goldigem drin. Den Zettel freilich, der dabei lag, verstanden nur die Eltern. Und es war darauf zu lesen:

„Dem Loisl für die damalige Watsch'n, und er soll sein Standgeld damit bezahlen!

Die Goliath-Nandl."

Bei der aber, die das geschrieben, war — für den Augenblick wenigstens — das Etwas in ihrem Innern einmal satt geworden.

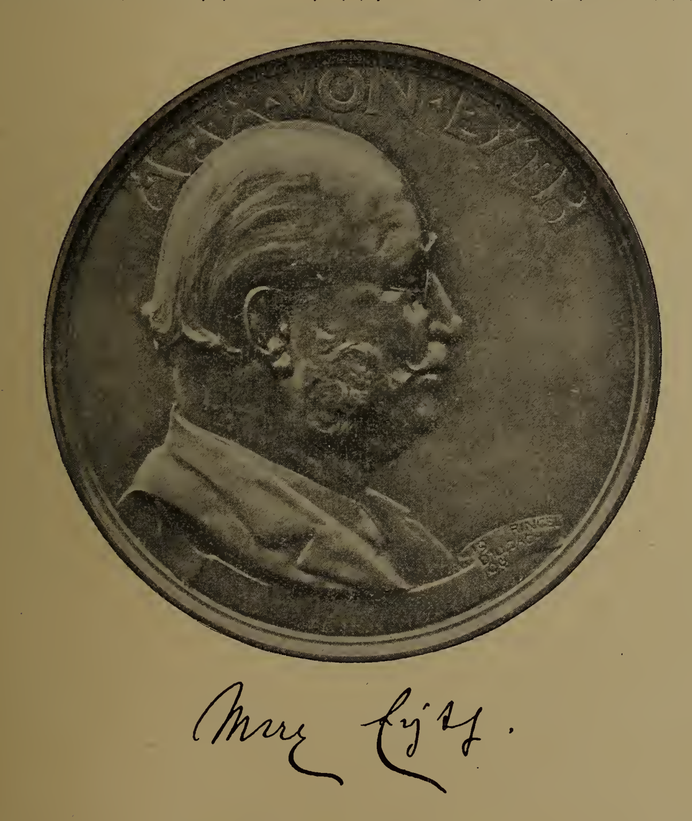
Der blinde Passagier.

Von **Max Eyth.**

Es war kein Hotel erster Klasse, auch keins der zweiten. Für beides hatte ich meine Gründe. Ein erfahrenerer Weltreisender, als ich es damals war, hätte behaupten können, der „Schwarze Anker" zu Antwerpen grenze bedenklich nahe an eine anständige Matrosenkneipe. Aber seine Lage behagte mir, seine Preislage hatte selbst für mich nichts Erschreckendes, wenigstens im zweiten und letzten Stock. Seit zwei Tagen bewohnte ich dort ein Stübchen von holländischer Größe und Sauberkeit. So lange blieben die Gäste im „Schwarzen Anker" selten; die runde flämische Kellnerin zeigte bereits die ersten Spuren mütterlicher Zuneigung, wenn sie mir ein frisches, schneeweißes Handtuch brachte, fast so groß wie ein Taschentuch. Alles schien für die niedlichste Zwergwirtschaft eingerichtet zu sein, in der gute, pausbackige Menschen hausten, groß wie Riesen, namentlich in der Breitenrichtung. Man konnte kaum begreifen, wie sie ein und aus gingen. Mein Fensterchen sah nach der Schelde, auf eins der großen Wassertore des Kontinents, die in die weite Welt hinausführen. Als ich vorgestern zum erstenmal die glänzende Fläche im Licht der untergehenden Sonne schimmern sah, mit ihren Masten und Segeln, ihren behaglich rauchenden Dampfschiffen, den plätschernden, hin und her schießenden Schleppbooten, die in der größten Eile schienen, heute noch fortzukommen, und immer wieder da waren, klopfte mir das Herz fühlbar. Ich selbst — soll ich oder soll ich nicht?

Etwas müde und nicht so hoffnungsfroh wie gestern und vorgestern war ich nach Hause zurückgekehrt. Das Wetter hatte sich geändert. Ein schwerer Aprilhimmel hing in schwarzen Wolken-

fetzen über der Stadt. Bleigrau starrte die Schelde zu ihm empor. Von Zeit zu Zeit fegte ein Windstoß über den Strom und kräuselte ein silbernes Band in die tote Fläche. Die Masten der Schiffe wackelten nachdenklich hin und her, scheinbar ohne Ursache: doch schien



es ihnen mit jeder Viertelstunde unbehaglicher zu werden. Jetzt, als ich eintrat, klatschten sogar schwere Regentropfen an die Fensterscheiben. In einer solchen Nacht hinaus in die weite, nasse, fremde Welt? Keines der Schiffe entlang dem dämmerigen Staden, das nicht den Kopf schüttelte!

Ein höflicher, unermüdlich schwatzhafter kleiner Zeichner aus Lüttich hatte mir den ganzen Nachmittag lang die Werften gezeigt, welche die große Fabrik von Seraing hier im Betrieb hält. Es war die erste Schiffswerfte, die ich als rassenreine schwäbische Landratte zu sehen bekam. Sie war im Jahr 1861 nicht sehr groß; aber für den Maßstab, mit dem ich mich auf die Wanderschaft gemacht hatte, doch gewaltig genug. Ein halbes Dutzend großer Schleppkähne für die Wolga und ein kleiner Küstendampfer waren im Bau begriffen. Vor einer Woche hatte man angefangen, den Kiel für ein Dampfschiff von 800 Pferdekraft zu legen. Alles rohe Arbeit, wie mir schien. Und niederdrückend war es, daß es so viel rohe Arbeit in der Welt gab, von der man nichts verstand, trotz eines Bildungsganges, an dem die alten Griechen und Römer nicht ohne Anstrengung mitgeholfen hatten. Diese Werfte zu sehen war der eine, unwesentlichere Zweck meines Hierherkommens gewesen, auf einen Brief zu warten der andre. Der Brief sollte mein Schicksal für die nächste Zeit entscheiden. Ich hatte in den letzten Wochen mehrmals ähnlichen Schreiben entgegengesehen, in Köln, in Essen, in Brüssel, und fing an, mich an die Spannung zu gewöhnen, die einer milden Neugier — wie es wohl weiter gehen werde? — Platz gemacht hatte. Doch heute handelte es sich um das letzte Wort aus Belgien. Klang es wie alle andern, so stand ich ziemlich ratlos vor einer ernsten Lebensfrage.

In der Mauer von Schiffen, die dem Staden entlang lagen, war die helle Lücke, die quer über der Straße gestern einen herrlichen Blick auf den munteren Strom gestattet hatte, plötzlich verschwunden. Ein schwarzes Ungetüm von Dampfer füllte sie aus, stieß träge Wolken Rauchs in die tiefhängenden Regenwolken und rasselte an vier Stellen zugleich mit Ketten und Dampfwinden, von denen jede ihre eigne schnarrende Tonart aufdringlich zur Geltung brachte. Unten im feuchten Halbdunkel verwirrte sich ein Dutzend Wagen und Karren, die Waren aller Art herbeischleppten. Fässer, Kisten und Ballen flogen zuckend in die Luft, um mit einem behaglichen Grunzen

im Bauch des Schiffs zu versinken. Peitschenknallen und Fluchen kam stoßweise zu mir herüber. Immer neue Karren kamen angerumpelt. Das Ungeheuer fraß mit Appetit, schwarz und schweigend. Frißt es wohl auch Menschen?

Ich fragte die runde Kellnerin, die in diesem Augenblick eintrat. „Erst morgen nachmittag, gegen vier Uhr," antwortete sie in ihrem pausbackigen Flämisch und hielt mir Briefe entgegen, die ich ihr mit befremdender Lebhaftigkeit entriß. Nicht bloß den einen, den ich erwartete; es waren drei. Mein zwei Wochen altes Flämisch sprudelte stürmisch über meine Lippen. Kein Sprachlehrer der besten deutschen Gymnasien hat je ähnliche Erfolge erzielt. In zwei Minuten stand ein Petroleumlämpchen auf dem runden Tisch, ein Stühlchen war unter mir zusammengebrochen, ich saß auf dem krachenden Sofa und riß meine Briefe auf.

Der erste war in der Tat von Seraing, im höflichsten Französisch.

„Mein Herr! Wir bedauern aufs lebhafteste, daß die gegenwärtige Besetzung unseres Zeichenbureaus uns der Möglichkeit beraubt, von Ihren Talenten Gebrauch zu machen, für die uns ebensosehr Ihre vortrefflichen Zeugnisse (die wir dankend beilegen) als die Empfehlung unsers sehr verehrten Mitglieds des Verwaltungsrats, Dr. Orban, bürgen. Wir sind überzeugt, daß andere Etablissements, namentlich in Ihrem eignen Vaterlande, mit Ungeduld den Augenblick erwarten, in dem sie von Ihren vielseitigen Fähigkeiten Gebrauch zu machen Gelegenheit finden werden, und wünschen denselben Glück zu den ihnen hieraus erwachsenden außerordentlichen Vorteilen. Genehmigen Sie den Ausdruck unsrer ausgezeichneten Hochachtung. Die Verwaltung der Société anonyme de Seraing" (Aktiengesellschaft von Seraing), würdig vertreten von zwei unlesbaren Namen, von denen der eine in Keilschrift ausgeführt war, der andre die Anfänge der später beliebt gewordenen Spritzmalerei andeutete.

Es bleibt etwas Schönes um Stil und Höflichkeit. Ich faltete das Schreiben liebevoll zusammen und legte es auf ein Häuflein

zumeist minder gut stilisierter Briefe, die sich in den letzten Wochen angesammelt hatten und fast als Tagebuch einer Forschungsreise von Mainz bis Antwerpen dienen konnten, mit Kreuz- und Querzügen in allen Seitentälern des Rheins und der Maas, in denen Gott Eisen wachsen ließ. Vorgestern noch hatte mich ein Schreiben aus dem Ruhrgebiet erreicht, das mir von Stadt zu Stadt, von Gasthof zu Gasthof nachgelaufen war. Ein alter Spartaner schien es mit Streichhölzchen, mit denen er noch nicht umzugehen wußte, angefertigt zu haben. Mühsam entziffert lautete es: „Unser Bureau ist besetzt. Wir können Sie nicht brauchen. Hochachtend N. N." — Selbst nützlich kann Stil und Höflichkeit manchmal sein. Dieser Brief mußte sich eine geringschätzige, ja grobe Behandlung gefallen lassen.

Mit Belgien also war es auch aus. Seraing war meine letzte Hoffnung gewesen. Die kleineren Fabriken hatte ich schon von Brüssel aus durchgekostet. Verzweiflung gibt Mut. Ich hatte als letzte Möglichkeit die größte, die ersehnteste versucht: die weltberühmten Werke von Cockerill. Nun sah ich durch die trüben Scheiben in die Dämmerung hinaus. Das Schiffsungetüm fraß noch immer an seinem Abendbrot; etwas langsamer, mit widerwärtigem Räuspern. Eben schien ein besonders fetter Bissen an die Reihe zu kommen: ein Riesensarkophag dem Aussehen nach, in Wirklichkeit ein Eisenbahnwagen. Er hing schwarz und viereckig gegen den schmutzigroten Abendhimmel und drehte sich langsam an der Kette des Schiffskranes in der Luft. Dann versank er plötzlich mit wütendem Gerassel in dem nicht zu füllenden Bauch. Der dicke, kurze Schornstein machte eine ganz kleine, behagliche Bewegung. Diesmal hatte es dem Ungetüm sichtlich geschmeckt. Und morgen, um vier Uhr, frißt es auch Menschen!

Ich wandte mich meinem Tischchen zu. Die beiden andern Briefe waren mir von meinem Brüsseler Gasthof nachgesandt worden. Der eine kam von England, von einem Freund und Schulkameraden, der schon ein halbes Jahr vor mir den Sprung in die weite Welt gewagt hatte. „Lieber Eyth," schrieb er unter manchem andern, das nicht hierher und kaum in seinen Brief gehörte, „wenn Dich

meine Epistel noch in Berg trifft und Dir Dein Leben lieb ist, namentlich Dein Seelenleben, so bleibe dort. Ein Waldhorn-Minele findest Du hier nie und Dein tägliches Brot in den ersten sechs Monaten schwerlich. Solltest Du jedoch unheilbar verrückt und dies Deinem Fortkommen in Belgien und am Rhein hinderlich gewesen sein, so komme immerhin. Ich habe seit vier Wochen zwanzig Schilling die Woche und ein Reißbrett in der ersten Fabrik der Welt. Ein Hundeloch und Hundelöcher ringsumher. Whitworth. Aber es soll jetzt alles neu gebaut werden, und geleistet wird Gewaltiges, und interessant ist es, daß man beinahe den Mangel des Kneipens verschmerzt. Es ist noch ein Deutscher hier, oder vielmehr ein Schweizer, dem dies saurer fällt als mir. Wir zwei pausen zu Hause die ganze Nacht Bohrmaschinen und Drehbänke, Hobel- und Fräsmaschinen, mit dem Schwert des Damokles über unsern Köpfen. Den Tag über wird für unsern Herrn und Meister — ein famoser Kerl voll trockener Energie — redlich gearbeitet; nachts wird er bestohlen. Und dabei erfreuen wir uns des Gefühls tugendhaftester Pflichterfüllung und eines wachsenden Haufens der wertvollsten Werkzeugmaschinenzeichnungen. Findest Du sonst nichts, so stellen wir Dich als Mitpauser an. Werden wir ertappt, so haben wir wenigstens jemand, den man hängen kann. Man muß übrigens auch dem Teufel Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie halten hier nicht jeden alten Bolzen für ein Fabrikgeheimnis, wie bei uns. Und mein Schweizer Associe meint, so oft er allzu durstig wird: In fünf Jahren können wir uns mit all unsern Pausen keine Maß Bier kaufen. Er wird wohl recht haben. Insofern ist die Sache auch vom streng ethischen Standpunkte aus harmlos. Also nochmals: Bleibe zu Hause und nähre Dich redlich. Dein alter Gutbrod."

Ich trat wieder ans Fenster; diesmal erregter. Das war die Gattung von Briefen, bei denen ich nicht mehr auf einem Stuhl sitzen bleiben konnte. Es war jetzt völlig Nacht geworden, man hatte aber ein paar Pechfackeln um das Ungetüm herum angezündet. Es fraß noch immer, es ging sogar wieder rascher: kleine Bissen,

die ihm leicht durch die Zähne schlüpften, immer drei Fässer auf einmal. Ich hatte sie schon nachmittags bereitliegen sehen und wußte, daß es dreitausend westfälische Schinken waren. Alles für England; und da sollte es wirklich so hungrig zugehen, wie dieser Gutbrod mir weismachen will. Unsinn! Wenn man mit dreitausend westfälischen Schinken ankommt, kann es einem nicht allzu schlecht ergehen. Nun aber zum dritten Brief. Er kam aus der Heimat, von meinem lieben Zeichen- und Leidensgenossen Braun, der jetzt, an meinem Tisch, das alte Leben fortsetzte.

„Lieber Eyth! Zwei Dinge rate ich Dir, von denen Du das eine tun, das andre bleiben lassen sollst, und zwar so bald als möglich. Komm ohne Verzug wieder zurück. Dein alter Zeichentisch ist mir um drei Zentimeter zu hoch, und Dein Reißbrett hat zwei Astlöcher, die mir das Leben zur Last machen. Oder, zum zweiten, mache, daß Du so schnell und so weit als möglich fortkommst; denn der Alte — (in dieser vertraulichen Weise sprachen wir von unserm hochgeachteten Herrn und Meister hinter seinem Rücken) — ist noch immer wütend über Deine Desertion: ‚Da erzieht man die jungen Leute, die völlig unbrauchbar aus ihren polytechnischen Kindergärten kommen, zahlt ihnen noch glänzende sechsunddreißig Kreuzer täglich dafür, und kaum sind sie imstande, sich einigermaßen nützlich zu machen, so laufen sie einem davon, der Kuckuck weiß, weshalb und wohin; bloß um zu laufen.‘ Er ist in der tiefsten Seele, soweit er eine solche hat, überzeugt, daß Du ein Scheusal von Undankbarkeit bist, und läßt es uns fühlen. Wir suchen uns dadurch einigermaßen schadlos zu halten, daß, wenn irgend etwas unten in den Werkstätten schief geht, eine Welle zu kurz oder zu lang, ein Zapfen zu dick oder zu dünn geraten ist, wir einstimmig versichern: Das hat Herr Eyth noch gemacht. Die Bemerkung ist ein Sprichwort geworden, das uns vielfach tröstet; auch über Deinen Abgang, den ich anfänglich für ein Unglück hielt, denn wir waren in der ersten Woche wirklich verdrießlich. Jetzt geht es schon wieder. — Daß Du am Rhein nichts gefunden hast, freut uns. Hoffentlich geht Dir's in Belgien

ebenso gut. Dann wirst Du wohl an die Heimkehr denken und an die Fleischtöpfe im „Waldhorn", und wir werden vielleicht wieder zu Ehren kommen. Mit Blechmusik sollst Du empfangen werden. Der Alte wird Dir sicher auch etwas blasen, glaube ich. Aber er wird Dich wieder aufnehmen, wie den verlorenen Sohn, wenn auch ohne eine Kalbschlächterei zu veranstalten; darauf darfst Du bauen. Der Herr sei mit Dir, wenn Du schon bei den Trebern angelangt sein solltest. Dein getreuer Braun."

Nachschrift: „Das Waldhorn-Minele läuft mit roten Augen herum. Dies dauert zu lange. Ich will ihr morgen Bleiwasser verordnen und dann, wenn's besser wird, sehen, was sich machen läßt. Du kannst meinethalben noch ein Jahr fortbleiben. D. O."

Dazu klatschte der Regen ans Fenster, und ein kalter Aprilwind fing ordentlich zu blasen an. Man hörte draußen Rahen und Stangen ächzend aneinanderschlagen, und das Kettengerassel der Dampfwinden hörte trotz allem immer noch nicht auf. Die drei Briefe waren gelesen; zweifelnd, schwankend starrte ich in die dunkle Zukunft. Wenn je einem Menschen zumut war wie dem ungarischen Bauernjungen in Lenaus „Werbung", so war ich jetzt der Mann. Mein alter Freund Braun hatte die richtige Saite angeschlagen, ohne es zu wissen.

„Und er sieht das Hüttlein trauern,
Das ihn hegte mit den Seinen,
Hört davor die Linde schauern
Und den Bach vorüberweinen."

Den Nesenbach; den damals noch nicht einmal überwölbten Nesenbach. Man glaubt es kaum, wie die Entfernung selbst ein solches Gewässer vergeistigt.

In der Tat, warum sollte ich nicht umkehren? Alle vernünftigen Leute schienen dieser Ansicht zu sein, gleichgültige und teilnehmende. Leer käme ich ja nicht nach Hause. Ich hatte seit zwei Monaten alles mögliche gesehen und einiges gelernt. Meine Notizbücher strotzten von halbfertigen Skizzen. Warum sollte ich nicht einen

Strich unter meine Studienreise machen, wenn man mir die Tinte dazu förmlich nachspritzt. Es kostet wohl einige Überwindung, nach den hoffnungsvollen Plänen, mit denen ich auszog; aber man muß sich auch überwinden können. Die größten Geister fanden dies am schwierigsten und achtbarsten. Und zur Stärkung und Belohnung meines heldenhaften Entschlusses der Selbstüberwindung muß etwas geschehen. Ich werde in dieser wilden Welt mit ihrem ewigen Kettengerassel, wenn irgend möglich, zum Abend- und Abschiedsmahl eine gute deutsche Schützenwurst bestellen! Marie!!

Die Zimmerglocken im zweiten Stock des „Schwarzen Ankers" waren nämlich nicht immer in Tätigkeit zu sehen. Man war deshalb gezwungen, dem Zimmermädchen bei jeder wichtigeren Veranlassung menschlich näherzutreten. Freilich nicht immer mit Erfolg. Sie ließ mir auch diesmal Zeit, meinen halblauten Monolog fortzusetzen, den die wachsende Erregung wohl entschuldigt. Man hat nicht alle Tage einen Entschluß zu fassen, der das ganze Leben in eine neue Bahn drängt.

Eins aber will ich nicht unterlassen, fuhr ich, noch immer auf meine Belohnung bedacht, eifrig fort: So nahe an England, für das ich seit Jahren als Mensch und Techniker eine stille, beklommene Verehrung pflegte, will ich wenigstens etwas von seinem insularen und weltumspannenden Leben kennen lernen, ehe ich ihm den Rücken kehre! Eine Flasche britisches Ale (Bier) zu meiner schwäbischen Wurst! Vielleicht sauge ich in dieser Weise kurzerhand die Quintessenz englischer Lebenskraft in mich ein. Ale hatte ich bis heute nur dem Namen nach kennen gelernt. D a s wenigstens muß anders werden. Ich kann dann jedenfalls die erste Frage, die Braun, wenn wir uns in Bälde wiedersehen, an mich richten wird, prompt beantworten. Eine Flasche Ale unter dem Herzen und den fernen Salzgeruch der See in der Nase, wie ihn in einer solchen Sturmnacht jeder Windstoß bringt: Wozu braucht man eigentlich dann noch nach England zu gehen? Marie! —

Sie geruhte zu erscheinen; ohne Übereilung, mit jener flämischen,

gemessenen Würde, die dem Süddeutschen Achtung einflößt und gelegentlich ein Donnerwetter auspreßt. Nicht ohne kleine sprachliche Schwierigkeiten erklärten wir uns: „Schützenwurst?" — „Nein!" — „Wurst im allgemeinen?" — „Ja!" — „Das englische Gebräu?" — „Jawohl, Mijnheer!" — Nach zehn Minuten erschien alles auf einem Puppenstubenkaffeebrettchen; nur die große, wohlversiegelte Flasche machte eine imponierende Ausnahme. ‚Man mag sagen, was man will, es ist doch etwas an den Engländern; ein großer Zug in allem, was sie berührt,' dachte ich und streckte mich auf dem kleinen Sofa aus, den Kopf auf der einen, die Beine auf der andern Lehne, um wenigstens eine Stunde lang die englischen Illusionen möglichst aufrechtzuerhalten. Draußen heulte der Sturm. Segel und Rahen klatschten; das Kettengerassel dagegen hatte endlich aufgehört. Und mein Petroleumlämpchen brannte traulich und zutunlich. Ein schweres, goldgelbes Naß winkte mir aus dem Gläschen entgegen, das schlecht zur Flasche paßte. Ich begann; nicht ohne Wehmut.

So wäre denn mein Wanderleben zu Ende! Warum auch nicht? „Das Hüttlein" wird bald wieder vergnügt sein, alter Lenau! Das alte Leben hatte doch wahrhaftig auch sein Schönes, wenn man es im rechten Lichte besah; namentlich im Abendsonnenschein oder noch besser: in der Dämmerung. Die Kinderzeit in dem Waldkloster, in dem ich aufgewachsen bin, mit ihrer unverstandenen Sehnsucht nach der großen Welt, die zwei Stunden hinter dem Wald mit einem Eisenhammer anfing. Und nun hatte ich mir die große Welt schon ziemlich gründlich angesehen; was war sie anders? Tatsächlich Eisenhämmer, einer hinter dem andern! Sind sie all die Sehnsucht des kleinen, klopfenden Herzens wert gewesen? — Dann die lustige Schulzeit mit ihren Freundschaften für eine vierjährige Ewigkeit und der ungeduldigen Ahnung von all dem Großen und Schönen, das der nächste Schritt im Leben unfehlbar bringen mußte, wenn man endlich den Staub und Moder der fürchterlichen Klassiker abschütteln durfte. Darauf die Kneip- und Arbeitsfreudigkeit des jungen Polytechnikers, der mit ganzem Herzen bei der Sache ist,

durchdrungen von der Weisheit seiner verehrten Lehrer und der Höhe seines eignen Wissens und jederzeit bereit, mit einer liebenden Gattin von fünfzehn Jahren die Rosenpfade des Daseins zu durchwandeln. Nun aber plötzlich aus all diesen Herrlichkeiten der zermalmende Sturz in das Werkstättenleben, die Vernichtung aller Träume, die zerklopften Finger, die schwarze Nase. Und die ersten selbstverdienten Groschen, die ersten, mit selbstverdientem Geld gekauften Stiefel, in denen man mit bisher ungekannter Vorsicht auftritt. Und dann, trotzig und halb gebrochen, aus der Tiefe der Vernichtung langsam wieder emporsteigend. —

Übrigens ist dieses Ale ein wunderbares Getränk! Süffig wie das kostbarste Olivenöl — darüber habe ich keinen Zweifel mehr; stark wie zwei Männer — aber kaum bitter genug — so ganz anders als ehrliches schwäbisches Bier!

Ja — man ist an dem Sturz in die unerwarteten Tiefen des praktischen Lebens allerdings nicht gestorben, wenn auch beinahe. Mir wurde es vielleicht doppelt sauer, denn in der alten Klosterzeit hatte ich im Träumen eine ganz besondere Fertigkeit erlangt und öfter versucht, die etwas dunstigen Luftgebilde in Reimen festzunageln, so daß ich jetzt noch, sobald es mir wieder etwas besser ging, anhub, meinen Schraubstock zu besingen, und den Fabrikschornstein in Verse brachte. Es schadete niemand; sogar mir selbst nur einmal. Doch das harte Jahr ging vorüber. Aus meiner ersten Fabrik hatte man mich zwar zu meiner unaussprechlichen Verblüffung hinausgeworfen; sechs Wochen nachdem mir von meiner technischen Alma mater der erste Preis in höherer Mathematik und praktischem Maschinenzeichnen zugesprochen worden war. In der zweiten stieg ich jedoch aus den tiefsten Tiefen mit zusammengebissenen Zähnen und verschmierter als der schmierigste Lehrjunge langsam empor und wurde sechsunddreißig Kreuzer, achtundvierzig, ja schließlich einen Gulden täglich wert. Dann holte mich ein Engel vom Himmel — er hieß Wolf und war Bureauchef und erster Konstrukteur — ins Zeichenbureau.

Die Wurst war nicht schlecht, wenn auch himmelweit entfernt

von den Idealen, die meine teure schwäbische Heimat erzeugt. Es fehlte ihr die schlichte Treuherzigkeit, die man am Neckar auch in einer Knackwurst findet. Aber das Ale — wie man ein solches Getränke Bier nennen kann!

Das Pausen macht nicht überglücklich, aber man war wieder gewaschen wie ein Mensch und ahnte die kommenden Freuden, wenn man nach Tisch in dem noch leeren Zeichensaal neugierig an den Reißbrettern der gewiegteren Herren Zeichner vorüberschlich: ernster, bärtiger Männer, denen man die harmlosen Dummheiten nicht ansah, deren sie nach längerem tiefen Nachdenken oder schneidigem Winkel- und Reißschienengeklapper fähig waren. Welch erhebendes Gefühl, den ersten selbstkonstruierten Lagerbock aus dem Nichts entstehen zu sehen; zu wissen, daß auch ich in der Zuckerfabrik zu Böblingen in der Form eines Holzgestells für zehn Zentrifugen weiterleben werde. Von den Sonnenblicken, die Liebe und Freundschaft wieder auf meinen Lebenspfad zu werfen begannen, will ich gar nicht reden. Es war wie ein zweiter Frühling in sprossendem Ackerfeld nach dem ersten im kindlichen Heidekraut, der schon weit hinter mir lag. — Ein tüchtiger Schluck von solchem Bier war damals nicht nötig, um mir den Lebensmut zu heben, und dies war ein weiteres Glück. Denn das Bier im Waldhorn war um ein beträchtliches schwächer.

Die Tage folgten sich und glichen sich nicht mehr. Schritt für Schritt ging's höher hinauf. Es kamen die kleinen Geschäftsreischen: hier die Aufnahme einer alten Sägmühle, dort der Besuch eines verkehrt aufgebauten Fundaments. Man hatte das fröhliche Gefühl des Entchens, das zum erstenmal halb verwundert, halb selbstbewußt in seiner Pfütze plätschert. Man fühlte die Bedeutung des neunzehnten Jahrhunderts, und daß man am Webstuhl einer großen Zeit das eigne Schiffchen hin und her warf. Abends am Wirtstische predigte man dem Pfarrer des Städtchens und wurde vom Bürgermeister den Gemeinderäten als der Herr Ingenieur aus Stuttgart vorgestellt, der uns alles über die Gasfabrik mitzuteilen in der Lage sei, deren Anlage möglicherweise doch in nicht allzu ferner Zeit in

Erwägung zu ziehen wäre. Wenn es dann gar gelang, die Bestellung eines unerwarteten Seifenkessels nach Hause zu bringen, zu der sich der Herr Gemeinderat Angele in plötzlich erwachtem Vertrauen entschlossen hatte! Aber auch Lieblicheres als Seifenkessel sproßte frühlingsartig in allen Ecken und Enden des Ländchens, kleine Blumenbeete der Freundschaft und Liebe in buntwechselnder Farbenpracht. Fiducit, du alte Jugendzeit! Prosit, ihr fernen Herzensbrüder; desgleichen ihr Schwestern. In einem besseren Nektar habe ich euch noch nie meine Grüße zugewinkt!

Und das alles wollte ich verlassen? Ist es nicht schnöder Undank, um von positiver Schlechtigkeit in einem oder zwei Fällen nur mit gebührender Zurückhaltung zu sprechen? Ist das Neckartal nicht ein halbes Paradies und das Waldhorn-Minele eine kleine Eva, ohne Falsch, wie die meisten Schwabenmädchen, an denen wahrhaftig kein Mangel war? Der erste Versuch, all diesen teuern Banden zu entschlüpfen, hatte verdientermaßen kläglich geendet. Zu Immendingen im Schwarzwald war die Stelle eines Zeichenbureauchefs ausgeschrieben. Wer nichts wagt, gewinnt nichts! Ich meldete mich trotz des Jammers meiner guten Mutter: Immendingen sei gar so weit entfernt! Wenn es wenigstens nicht im Ausland läge! Es ist nämlich badisch, und wir schrieben 1859. Und wahrscheinlich hätte ich die Stelle bekommen, wenn mein wackerer Vater, stets auf mein Wohl bedacht, mich nicht unterstützt hätte. Er war ein Mann des Fortschritts, trotz der hervorragenden philologischen Stellung, die er in seiner Welt einnahm. Um meine Bewerbung zu fördern und um mich zugleich später freudig zu überraschen, schickte er hinter meinem Rücken an die Direktion von Immendingen eine Abschrift meiner sechs besten „Lieder am Schraubstock", überzeugt, wie er beifügte, daß die in den kurzen Gedichten hervortretende ideale Auffassung des praktischen Lebens und die nicht unbeträchtliche sprachliche Gewandtheit, die sich namentlich in dem fünften Gedicht: „Der Schornstein" zeige, einige Berücksichtigung finden dürfte. Erst zwei Jahre später erfuhr ich von der Sache durch einen Schreiber,

der den „Schornstein" und die andern fünf Lieder aus dem direktorialen Papierkorb gerettet hatte. Denn der junge Herr war zufällig beim Empfang des Schreibens im Zimmer anwesend gewesen. „Sehen Sie mal!" hatte der Direktor zu seinem Prokuristen gesagt, der ihm gegenübersaß, „solches Zeug schickt mir ein alter Professor! Glaubt der Mann, wir machen Gedichte in Immendingen. Muß eine intelligente Familie sein, das!"

Prosit, prosit, liebevollster und besorgtester aller Väter! Ich weiß, du hast es herzlich gut gemeint, wenn wir auch in diesem Falle hineinfielen. Es tat nicht allzu weh; der Papierkorb war geräumig genug für uns beide. — Übrigens ist dieses Bier das Bier aller Biere! Wenn bei den Engländern alles so ist wie ihr Ale — wer weiß, ob es nicht doch meine Pflicht wäre, diesem Volke näherzutreten. Nur zu stark, wirklich zu stark! Ich glaube, drei Flaschen könnte ich beim besten Willen nicht auf mich nehmen. Das hat auch seine Nachteile.

Aber meine Ruh war hin. Der Blick über den Schwarzwald hinaus hatte den Zauber der Heimat vernichtet. Eine geheime Sehnsucht nagte an meinem Herzen. Dazu kam eine kurze Geschäftsreise nach Paris, mit dem Auftrage, Lenoirs Gasmotoren zu studieren und den Franzosen nach Möglichkeit zu bestehlen, von wo ich verwirrten Kopfes nach Hause kam. Meine angeborene deutsche Ehrlichkeit bewährte sich schon bei dieser Gelegenheit. Aber ich ahnte mehr und mehr, wie weit die Welt ist, wie sich's draußen regt, wie die Zeit, unsre Zeit, an ihrem großen Webstuhl die Schiffchen hin und her wirft. Liebe und Freundschaft und die komplizierteste Schiebersteuerung, an der ich viel und emsig herumklügelte, wollten mir den Seelenfrieden nicht wiedergeben. Ich mußte hinaus.

Es lebe der Fortschritt; es lebe die Freiheit! Unbedenklich kann man das Ale das Bier der Befreiung, den Trank der Freiheit nennen: wie ja schon unserm wackern Schiller England als das gelobte Land der Freiheit erschien, weil und obgleich er der beste Deutsche war. Daher wird wohl auch der Unterschied im Geschmack rühren. Man muß sich an das Beste gewöhnen. Es lebe die Freiheit!

Ich hatte mir ein paar hundert Gulden erspart und besaß eine Großmutter, die mir fünfhundert lieh. Dann — Ehre, dem Ehre gebührt — gibt die württembergische Zentralstelle für Handel und Gewerbe ihren hoffnungsvolleren jungen Schwaben gelegentlich ein paar hundert auf den Weg für Studienzwecke oder um sie mit Ehren loszuwerden. Das machte zusammen etwas über tausend Gulden; damit kann man bequem eine Strecke gleich der Erdbahn durchreisen! Und als sich die ersten Spuren des Frühlings von 1861 zeigten, zog ich den Neckar hinunter in die weite Welt hinaus.

Es lebe die Freiheit! Und nun sollte ich wieder umkehren, weil die Rheinländer nicht merkten, wer vor ihren Türen stand, und die Belgier — konnte man's ihnen verargen? — ebenso blind sind? Unsinn! Ich gehe nach England! Natürlich gehe ich nach England. Vor der Quelle eines solchen Nektars darf eine deutsche Studienreise nicht Halt machen. Ich könnte mir's wahrhaftig in meinen alten Tagen nie verzeihen. Soll ich beschämt vor meinen Enkeln stehen, wenn sie die Jugendgeschichte ihres Großvaters ausgraben? Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben. Ich begreife nicht, wie ich, noch mit sechshundert Gulden in der Tasche, auch nur einen Augenblick daran zweifeln konnte. Es war eine schmähliche Schwäche. Alles, was mich zu Hause liebt, soll leben. Aber ich gehe. Mit jedem Augenblick fühle ich einen neuen Zuwachs von Kraft und Mut in mir lebendig werden. Lebendige Kraft von der harten Art, mit der etwas zu machen ist.

Lebe wohl, Kinderzeit! Ernst muß es werden, und das Ungetüm draußen mag mich verschlingen, sobald es Lust hat. Es soll mich als Mann wieder ausspeien an dem fremden Strande. Das ist beschlossene Sache, die deine roten Augen, Waldhorn-Minele, nicht mehr ändern können. Der Mann will hinaus! — Jetzt aber zum letztenmal — und ganz gewiß zum letztenmal!

Ich riß ein Blatt aus meinem Notizbuch und schrieb auf die Rückseite einer Kesselschmiede zu Aachen Abschiedsverse an meine armen zurückgebliebenen Freunde, an Mina, an Minas zahlreiche

Freundinnen und an meine ganze Jugendzeit, die ich unbarmherzig im Meer versenkte. Dann folgten etliche trotzige Strophen an die Stürme der Zukunft und ein fragwürdiges Schiff, das ich mit großer Zuversicht um brandungumtoste Klippen zu steuern vorgab. Die Reime flogen mir zu. Dagegen weiß ich heute noch nicht genau, wie ich in den Wandschrank kam, in dem sich nach holländischer Weise mein Bett befand. Es ging alles in schönster Ordnung. Aber ein gütiger Himmel mußte mich auch damals geleitet haben, wie später mannigfach, wenn ich, in Freud und Leid, das Steuer nicht mehr allzu fest in der Hand hielt.

Ein sonniger Morgen weckte mich aus wogenden Träumen. Draußen rasselten die Dampfwinden mit einer Lebensluft und Arbeitswut, die fast wehe tat. Mein schwarzer Freund mit seinem unerschöpflichen Appetit war schon am ersten Frühstück. Er verspeiste soeben zehntausend Bretter. Dazu Geschrei und Peitschenknallen, Pfeifen und zischendes Abblasen von Dampf in allen Richtungen.

Auf meinem Tischchen lag mein Gedicht und die Flasche von gestern. Etwas beschämt wendete ich mich von beidem nach dem Bild lebendiger Arbeit, das draußen in der Sonne schimmerte. Wie die Wellen der Schelde im frischen Morgenwind den Strom heraufjagten! Und mir war fast ebenso wohl. Es war trotz allem ein in jeder Beziehung famoses Getränke, dieses merkwürdige Ale, nur ein wenig zu stark. Es dichtet und bringt unentschlossene Menschen zur Vernunft, zwei Eigenschaften, die man selten in einer Flasche beisammen findet. Denn mein Entschluß stand fest. Ein kleines Schwanken ging mir nur noch zwei- oder dreimal durch den Sinn wie das Nachzittern einer großen, stürmischen Bewegung; aber es hatte keine Gefahr mehr, selbst wenn ich mich mit zusammengebissenen Zähnen für immer vom Liebsten hätte losreißen müssen, das ein junger Mensch auf dieser Erde besitzen — möchte. Mein letzter Tag auf dem alten Kontinent war angebrochen. Ich rief stürmisch nach Marie und meinem Kaffee.

Diesen letzten Tag aber wollte ich noch in vollen Zügen und nach deutscher Art genießen. Bis Marie mit ihrer flämischen Gewandtheit sich aufgeschwungen hatte, mit dem Kaffee zu erscheinen, durfte ich wohl nachsehen, was ich eigentlich gestern besungen hatte. Das sollte in Zukunft ja auch aufhören; das vor allem andern! Ich las:

Leb wohl, du sonnige Jugendzeit,
Ihr Berge und Burgen am Rheine!
Mir ist so wohl, mir ist so weit,
Leb wohl für immer, du Eine!

Es reimt sich zwar ganz hübsch; aber wer — wer ist die Eine?

Ihr habt mich umsponnen, doch nicht gebannt
Mit euerm lieblichen Scheine:
Leb wohl, mein schlummerndes Heimatland,
Leb wohl für immer, du Eine!

Das Gedicht war sehr viel länger; aber die folgenden — schätzungsweise — sieben Verse konnte kein sterbliches Auge mehr entziffern. Der Gott, wie die alten Griechen es nannten, hatte mir in einer Weise die Hand geführt, daß seine geheiligten Hieroglyphen mit menschlichen Schriftzügen nicht mehr verwechselt werden konnten. Auch schien mir, was irgend noch zu entziffern war, gestern unverhältnismäßig tiefer und wärmer gelautet zu haben. Etwas verdrießlich warf ich das Blatt unter den Tisch, hob es aber wieder auf, als sich im Fluge auf seiner Rückseite die Aachener Kesselschmiede zeigte, die ich nicht verlieren wollte. Es konnte nichts schaden, das alles mußte ja aufhören. Noch acht Stunden; dann, um vier Uhr, wird ein neues Leben angefangen.

Ich hatte in den letzten zwei Tagen nur Werkstätten und Werften der geschäftigen Seestadt Belgiens gesehen. Nun wollte ich zum Schluß das alte niederländische Antwerpen durchpilgern und mir's sechs Stunden lang in einem andern Jahrhundert wohl sein lassen. Es war ein Genuß, den ich heute nicht mehr wiederzugeben vermöchte, selbst wenn ich den alten Baedeker von 1861 zu Hilfe nähme:

die Kathedrale mit ihrem wundervollen Spitzenwerk aus Stein, die unsterblichen Niederländer im Museum, die alten Häuser aus der Zeit der Hansa und der ganze versteinerte Reichtum eines stolzen freien Bürgertums, das uns die Spanier halb zertreten haben und das wir selbst mitzertraten in unserm dreißigjährigen Ringen um eine Gewißheit, die noch heute niemand besitzt. Als ich im Halbdunkel einer der abgelegensten Kirchen der Stadt nach der Uhr sah, war es halb vier — höchste Zeit, mein deutsches Leben und Träumen abzuschließen.

Im Sturmschritt verirrte ich mich zweimal; im Galopp langte ich im „Schwarzen Anker" an. — Der „Northern Whale" — der „Nordische Walfisch" — pfiff schon zum erstenmal, während ich in mein Zimmer trat, und spie Dampf und Wasser aus, als ob er es keinen Augenblick länger in der Schelde aushalten könne. Mein kleiner Koffer wurde in wilder Eile gepackt. Marie und das ganze Haus arbeiteten an meiner noch kleineren Rechnung, die ich unter der niederen Gasthoftüre mit Zurücklassung mehrerer Franken bezahlte, da der Herr Oberkellner vergeblich das erforderliche Kleingeld in den Mansarden des Hotels suchte. „Wo bekommt man die Fahrkarten für den Dampfer?" fragte ich im letzten Augenblick, schon auf dem Weg nach dem Schiff. Marie, deren flämische Ruhe durch meine damals noch ungebändigte süddeutsche Hast aus der Fassung gebracht worden war, schrie laut, um mir dadurch ihre Muttersprache etwas verständlicher zu machen, jedoch völlig ohne Erfolg. Ich glaubte, noch etwas von der nächsten Straßenecke zu hören, als der „Walfisch" zum zweitenmal einen heulenden Pfiff ausstieß. ‚Es müßte doch des Kuckucks sein,' dachte ich, ‚wenn sie mein gutes Geld nicht auch an Bord nehmen wollten, wie auf dem Bodensee!' „Adieu, Marie! Meine Londoner Adresse liegt auf dem Tisch in Nummer fünf, wenn Briefe kommen sollten! Adieu, Schwabenland. Anders geht es jetzt nicht mehr. Adieu!"

Es war allerdings nur ein paar Schritte; aber die mächtigen Räder des „Walfisches" drehten sich schon, schläfrig, ein wenig vor-

wärts, ein wenig rückwärts, wie wenn das Ungetüm am Erwachen wäre und sich gähnend besänne, was vorn und was hinten sei.

Ein jäher Schreck durchfuhr meine Glieder. Wenn es sich plötzlich aufmachte, ohne mich. Ich war die steile Landungstreppe hinauf wie der Blitz, trotz Koffer, Reisetasche, Plaid und Schirm. Ein Matrose, der am oberen Ende stand, vermutlich der Kontrolleur der heraufkommenden Reisenden, erhielt von meinem Koffer einen unabsichtlichen schweren Stoß in die Magengegend und sah mir mit einem „Damn these Germans“ (Der Teufel hole diese Deutschen!) ärgerlich nach. Es mußte ihm genügend deutlich geworden sein, daß ich mitfahren wolle. Und damit war ich auf englischem Boden und hatte den ersten englischen Gruß gehört.

Ich hätte mich nicht so sehr zu beeilen gebraucht. Eine halbe Stunde später wurde die Verbindungsbrücke eingezogen, gerade, als auf dem ruhiger gewordenen Staden in feierlichem Zuge ein wuchtiger Engländer mit fünf flachsblonden Töchtern sich dem Schiffe näherte, ohne sich im geringsten zu überstürzen. Man schob die Landungsbrücke wieder hinaus. Die Töchter erstiegen das Deck. Der Vater schien sie sorgfältig zu zählen. Dann sprach er über fünf Minuten lang mit seinem Kommissionär, der ihn unter lebhaften Dankesbezeigungen die Treppe hinaufzukomplimentieren suchte. Wieder wurde sie zurückgezogen, denn auch die Matrosen fanden die Unterredung etwas lang. Ein fünfstimmiges „Papa! Papa!“ ertönte vom Schiff. Der Engländer winkte. Die Treppe wurde ihm abermals zugeschoben. Er stellte sich jetzt auf das untere Ende derselben und setzte seine Unterhaltung mit dem Kommissionär fort. So hatte er den Dampfer in seiner Gewalt, ihn sozusagen verankert, zog seinen Murray — den englischen Baedeker — aus der Tasche, entfaltete einen Stadtplan und schien sich noch über den Namen einer Kirche aufklären zu lassen. Als auch dies bereinigt war, drehte er sich langsam um, kam feierlich die Treppe herauf und begrüßte den Kapitän, der ungeduldig an ihrem oberen Ende gestanden hatte, mit Händeschütteln und einem wohlwollenden „All right, captain!“

(Alles in Ordnung), als ob das alles völlig in Ordnung wäre. Zu eignem Gebrauch zitierte ich damals zum erstenmal Goethes inhaltsschwere Worte: „Dem Phlegma gehört die Welt.“ Wie oft ich sie in den nächsten dreißig Jahren zitiert habe, weiß ich nicht. Es ist ein nützlicher Satz des großen alten Herrn für jeden kleinen jungen, der in die weite Welt hinausstürmt, ohne zu wissen, wohin.

Mit dem Gefühl behaglicher Geborgenheit hatte ich jetzt Zeit, mich umzusehen. Zunächst, bescheiden, wie ich war, suchte ich nach der zweiten Kajüte, fand ihren Geruch nicht nach meinem Geschmack, verbarg aber trotzdem, wie ich es andre tun sah, meinen Koffer vorläufig in einer der schmalen Bettstellen, die, zwei Stockwerke hoch, entlang den Kajütenwänden liefen. Hierauf fragte ich ohne Erfolg nach dem Kassier. Daß ein Schiffskassier Purser heißt, wußte ich damals noch nicht. Auch ohne dieses Hindernis verstand man mein bestes, seit vier Jahren wohlabgelagertes Schulenglisch sichtlich höchst mangelhaft und ließ mich stehen. Dann lief ich natürlich nach den Maschinen und versuchte voll Wissensdrang in den Maschinenraum hinabzuklettern. Ein mürrisches Gebrüll aus der schwarzen Tiefe veranlaßte mich zu beschleunigtem Rückzug. Aber es war auch von oben ein erhebender Anblick: die mächtigen Kurbeln und Kurbelstangen, die blinkenden Lager, die kurzen, trutzigen Zylinder, die wuchtigen Gelenke der übrigens sehr unwissenschaftlichen Steuerung. Steuerungen waren von der Schule her mein Steckenpferd: je komplizierter, um so besser. Und als sich das alles zu regen anfing, die riesigen Massen lautlos hin und her schaukelten, das ganze mächtige Schiff zitternd zu leben begann und es draußen rauschte und sprudelte, da vergaß ich, daß jetzt der Augenblick gekommen war, in dem ich dem Lande meiner Väter, wer weiß auf wie lange, wer weiß ob für immer, den Rücken kehrte. In der geistigen Welt, die eine große Maschine umgibt, kann man, wie in jeder andern, versinken. Als ich wieder auftauchte, waren wir in der Mitte der Schelde und schwammen feierlich den großen Strom hinunter dem Meere zu.

Ich hatte keine Lust, Schiffsfreundschaften anzuknüpfen. Alles um mich her war so neu, so interessant, daß es mich völlig gefangennahm: der schimmernde, sonnige Strom, der frische Nordwest, der uns von der fernen See entgegenbläst; jetzt ein Dreimaster mit ausgespannten Segeln, der aus Westindien kommt und zierlich wie ein Schwan an uns vorübergleitet, ein Dampfer, schwärzer als der unsre, mit Kohlen aus Cardiff; kleine Schoner und Fischerboote, die wir hinter uns lassen, andre, die in gefährlicher Nähe an uns vorübersegeln. Dann die flachen grünen Ufer, hinter deren Dämmen die roten Hausdächer und die Turmspitzen holländischer Städtchen kaum hervorragen. Auf den Dämmen erscheint hier und da eine Herde schwarzweißer Holländer Rinder, die neugierig nach unserm Dampfer sehen. Über all dem spannt sich der glänzende Himmel mit fliegenden Wölkchen, ein riesiger Dom in diesem flachen Lande voll eignen sonnigen Lebens, das sich in seiner Frühlingsfreude regt und bewegt wie das plätschernde Wasser um uns her, und die stillvergnügte Erde hinter den Dämmen. Und da draußen muß es ja bald kommen, das große, ersehnte Meer, das ich heute zum erstenmal sehen soll. Drum bleibt es wahr: Wem Gott will rechte Gnad' erweisen, den schickt er in die weite Welt!

Doch es wollte Abend werden. Ein purpurner Sonnenuntergang spiegelte sich in der gewaltigen Wasserfläche, deren Ufer rechts und links kaum mehr als dünne violette Streifen erschienen, die Himmel und Erde trennten. Ein Kellner, unempfänglich für das weltentrückende Bild und seine einsame Pracht, eine Schüssel Irish Stew in den Händen, benachrichtigte mich, daß das Abendessen in der Kajüte bereit stehe. Ich dankte ihm; ich zöge es vor, den wundervollen Abend zu genießen. Auch ein handlungsbeflissener Landsmann hatte mich entdeckt, der schon zweimal in England gewesen war und deshalb ein unwiderstehliches Bedürfnis empfand, seine Landsleute zu belehren. „Sagen Sie nicht ‚Kellner‘; das nimmt der Mann übel,“ mahnte er. „Die Kellner auf Schiffen, selbst auf deutschen, heißen Stewards. Nicht zu verwechseln mit der schottischen

Königsfamilie, die längst verstorben ist. Man schreibt sie auch anders." Ich wiederholte meine Erklärung, daß mich der Sonnenuntergang genügend sättige. Mein wackerer Lehrmeister zog mich jedoch gewaltsam nach der Kajütentreppe. „Genießen Sie etwas. Sie werden es wahrscheinlich heute nacht brauchen können," sagte er mit einem vielsagenden, nicht harmlosen Lächeln. „Übrigens sagen Sie nicht ‚Treppe'." Ich hatte überhaupt nichts gesagt und suchte dies festzustellen. „Sagen Sie nicht Treppe!" fuhr mein Mentor sehr entschieden fort. „Eine Schiffstreppe heißt Companion. Wir blamieren uns sonst."

In dem niederen, düsteren Raum standen auf einer langen Tafel, die mit einem nicht übermäßig reinen Tischtuch gedeckt war, zwei mächtige Keulen kalten Fleisches, würdige Vertreterinnen der unübertroffenen englischen Rinder- und Schafzucht, Brote, Salzbutter, Essiggurken, Senf, alles, was ein einfaches Herz begehren konnte, in reichlicher Menge. Jedermann griff zu, die meisten mit einer scheuen, unruhigen Hast, wie wenn es die höchste Zeit wäre. Ein Steward schenkte den Leuten in mächtigen Tassen Tee ein. „Trinken wir eine Flasche Ale!" rief mein Landsmann. „Das verlangt schon die Höflichkeit; diese Bretter sind englischer Boden! Rule Britannia!" Eine eigentümliche Bewegung des Schiffes unterbrach ihn. Die Hängelampen neigten sich höflich nach links zu mir herüber. Die Beefkeule machte eine kaum merkliche, gespenstische Bewegung auf ihrer Platte. Die Teelöffel zitterten hörbar, und der Tee in jeder Tasse kam nachdenklich an den Rand, besann sich eines besseren, da er keine Lippen fand, und schien verstimmt sein altes Niveau aufzusuchen. Dann war alles wieder wie zuvor; nur statt des dumpfen Gemurmels der Gäste war eine plötzliche Stille eingetreten.

„Ich denke, wir sind draußen!" sagte endlich mein Landsmann erbleichend. „Nehmen Sie nicht noch einen Kognak? Brandy heißt man das an Bord."

Das „Noch" machte einen eigentümlichen Eindruck. War es wirklich so schlimm — eine Art Abschied aus dem Diesseits? Nein,

ich wollte keinen Brandy. Aber ich mußte sehen, wie es aussieht, wenn man „draußen" ist, und brauchte Luft. Die Atmosphäre in der Kajüte konnte jedes weitere Nachtessen ersetzen. Und jetzt machte alles um uns her eine zweite Bewegung, die Lampen, die Teetassen, selbst die Schafskeule; alles noch voller Höflichkeit, die nur das klappernde Umfallen eines Porzellanbeckens im dunkelsten Hintergrunde in unschicklicher Weise unterbrach.

„Ich denke, wir sind draußen," sagten zwei weitere Herren gleichzeitig, wie auf einem guten Theater; „und eine glatte Überfahrt gibt's heute nicht," fügte der eine kleinlaut hinzu.

„Ich habe immer das Glück!" jammerte ein vierter, ohne eine Spur von Fassung zu verraten, stand auf, kroch in die nächste Bettstelle, drückte den Kopf in die Kissen, die er verzweiflungsvoll über die Ohren stülpte, und zeigte der Gesellschaft rücksichtslos den breiten Rücken, über den von Zeit zu Zeit ein sichtbares Zucken lief: ein Bild von „Leides Ahnung", die Schumann bekanntlich um jene Zeit so ergreifend in Musik gesetzt hat.

Ich hatte glücklich die Kajütentreppe erreicht, ehe die Lampen ihre nachgerade zudringlichen Höflichkeitsbezeigungen wiederholen konnten, und arbeitete mich am Geländer hinauf in die frische Luft. Das Klappern eines zweiten Porzellanbeckens tönte mir von unten nach, mahnend, drohend. Aber ich war oben. Ein scharfer Wind blies mir ins Gesicht. Die Sonne war untergegangen. Einsam und schwarz lag die weite Meeresfläche vor uns, besät mit weißen Flöckchen: den Wellenkämmen, die uns die dumpfbrausende Nacht rastlos entgegenjagte. An der Spitze des Schiffes tauchte das kurze Bugspriet auf und nieder, bald über die dunkle Horizontlinie sich in den lichteren Himmel hinaufbäumend, bald unter derselben in tiefem Dunkel versinkend. Manchmal hörte man von dort einen schweren dumpfen Schlag, wenn das Schiff eine große Welle spaltete. Dann spritzte das Wasser über die Brüstung, weiß in lustigem Aufbrausen, als ob drunten in dem schwarzen Gischte ein grober Triton (Meergott) seinen Witz mit uns treiben wollte. Zuweilen aber kam es auch ernst-

hafter, wenn der Kobold ein paar Tonnen soliden Wassers über das ächzende Geländer warf, die dann mit rasender Geschwindigkeit auf dem Deckboden hinjagten, so daß achtbare ältere Herren erster Klasse, die sich zu uns herübergewagt hatten, in unziemlichen Sprüngen Rettung suchten. Doch sah das Ganze eher ernstlich und feierlich als wild und gefährlich aus. Wir hätten keinen Sturm — weit entfernt! lachte ein deutscher Matrose, bei dem ich mich erkundigte. Nur eine steife Brise, die uns in die Zähne blies.

‚So also zieht man in die Welt hinaus,‘ dachte ich und klammerte mich an die Brüstung auf der weniger feuchten Seite des Schiffs. In Gottes Namen! Etwas bedenklich darf es den Würmchen doch wohl vorkommen, hoffe ich, die der Trockenheit bedürfen und fast hilflos in diesem Urweltselement herumplätschern. Aber Bangemachen gilt nicht. Es sieht schließlich nur so aus. Sind wir doch dazu da, die Erde zu beherrschen und die Meere zu zähmen, und tun es mit leidlichem Erfolg. Jeder in dem Schiffchen, in das ihn der Herr der Welt gesetzt hat. Bin ich nicht wie ein andrer Mann?

Und das herrliche Bild bekommen wir noch drein in den Kauf: die blauschwarze Nacht, die grauschwarze, weißgefleckte See mit ihrem gespenstischen Leben, das einförmige Brausen der Räder, die dumpfen Wasserschläge am Bug, das fühlbare Zittern, das durch den Riesenleib des Schiffes läuft in seinem rastlosen Kampf mit den Elementen. Es war herrlich; aber es dauerte nicht allzulange. Auf und ab, auf und ab stieg und senkte sich das brave Schiff, emsig seinen Weg durch die entgegenstürzenden Wogen brechend, ohne sich aufzuregen, ohne zu stocken, gleichgültig für alles, was hinter uns lag; vorwärts! Auf und ab, auf und ab.

„Das nennt man auf deutsch stampfen," meinte mein kaufmännischer Landsmann, der kreidebleich auf mich zukam, ein geisterhaftes Lächeln auf den verzerrten Zügen. Sein lehrhafter Ton war völlig verschwunden, der Menschheit ganzer Jammer hatte ihn sichtlich ergriffen, aber die Macht der Gewohnheit ließ ihn noch nicht versinken. „Jetzt fängt das Schiff auch an zu rollen. Wir be-

kommen voraussichtlich Seitenwind — Südwest, wenn wir noch etwas weiter draußen sind. Rollen nennt man —" er unterbrach sich selbst mit erschreckender Plötzlichkeit. „Ich — ich — nehme noch einen Kognak — gehen Sie mit?"

Die Einladung erstarb auf dem Weg. Eine heftige Bewegung des Bootes warf ihn in der gewünschten Richtung nach der Kajütentreppe und polternd, mit etwas Seewasser, die Treppe hinunter. Ich sah ihn nicht wieder.

‚So, dies nennt man rollen,' dachte ich mit dem Rest von Vergnügen, dessen ich noch fähig war. Es war nicht viel. Auch ich begann die Macht des großen Ozeans zu fühlen, der, man kann die Bemerkung kaum unterdrücken, sich in dieser Hinsicht gegen uns etwas kleinlich benimmt. Liegend soll der Widerstand länger möglich sein, hatte ich wiederholt gelesen, und auch der Tapferste kann mit Ehren der Übermacht weichen. Die nächste Sturzwelle schwemmte auch mich in die Kajüte hinunter.

Vier Hängelampen, wild hin und her schaukelnd, erhellten mit trübem Licht den Tartarus (Unterwelt). Stöhnen, Schluchzen, manchmal ein Schrei nach dem Steward von Unglücklichen, die in großer Eile zu sein schienen, geheimnisvolles Porzellangeklapper, Laute, wie sie sonst auf der Erde nicht gehört werden, kamen aus dem dunstigen, säuerlichen Halbdunkel. Dann wohl auch ein kurzes Aufseufzen der Erleichterung — ach, wie kurz — und gleich darauf röchelnde Versuche, Unmögliches zu leisten. Manchmal entrang sich wohl auch ein allgemein verständliches: „O Gott! o Gott!" einer gepreßten Seele oder ein zorniges: „Sind Sie doch endlich still da droben! Ich will schlafen!" und dann die Antwort: „Sie haben gut schimpfen mit Ihrem Rhinozerosmagen!", und die Fortsetzung ein unartikulierter sachlicher Protest.

Mit der letzten Anstrengung meiner Kräfte war es mir gelungen, in meine Koje zu kriechen und mein Handgepäck hinauszuwerfen. Dieses fiel zermalmend einem dicken Herrn auf den Rücken, der zum Glück nicht mehr fähig war, sich zu wehren. Dann drückte ich den

Kopf in die hinterste, finstere Ecke meines Lagers, hielt mich krampfhaft an einem rätselhaften eisernen Ring, der aus der Schiffswand bequem in mein Bett hereinragte, und stemmte die Knie gegen die Kajütendecke, so daß ich, nach allen Seiten wohl versteift, das Auf und Ab, Auf und Ab des wackeren Schiffes halb besinnungslos mitmachen konnte. So konnte man das Weltende, oder was sonst noch kommen mochte, mit einiger Zuversicht erwarten.

Später fühlte ich, daß jemand murrend an mir herumzerrte. Ich widerstand ohne Zorn, halb im Glauben, daß es nur eine neue Art von Schiffsbewegung sei, die mich zu ergreifen versuchte. Dabei schien das Schiff wirklich zu schimpfen, buchstäblich zu schimpfen, und noch dazu auf englisch. Ich verstand einiges. „These blessed Dutchmen (Diese verwünschten Holländer, Deutschen)!" begrüßte es mich; es sei eine Schande, mit den Stiefeln in einem so feinen Bett zu liegen! Dann machte es ungeschickte Versuche, mir die Stiefel auszuziehen. Es ging nicht. Das hatte ich mir wohl gedacht. Konnte es mich nicht in Ruh lassen — immer noch nicht? Es fragte verdrießlich nach meiner Fahrkarte und suchte, meine Unfähigkeit begreifend, in meinen Westentaschen. Ich ließ es machen. ‚Es wird schon nichts finden,' dachte ich. Und so war es auch. Endlich entfernte es sich murrend, dumpf rauschend. Vielleicht war es doch nicht das Schiff gewesen. Das ging wieder auf und ab, auf und ab, als ob es nie etwas andres getan hätte und so fortmachen wollte — auf und ab, auf und ab — in alle Ewigkeit.

Als ich zur Besinnung kam, dämmerte eine neblige, fröstelnde Helle um mich her. Die vier Lampen hingen schein- und regungslos von der Decke. Ein freudiger Schreck fuhr durch mein zermalmtes Inneres. Ist es möglich? haben wir — haben einige von uns diese Nacht überlebt?

Ruhig und gemessen rauschten draußen die Räder des Dampfers. Hier innen herrschte tiefe, feierliche Stille. Alles schlief. Ein fried-

licher Morgen drückte seine segnende Hand auf die Schrecken der Finsternis, die hinter uns lag. Die übriggebliebenen Menschenreste schlummerten glücklich einem neuen Leben entgegen. Wir waren in der Themse. Die Stewards räumten ab und deckten die Tische für das Frühstück. Einen von außen Kommenden hätte allerdings die Atmosphäre hierzu kaum eingeladen. Wir waren zum Glück daran gewöhnt; sie war sozusagen unser Eigentum; und eine unendliche Leere erfüllte Herz und Magen. Stillvergnügt, mit halbgeschlossenen Augen sah ich die Rindskeule von gestern und den kalten Hammelsbraten aufmarschieren und die lange Reihe der Teetassen ihre Löffelchen präsentieren. Schon damals sah man es ihnen an, daß der Obersteward ein Preuße war: alles hübsch in Reih und Glied. Dann sprang ich aus dem obersten Stockwerk, in dem ich gehaust hatte, und nahm beinahe den Kopf meines Untermanns mit, der sich eben erkundigen wollte, ob er denn auch noch lebe.

In der Erwartung baldiger Trinkgelder fragten die Stewards aufmunternd nach unserm Befinden und brachten den schwächeren Leidensbrüdern die dampfenden Teetassen nach den Betten. Es war ein köstliches Getränke unter obwaltenden Umständen. Alles lächelte. Jeder suchte damit anzudeuten, daß die andern sich doch noch weit erbärmlicher aufgeführt hätten und sich heute in guter Gesellschaft kaum sehen lassen könnten. Doch schien es ein stillschweigendes Übereinkommen, gesprächsweise auf Einzelheiten nicht einzugehen. Nachdem man sich in dieser Art auch moralisch rehabilitiert hatte, ging es eilig aufs Deck.

Das also war England, der Hort der Freiheit, der Kern der größten Weltmacht unsrer Zeit, das Ideal der jungen Maschinentechniker aller Welt. Es war ein herrlicher Morgen nach englischen Begriffen, wie ich sie später kennen lernte. Es schneite nicht, es regnete nicht, und man sah nichts. Grau in grau lag Wasser und Land vor uns: stahlgrau, silbergrau, blau-, grün- und braungrau, alles merkwürdig fern und groß und wunderbar zart, das gespenstische Bild einer kaum irdischen Welt, über der eine verschwommene rundliche

Lichtquelle zu schweben schien, an der Stelle, wo in andern Ländern zu dieser Tages- und Jahreszeit die Sonne steht.

Glatt und munter schwammen wir mit der steigenden Flut den Strom hinauf. Dampfer plätscherten in weiter Ferne, ehe sie aus dem Nebel heraustraten und, selbst Nebelbilder, an uns vorbeiglitten. Himmelhohe Segelschiffe, alle Segel ausgespannt, traten plötzlich still und feierlich wie Gespenster aus dem Silbergrau heraus, schwebten lautlos vorüber und waren verschwunden, ehe man sich zweimal umsah. Am Ufer zeigten sich jetzt nackte Masten wie entnadelte Tannenwälder, formlose Wesen mit Sparren und Stangen nach allen Richtungen. Dann hörte man ein leises dumpfes Brausen, das langsam anschwoll und alles in geheimnisvoller Weise durchdrang, selbst das laute Rauschen unsrer Räder; dazwischen manchmal einen scharfen Knall, einen Pfiff, ein lautes Gepolter, weitschallende Rufe von Schiffern aus unsichtbaren Fischerbooten. Alles kühl und feucht und fröstelnd. Bald aber kamen deutlichere Umrisse von Häusern, riesige, schwerfällige Vierecke, himmelhohe Schornsteine. Das Brausen wurde lauter und schwoll zum dumpfen, unablässigen Brüllen der erwachenden Millionenstadt. Jetzt zeigte sich eine bekannte Form über den zackigen Umrissen unzähliger Schornsteine wie ein alter guter Freund: der Tower mit seinen vier Ecktürmchen. Den kannte und liebte ich ja schon seit meinem sechsten Jahr, in einem übel zerrissenen Orbis pictus („Die Welt in Bildern"). Und gleich darauf sperrte uns in dem immer glänzender werdenden Nebel eine gewaltige Geisterbrücke den Weg, welche die glasartig spiegelnde Wasserfläche begrenzte: London-Bridge.

Unser Dampfer macht jetzt unruhige, stockende Bewegungen. Mächtige Schiffe wimmeln um uns her, durch die er sich durcharbeiten muß. Scharfe Kommandoworte, Pfeifen und Schreien scheint hierzu nötig zu sein. Alles drängt sich aufs Deck: Koffer und Mantelsäcke, Kinder und Frauen. Der Kampf ums Dasein erwacht rücksichtslos unter Menschen und Dingen. Ein halbes Dutzend Matrosen drängt sich nach dem einen Radkasten durch. Sie schieben die Landungs-

brücke zurecht. Das dröhnende Brausen der Riesenstadt lastet betäubend auf den Ohren. Erdrückende, wirre Häusermassen hängen über uns herein, feindlich, drohend. Jetzt heult unsre Dampfpfeife ein ohrzerreißendes Geheul. Jemand, der halb verrückt sein muß, läutet auf einem benachbarten Schiff eine Glocke, als wollte er den jüngsten Tag einläuten. Unsre Maschine hält still. Zischend und speiend fährt der überschüssige Dampf durch das Rohr am Schornstein, das zitternd wie eine Orgelpfeife im tiefsten Baß in den Lärm einstimmt. Die Landungsbrücke fällt ans Ufer. Wie Schafe, die den Kopf verloren, drängt sich alles zwischen die Geländer des engen Stegs. Wehe dem Regenschirm, der quer zwischen die aufgeregten Beine der sich bildenden Seeschlange aus Menschenleibern gerät.

Ich selbst stak mitten in dem sich langsam durchtrichternden Knäuel und riß an meinem Koffer, der zwischen den Knien eines Herrn stak, der hinter mir drei Kinder zusammenzuhalten suchte. So ging's über die Brücke. „Aber um Himmels willen, wo bezahlt man denn?" rief ich in wirklicher Seelennot. „Ich habe ja noch nicht bezahlt!" Die Leute starrten mich an, große Fragezeichen in den Gesichtern. Zum Glück verstand mich niemand. Ich spürte jetzt festen Boden unter den Füßen. Alles rannte durch die finsteren Gebäude und schwarzen Höfe der Katharinendocks in die Lower-Thamesstraße hinaus, nach Fiakern schreiend, nach Gepäckträgern, nach Gepäck, nach Weib und Kind. Einen Augenblick lang lag mein Koffer auf einem Tisch, der das Zollamt vorstellte; ich suchte nach meinen Schlüsseln. Im nächsten hatte ihn ein Mann ergriffen, auf die Schulter geschleudert und rannte davon. Ich sah, schon ziemlich in der Ferne, das teure, wohlbekannte gelbe Leder über den Köpfen der Menge manchmal auftauchen. Das ging denn doch über den Spaß: mein ganzes Hab und Gut! Ich rannte ihm nach; natürlich.

Draußen, im Getümmel einer engen, düsteren Straße, in der das Fuhrwerk ineinandergriff wie die Zähne eines Uhrwerks, stand mein Mann neben einem Hansom, auf dessen Dach sich bereits mein Koffer befand, als ob er dort zu Hause wäre. Es blieb keine

Zeit, mich zu besinnen. Das Maul eines Pferdes stieß mir an den Hinterkopf. Der Mann streckte mir eine riesige Hand entgegen. Ich legte einen Franken hinein in der bangen Erwartung einer schwer durchzuführenden Diskussion über die fremde Münze und von etwas Kleingeld englischen Gepräges. Aber ich wurde angenehm enttäuscht. Mit einem gutmütigen Nicken, halb Herablassung, halb Zufriedenheit andeutend, war der Mann verschwunden, ohne seine Ruhe, ohne eine Sekunde seiner Zeit zu verlieren. Einige Augenblicke später sah ich ihn noch einmal unter einer riesigen schwarzen Kiste, von zwei Damen verfolgt, die laut schreiend ihre Regenschirme in der Luft schwangen.

Staunend nahm ich in dem ersten Hansom Platz, das ich in meinem Leben sah. Eine wunderbare Maschine, deren sinnige Konstruktion mir erst nach Wochen ganz einleuchtete. Durch ein Loch in der Decke schien mein Kutscher herunterzuschreien: wo ich hin wolle. Kaum hatte ich Zeit, in meinem besten Gymnasialenglisch „Middleton Square, Islington" (Middleton-Platz im Stadtteil Islington) zu rufen, als der Deckel, mit dem das Loch geschlossen werden kann, wieder zuflog und sich mein Pferd, scheinbar führerlos — denn der Führer sitzt hinter mir, in einem Kistchen auf dem Dach des Fahrzeugs —, ruhig trabend in dem reißenden Strom von Karren und Wagen, Pferden und Menschen verlor. Seitdem die Landungsbrücke des Dampfers ausgeworfen worden war, konnten kaum fünf Minuten vergangen sein. Welcher Reichtum an Erlebnissen und Eindrücken in dieser Spanne Zeit; welches Volk mit seinem „Zeit ist Geld"! Die Straßen wurden etwas freier, das Getümmel etwas weniger betäubend. Ich war in England, mitten im Lande, dem Norden zutreibend, als verstehe sich all das ganz von selbst.

Aber — gütiger Himmel! Ich wollte ja meine Überfahrt erst bezahlen! „Cabman — Cabman! Kutscher! Fiaker!" — Ich stieß den Deckel in meinem Dach wieder auf und begann zu explizieren. Der Mann schüttelte seine ziegelrote Nase herein — das einzige,

was ich von ihm sehen konnte, und fuhr ruhig weiter nach Norden, immer nach Norden, endlose Straßen hinter sich lassend, die nach und nach immer stiller wurden. Es war gut, daß ich einen Kompaß bei mir hatte. Jetzt bogen wir um die dreißigste Ecke, ungefähr. Anfänglich hatte ich im Gewirr der unteren City die Ecken gezählt, aber auch diesen schwachen Faden bald verloren. Eine grüne, viereckige Oase öffnete sich jetzt vor uns, mit einer kleinen gotischen Kirche in der Mitte, ernst, still, vielleicht etwas pedantisch, ein klein wenig langweilig dreinsehend, aber sauber und sonnig, umgeben von vier Mauern, Häuser vorstellend, die sich glichen wie ein Ei dem andern. Jedes hatte das gleiche eiserne Gitter, das es vom Square trennte, die gleiche blanke Sandsteintreppe, den gleichen glänzenden Klopfring an der braunpolierten Haustüre. Es tat dem Auge ordentlich weh, daß nicht auch die metallenen Hausnummern die gleichen waren. Der Cabman sprang von seinem luftigen Sitze herunter und schlug drei donnernde Schläge gegen ein sorgfältig verschlossenes Tor. Keine fünf Sekunden vergingen, ehe ein liebliches blondes Wesen mit einem wahren Engelskopf und einem kleinen flachen Spitzenteller darauf vorsichtig öffnete und mich mit einem ermutigenden Lächeln begrüßte. Sie sah sofort, daß dies besser war, als mich in ein englisches Zwiegespräch zu verwickeln, nahm meinen Koffer, bezahlte den Cabman, der etwas brummte, denn er hätte sich lieber mit mir direkt verständigt, schob mich durch die Haustüre, klappte sie scharf zu und legte eine Kette davor.

„Missis Bitters Boardinghouse (Frau Bitters Familienpension)?“ sagte ich endlich mit einem Fragezeichen. Es ging mir doch fast etwas zu sehr wie meinem Koffer in den Katharinendocks.

„Yes, Sir!“ sagte der Engel mit dem Spitzenteller.

Missis Bitters Adresse hatte mir mein Schwager gegeben, der vor zehn Jahren in diesem Hause gewohnt hatte, um die kirchlichen Verhältnisse Englands zu studieren. Er hatte seiner alten, verehrten Freundin gleichzeitig geschrieben, daß ich möglicherweise eines Tages eintreffen werde. Sie selbst stand jetzt unter der Salontüre, den

Fremdling freudig, wenn auch etwas gemessen begrüßend: eine würdige, muntere fünfzigjährige Dame, wie mir schien. Sie war zweiundsiebzig, und ich war vorläufig geborgen.

Ein unbeschreiblich stiller Sonntag brachte meine erregten Nerven zur Ruhe, wenigstens äußerlich. Im Innern brauste noch immer die See, die Häuser im Square schwankten ein wenig, wenn ich sie nicht scharf ansah, und ein nagender Gedanke wollte sich nicht verscheuchen lassen. Ich hatte meine Überfahrt noch immer nicht bezahlt! Die Entfernung des stillen Middleton-Square vom Meer, vom „Nordischen Walfisch", von dem tollen Treiben an der Themse schien mit jeder Stunde um hundert Meilen zu wachsen und damit die Möglichkeit, mein schuldbeladenes Gewissen von seinem Alp zu befreien. Wenn es mir nun recht schlecht ginge in diesem unbegreiflichen Land, mußte ich nicht fortwährend denken: ‚Geschieht dir ganz recht! Ein Mensch, der nicht einmal seine Überfahrt bezahlt hat!' Vielleicht war ich wie Missis Bitter jünger, als ich aussah; denn ich konnte das kindliche Gefühl nicht loswerden. Nachmittags ging ich sechs- bis achtmal um die gotische Kirche herum spazieren und besah mir die vier Spitzen des trutzigen Turms von allen Seiten. Das englische Glockengeläute, ein regelmäßiges Anschlagen von drei glockenhellen Tönen — Prim, Quint, Terz, Prim, Quint, Terz —, das dreißig Minuten lang fortdauert und dann wieder von neuem beginnt, kann den hartgesottensten Sünder mürbe machen. Es wurde gegen Abend auch mit mir schlimmer. Ich schüttete endlich der mütterlichen Freundin meines Schwagers das ganze Herz aus; sie schien sofort bereit, auch mir Mutter zu werden, und richtete mich mit heiteren Trosteswörten auf, soweit ich sie verstand. Das sei ganz einfach! Ich könne ja morgen meinen ersten Ausflug nach der Unteren Themsestraße machen, das Bureau der Antwerpener Dampfer aufsuchen und alles regeln. So konnte ich mein englisches Leben wenigstens als ehrlicher Mensch beginnen. Ich schlief meine erste Nacht auf englischem Boden, in einem Riesenbett, getröstet, wie ein Sack.

Als wackerer junger Deutscher kaufte ich mir am frühen Morgen einen Stadtplan und machte mich zu Fuß auf den Weg nach den Katharinendocks. Solange ich niemand zu fragen brauchte, ging alles vortrefflich. Die end- und zahllosen Straßen wurden wieder enger; der Lärm lauter, das Gedränge dichter. Gegen zehn Uhr erreichte ich den Platz vor der „Bank". Hier, wenn irgendwo, ist der Mittelpunkt der Welt dieses Jahrhunderts. Man spürt es ordentlich. Staunend, halb betäubt betrachtete ich das wirre Bild: ein Kaleidoskop, von einer Riesenmaschine gedreht, mit rennenden Menschen aus allen Weltteilen statt der übereinander stürzenden farbigen Steinchen. Und jeder schien genau zu wissen, was er wollte, und rücksichtslos draufloszugehen. Aber auch ich durfte mich nicht aufhalten. Es waren wohl genug Taschendiebe und sicher auch andre Spitzbuben in diesem brausenden Gedränge. Ich mußte mich beeilen, wieder ein ehrlicher Mensch zu werden. Der Weg dazu ging durch Cornhill nach Osten.

Jetzt wurde das Gedränge schmutziger. Der Themsenebel hing hier noch in den Straßen, und die riesigen Warenhäuser mit ihren Schätzen aus Ceylon und Kuba, aus Hongkong und Callao neigten sich schwarz und schwermütig gegeneinander. Düstere Geldprotzen, die still brütend der Welt Arbeit geben und Bewegung. ‚Wer weiß, vielleicht auch mir,' dachte ich und sah sie etwas scheu an. Sie gefielen mir nur halb.

Nun war's mit dem Stadtplan zu Ende. Dort gähnte mir das schwarze Loch entgegen, durch das ich gestern meinen Einzug in England gehalten hatte. Ich mußte fragen. Ein hastig vorbeirennender Handlungsgehilfe hatte keine Zeit, zu antworten. Ein vierschrötiger, gutartiger Packträger rief zwei andre herbei. Zu dritt berieten sie, in welcher Sprache ich mit ihnen zu verkehren versuche. Und es war mein bestes Gymnasialenglisch, „made in Germany" (in Deutschland gemacht), eine allerdings damals noch nicht übliche Bezeichnung! Die Verhältnisse wurden mehr und mehr hoffnungslos, bis uns ein deutscher Indigoagent mit einem riesigen

Notizbuch und prächtig blauen Fingern aus einem Kellerloch heraus zu Hilfe kam. Es ergab sich, daß ich nur drei Häuser von dem Bureau entfernt war, das ich suchte: dort, gegenüber der Trinkstube mit der roten Laterne über der Türe.

Das schwarzbraune Haus, dessen blauschwarze Fenster nie einen Lichtstrahl aufgefangen zu haben schienen, war ein Labyrinth von Gängen und engen Treppen. Überall brannte Gas; es wäre sonst nicht bewohnbar gewesen. Zahllose Türen und Türchen gingen auf die Gänge und waren in alle Winkel eingebaut. Auf jeder stand auf Milchglas, in schwarzen schmucklosen Buchstaben der Name einer Firma, einer Gesellschaft, eines Unternehmens in fernen Ländern — Nevada, Singapore, Neufundland, Mexiko, Sidney, Kairo, Valparaiso — alles, was die glühende Sonne bescheint, schien in dem schwarzen Loch zu hausen. In einer Ecke des ersten Stocks fand ich meine Antwerpener Freunde. Es war mir, als fände ich alte, liebe Bekannte. Ich trat ohne weiteres ein, da die Türe fortwährend auf und zu ging.

Eine mit Schaltern versehene Glaswand trennte einen langen schmalen Streifen des niederen Saales ab und schied die Besucher von den Beamten, die hinter den Glasscheiben hausten. Aus dem ersten offenen Schiebfenster winkte mir jemand. Was ich wolle? Ich begann zu erklären. Nach ein paar Worten, die ich mutig und erfolgreich zusammengestellt hatte, unterbrach er mich. „Sie brauchen den Kassier! Dritter Schalter, rechts!" Wie der Mensch das wissen konnte? Ich war ja noch gar nicht so weit in meiner Erklärung. Aber er war fertig mit mir und sprach schon mit meinem Hintermann in jenen fürchterlichen, endlosen Worten, die mir in diesen ersten Tagen so viel Sorge machten und von denen jedes, wie sich später herausstellte, einen ganzen Satz bedeutete. Wie soll man aber wissen, wo ein Wort aufhört und das nächste anfängt, wenn man sie nicht gedruckt sieht?

Ich übersetzte bereits am dritten Schalter rechts mit Anspannung aller Geisteskräfte und möchte gerne für den Gebrauch späterer

blinder Passagiere das Gespräch mit dem alten Kassier, der mich mit verwirrender Aufmerksamkeit anstarrte, wörtlich wiedergeben. Allein ich fühle mich, angesichts einer großen literarischen Schwierigkeit, fast ratlos. Meinen deutschen Bericht mit englischen Bruchstücken — und was für Bruchstücken! — zu schmücken, ist geschmacklos. Auch würden sie auf den deutschen Leser nicht entfernt den Eindruck machen, der das mürrische Gesicht des Kassiers nach und nach erheiterte. Am nächsten komme ich wohl meinem Ziele, wenn ich unser beiderseitiges Englisch möglichst wörtlich und wahrheitsgetreu in mein geliebtes Deutsch übertrage.

„Ich komme," begann ich, „ich tue kommen, bezahlen wollend ein Billett Antwerpen-London, dasselbige nicht bezahlt habend für das Überfahrt am Samstag." Dies schien mir ziemlich gut, namentlich hatte ich das Gefühl, gewisse charakteristische Sprachfeinheiten mit großem Erfolg angebracht zu haben.

„Was wünschen Sie?" fragte der Kassier brüsk, wie wenn er keine Zeit hätte, Sprachfeinheiten zu würdigen.

„Ich tue wünschen, bezahlt zu haben ein Billett Antwerpen-London, dasselbige nicht habend gekauft zu rechter Zeit und dennoch mich befindend in England, unbezahlt. Samstag — ‚Nordischer Walfisch' —," fügte ich noch erklärend bei, ohne weitere Satzbildungen zu versuchen.

Dies war doch, sollte ich meinen, deutlich. Aber anstatt mich zu verstehen, fing der alte Herr an, die Geduld zu verlieren. Wahrscheinlich war er kein Engländer.

„Antwerpen-London — Billett bezahlen!" rief ich meinerseits laut und etwas ärgerlich. Es war unangenehm, wenn man sein Möglichstes tut, als ehrlicher Mensch zu handeln, auf solch erschwerende Hindernisse zu stoßen.

„Aha," rief der Kassier jetzt erfreut. „Welche Klasse?"

„Zweite Klasse!" antwortete ich, ebenfalls zur Versöhnung die Hand bietend.

„Sechszehn Schilling sechs Pence!" sagte er in geschäftsmäßigem

Singsang, stempelte mit einem Knall ein Billett und warf es durch den Schalter. In großgedruckten Lettern stand auf dem roten Papierstreifen: London nach Antwerpen. Zweite Klasse.

„Nein, nein, nein!" rief ich entsetzt. „Ich wollen nicht London nach Antwerpen, ich wollen bezahlen Antwerpen nach London. Ich wollen nur bezahlen, ich wollen nicht reisen; habend schon gereist vom Kontinent nach England. Bezahlen! Antwerpen nach London. Verstehen Sie?"

„Aber der Kuckuck, Sie sind ja in London!" Er sah mich besorgt an. Es ging ihm ein Licht auf: mit mir war es offenbar nicht ganz richtig.

„Das der Fehler, mein Herr!" sagte ich, mich innerlich zur Ruhe ermahnend. „Ich in London, habend nichts bezahlt am andern Ende, und wünschen zu bezahlen Passage, Überfahrt. Verstehen Sie? Antwerpen-London!"

Er streckte jetzt den Kopf aus dem Schalter, um mich deutlicher zu sehen. Solche Leute waren ihm noch nie vorgekommen. Er hatte sichtlich begriffen und wurde freundlich.

„Na nu!" sagte ich fast schmeichelnd, indem ich einundzwanzig Franken auf das Zahlbrett legte.

„Ja, lieber Freund," sagte er nach einer langen Pause, in der er mich vollständig eingesogen hatte, langsam und sichtlich bemüht, verstanden zu werden. „Wir verkaufen hier keine Billette für die Fahrt von Antwerpen nach London. Da müssen Sie wieder nach Antwerpen fahren, und ich glaube, es wäre für Sie das beste. Oder wenn Sie mit dem Kapitän des Schiffes sprechen wollten; vielleicht nimmt der Ihr Geld. Hier können wir's nicht brauchen."

„Aber der Teufel! Wo finde ich den Kapitän in dieser großen Stadt?" rief ich erregt.

„Sie brauchen nicht zu fluchen, wackerer junger Mann," antwortete der Kassier, sanft den Kopf schüttelnd; „Sie sind eine Merkwürdigkeit. Wenn ich Zeit hätte, würde ich Ihnen suchen helfen. Jack, wo ist Kapitän Brown?"

„Er sitzt drüben im ‚Goldenen Drachen‘!“ piepste eine dünne Jungenstimme aus einer Ecke des Bureaus.

„Haben Sie's gehört? Haben Sie verstanden? Drüben über der Straße, unmittelbar über der Straße! Im ‚Goldenen Drachen‘. Brown wird Ihr Geld schon nehmen, wenn Sie ihm zusprechen. Adieu!“

Ich dankte dem braven Herrn in unartikulierten Lauten und fand mich erfolgreich über die Straße in die düstere Schenkstube des „Goldenen Drachens“. Ein langer Schenktisch trennte auch sie in zwei Hälften. Auf der einen Seite, deren Hintergrund, halb Keller, halb Apotheke, mit einem phantastischen Aufbau von Fässern und Flaschen geziert war, befanden sich sechs elegant gekleidete Damen mit großartigen Chignons (Haarwülsten), die sich bemühten, vierundzwanzig weniger elegante Gäste auf der andern Seite feucht zu erhalten. Auch hier brannte Gas. Alles stand, alles schwatzte, lachte und trank; schwarze, braune und goldgelbe Biere, wunderliche Weine, heiße und kalte gebrannte Wasser aller Art, aus denen die Damen mit großer Behendigkeit dampfende Gemische brauten. Und alles war für mich neu, fremd, unheimlich. Hier galt es nun, Kapitän Brown zu finden, dessen Bild, wenn ich es je aufgefaßt hatte, mir in den Tiefen der Seekrankheit völlig entschwunden war. Ich beobachtete eine Zeitlang meine Umgebung und entdeckte nichts Ermutigendes; rote Nasen, triefende Augen, scheinbar halb betrunkene Matrosen, ein paar ältere Damen von unzweifelhafter sozialer Stellung; aber auch einige anständig aussehende Herren, die hereinhuschten, rasch und stumm ein Glas leerten und wieder in den Mittagsnebel hinausstürzten. Meine Beobachtungen führten zu keinem Ergebnis. Es mußte etwas geschehen. Ich stellte mich an den Schenktisch, sah mich um, wie wenn ich die ganze Gesellschaft freihalten wollte, und rief laut: „Kapitän Brown! Kapitän Brown!“

Mein Nachbar, ein kleiner, dicker Mann mit Riesenknöpfen an seiner Jacke, die aus dem Fell eines unbekannten wilden Tiers gemacht zu sein schien, drehte sich langsam um.

„Ich bin Kapitän Brown. Was wollen Sie von mir?"

Viktoria! Aber jetzt galt es wieder, sprachlich zu glänzen. Die ganze Schenke lauschte gespannt.

„Ich bezahlen wollen Billett Antwerpen-London; sechzehn Schilling sechs Pence!" begann ich entschlossen. „Zweite Klasse. Verstehen Sie?"

„Ich bin nicht der Purser!" sagte der kleine Mann mit düster werdender Miene. „Da müssen Sie ins Bureau hinauf. Dort sitzt das Federvolk. Der dritte Schalter, rechts! Fragen Sie nach Mister Whitley."

„Aber ich tue kommen von Mister Whitley," erklärte ich. „Ich tue wünschen sprechen mit Sie, Kapitän Brown, nicht habend bezahlt meine Passage."

Nach einer Viertelstunde harter Arbeit, an der sich der größere Teil der Gesellschaft beteiligte, verstanden wir uns; aber der Schweiß stand mir auf der Stirn.

„Well," sagte der Kapitän, „Sie sind eine Kuriosität. Wenn Sie mit Gewalt wollen: her mit dem Geld! Man muß die Ehrlichkeit bei diesen Ausländern ermutigen."

Er steckte meine einundzwanzig Franken mit wohlwollendem Lachen und unbesehen in die offene Tasche und schüttelte mir die Hand. „Was wollen Sie nehmen? Ein Glas Ale? Einen Sherry? Hallo, Jungen!" — Der Kapitän schien plötzlich von Freunden umringt zu sein. — „Was wollt ihr nehmen? Brandy? Whisky? Ale, Porter, Stout? Jeder nach Belieben: ich bezahle. Wir trinken auf die Gesundheit dieses Gentleman, meines Freundes. Mister Dingsda. Wie heißen Sie?"

Sie begrüßten mich alle freudig. Der Kapitän erzählte sechsmal hintereinander — eine prächtige sprachliche Übung mit kostenlosen Repetitionen für mich —, wie er seinen neuen Freund gewonnen habe. Sie begrüßten mich aufs neue mit allen Zeichen wohlwollender Herablassung und erzählten sich untereinander, wie Kapitän Brown zu seinem neuen Freund gekommen war. Die feinste der Damen

hinter dem Schenktisch wechselte das Zwanzigfrankenstück in ehrliches englisches Geld um. Wer beim ersten Umtrunk Bier genommen hatte, nahm beim zweiten ein Glas Whisky und umgekehrt. Ich selbst wollte heute nicht schon wieder, und so früh am Tag, Ale trinken. Es war mir von Antwerpen her noch zu wohl in Erinnerung. Ich wählte Sherry. Es war ja ebenfalls ein nationales Getränke der Engländer, und die kleinen Weingläschen, die hierfür üblich sind, ließen ein Experiment leichter ausführen und gefahrloser erscheinen. Der Kapitän zahlte alles aus der Tasche, in der sich mein Überfahrtsgeld befand. Er duldete keine Einrede.

„Also nochmals und zum Schluß, meine Herren," rief er, „auf die Gesundheit dieses Gentleman. Ein ehrlicher, rarer Dutchman, oder was er sonst sein mag! Hipp hipp hurra!"

Sie wollten mir offenbar alle Ehre antun. Wir tranken, wir schüttelten uns die Hände; es wurde fast eine Völkerverbrüderung daraus; selbst ein Chinese beteiligte sich schmunzelnd. Warum sollte ich mich sträuben? Sie meinten es sichtlich alle herzlich gut. Mein Sherry hatte eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Ale, das mir noch von Antwerpen her in freundlicher Erinnerung lag. Es war nicht ganz dasselbe, aber merkwürdig ähnlich.

Dann trennten wir uns. Der Kapitän begleitete mich bis unter die Türe und versicherte mich wiederholt seiner unbegrenzten Hochachtung. Ich hatte in dieser Stunde einen Freund fürs Leben gewonnen, was ich erst zwölf Jahre später an der Küste von Peru erfahren sollte.

Vergnügt steuerte ich wieder dem stillen Middleton-Square zu. Meine erste englische Expedition war glänzend gelungen und erfüllte mich mit freudiger Hoffnung für die Zukunft. Auch hatte ich jetzt einen Lebensplan für die nächsten Wochen festgelegt. Ich wollte ruhig in der grünen Oase sitzen bleiben und zunächst mein Englisch etwas mehr den Verhältnissen anpassen, die mich hier umgaben. Drei Wochen konnten hierbei nicht wohl nutzlos vergeudet werden. Dann aber hinaus, in bitterem Ernst!

Als ich in mein Zimmer trat, fand ich einen soeben angekommenen Brief auf dem Tisch. Von Belgien. Hat am Ende Cockerill in Seraing seinen Irrtum eingesehen und will mich nun mit Gewalt zurückholen? Zu spät, Verehrtester! Trop tard! um mich Ihnen verständlicher zu machen. Ich erbrach den etwas schmutzigen Umschlag.

Keine kaufmännische Handschrift, wie sie die Leute von Seraing schreiben; auch kein ganz musterhaftes Französisch. Aber leserlich und deutlich genug. Es war ein Schreiben des „Schwarzen Ankers" aus Antwerpen.

„Monsieur!

Verzeihen Sie, daß wir uns beehren, Sie zu benachrichtigen. Sie haben am 4. April 1861 eine Flasche English Ale bestellt und eine Flasche Sherry vertrunken. Vom feinsten Sherry, zu zehn Franken fünfzig Centimes die Flasche. Unsre Marie hat eine Verwechslung gemacht, und Sie haben den Irrtum getrunken. Dann sind Sie so schnell abgereist, ehe wir es bemerkt haben. Da Sie nicht wollen unglücklich machen unsre Marie, die die Flasche ersetzen muß, bitte ich den Herrn Baron, zu schicken la différence, nämlich neun Franken dreißig Centimes.

Um ferneren Zuspruch bittend

Agréez, Monsieur, l'assurance de nos sentiments les plus distingués. Jean Pumperlaken

garçon et chef de cuisine de l'ancre noire

à Anvers."*

Nun war mir manches klar: mein wachsender Mut, mein kühner Entschluß, mein stürmisches Abschiedslied, das bis zum heutigen Tag kein Mensch zu lesen vermochte.

Und wenn ich heute, nach bald vierzig Jahren, zurückdenke an den Anfang meines Wanderlebens, an das wunderbare englische Bier und an den blinden Passagier von damals, so kann ich

* Genehmigen Sie die Versicherung unserer ausgezeichneten Hochachtung. J. P., Kellner und Oberkoch im Schwarzen Anker zu Antwerpen.

mich nicht enthalten — und will's nicht —, noch eines andern Versleins zu gedenken, aus einer Zeit, die weiter zurückliegt, fast an der Schwelle meiner Kindheit. Es fängt mit den Worten an: „Weg' hast du allerwege" und ist wahr geblieben, bis ich wieder einlief im alten Hafen.

Die Reise nach Tripstrill.

Ein Märchen.

Von **Isolde Kurz.**

Es war einmal eine arme, alte Frau, der wurde das Leben arg sauer gemacht, denn wo sie sich sehen ließ, kamen die Gassenjungen, verhöhnten sie, weil sie so alt war, und jagten sie mit Steinwürfen fort. Sie konnte kaum über die Straße wanken, daß ihr nicht ein ungezogener Junge Schmutz an den Mantel warf oder ihr im Vorübergehen schnell ein Bein stellte, darüber sie zu Boden fiel. Dann sprangen alle Kinder des Ortes um sie her, schlugen ein Gelächter auf und schrien: „Fort mit dir, Alte, fort in die Pelzmühle!"

Das alte Weiblein nahm sich diese Mißhandlungen sehr zu Herzen, denn sie hatte niemandem ein Leids getan, und daß sie alt und häßlich war, dafür konnte sie nichts, sie wäre selber viel lieber jung und schön gewesen. Hätte sich auch am liebsten in einen Winkel verkrochen und wäre gar nicht mehr zum Vorschein gekommen; aber sie mußte die Einkäufe besorgen, denn ihr Mann saß daheim und brummte, wenn das Essen nicht beizeiten fertig war. Von dem Manne bekam sie auch manches rohe Wort über ihre Runzeln und zittrigen Glieder zu hören, obwohl er selber ein alter Knasterbart war, nach dem kein junges Mädchen mehr umschaute, aber

daran dachte er nicht, sondern es schien ihm, als wäre die Jüngste und Schönste eben recht für ihn.

Wenn das arme alte Weiblein nach Hause kam und weinend



Isolde Kurz

erzählte, daß es die Gassenjungen ihr wieder so wüst gemacht hätten, dann fuhr er sie an: „Erwartest auch noch Flattusen, alte Hutzel, gerade als ob du ein heuriges Häslein wärst!“

Darüber wurde die Alte vollends so verschüchtert und ängstlich, daß sie sich fast nicht mehr zu reden getraute und am Ende selber glaubte, das Unrecht sei auf ihrer Seite. Wenn sie auf der Straße nur von weitem junge Leute sah, nahm sie gleich einen großen Umweg, um sie nicht durch ihren Anblick zu ärgern; nun aber wurden ihr die erst recht aufsässig; sie lauerten ihr an allen Ecken auf und verfolgten sie unter Hohngeschrei bis an ihr Haus.

Da stand gerade einmal ihr Mann unter der Haustüre und sah, wie sie von einem Rudel wilder Jungen gehetzt wurde; der hob den Stock auf und trieb die Kinder auseinander, aber nachher sagte er: „Man kann's den Jungen nicht übel nehmen, du siehst auch aus, daß die Gäule vor dir scheu werden. Es wird Zeit, Alte, daß ich dich nach der Pelzmühle schicke."

Die Frau, die dieses Wort heute schon zum zweitenmal gehört hatte, fragte, was es mit der Pelzmühle für eine Bewandtnis habe, denn sie war nicht aus der Gegend gebürtig. Darauf belehrte sie der Mann, daß man in der Pelzmühle aus alten Weibern junge macht.

„Wo liegt die Pelzmühle?" fragte das Weiblein aufgeregt.

„In Tripstrill."

„Ist's weit bis dahin?"

„Hm, wenn du heut noch aufbrichst und immer zugehst, so kommst gerade auf den Sankt Nimmerleinstag an."

„Wann ist der Sankt Nimmerleinstag?" fragte die Alte, denn von diesem Kalenderheiligen hatte sie auch noch nie gehört.

„Wann die Eulen bocken," war die Antwort.

„Und wann bocken die Eulen?"

„Am Sankt Nimmerleinstag."

„Da will ich mich sputen, daß ich fortkomme," dachte die Alte und machte sich schleunig auf die Beine. Sie war so eilig, daß sie sogar vergaß, ihren Mann zu fragen, wo der Weg nach Tripstrill gehe; aber kaum hatte sie ein paar Schritte gemacht, so begegnete ihr der ewige Jude mit einem Kramkasten auf dem Rücken, den redete sie an: „Könnt Ihr mir nicht sagen, wo der Weg nach Tripstrill führt?"

„Gleich rechts um die Ecke," antwortete der, ohne sich aufzuhalten, „und dann immer der Nase nach!"

So trippelte die gute Frau weiter und kam ganz unbehelligt aus dem Flecken hinaus; denn sobald die Gassenjungen des ewigen Juden ansichtig wurden, vergaßen sie die alte Frau und schrien: „Sehet den Mauschel! Sehet den Bendelesjud!"

Sie pflanzten sich zu beiden Seiten der Landstraße auf, um den ewigen Juden Spießruten laufen zu lassen. Der aber war pfiffiger als sie; er hob seinen Kasten vom Rücken, stellte ihn mitten auf den Weg und öffnete den Deckel. Als die Kinder alle diese Herrlichkeiten sahen, blinkende Taschenmesser und buntgeflochtene Peitschen für die Knaben, für die Mädchen aber seidene Tüchlein, Spiegelchen und Halsbänder von falschen Granaten, da kamen sie lüstern herzu, fingen an zu kramen und zu feilschen, riefen auch die Erwachsenen herbei, und der ewige Jude schmierte sie alle an mit seiner Ware, die keinen Pfifferling wert war und die er ihnen um teures Geld verhandelte.

Unterdessen war die alte Frau rechts um die Ecke gegangen und kam auf eine Straße, die gerade aus nach Mitternacht führte. Sie ging und ging immer zu und spürte weder Hunger noch Müdigkeit; nur zuweilen beschlich sie die Sorge, ob sie auch nicht den Weg verloren habe, aber sie fand sich an ihrer Nase zurecht, wie ihr der ewige Jude geraten hatte.

So kam sie endlich an eine Stelle, wo der Weg sich spaltete. Jetzt war guter Rat teuer, denn ihre Nase zeigte ebensogut nach rechts wie nach links. Die eine Straße war mit schönen Obstbäumen bepflanzt, an der anderen wuchsen nur Hagedornen; aber die Alte wählte den letzteren, weil sie von dort her das Dröhnen eines Hammers vernahm. Sie fand auch nach wenigen Schritten schon eine offene Schmiede, wo ein bildhübscher, junger Mensch unter Feuerfunken auf dem Amboß ein Hufeisen zurechthämmerte.

Die alte Frau blieb stehen und fragte: „Bin ich hier recht nach Tripstrill?"

„Freilich seid Ihr's," sagte der junge Mann mit Lachen. „Nur immer grad aus — Ihr könnt nicht fehlen."

Als sie schon eine Strecke weiter gegangen war, rief ihr der lustige Bursche nach: „He, Mütterlein, Ihr geht wohl nach der Pelzmühle?"

„Ja, freilich."

„Wenn Ihr zurückkommt, will ich Euch freien," rief er und lachte dazu.

Die alte Frau nickte vergnügt, und im Weitergehen hüpfte ihr das Herz im Leibe, daß der stattliche Bursch sie freien wollte, und daß sie nicht nötig hatte, zu ihrem alten Knasterbart zurückzukehren.

Sie wanderte weiter gen Mitternacht, an vielen Feldern und Dörfern vorüber, ohne von jemandem angeredet zu werden, bis sie durch einen kleinen Flecken kam, wo bei einem der letzten Häuser ein altes Bauernweib unter einem Ziehbrunnen stand und einen Kübel voll grünen Salat wusch.

Die sah die alte Frau an ihrem Stab vorübertrippeln und rief: „Wo hinaus, gute Frau, so allein bei Euren Jahren?"

„Nach Tripstrill in die Pelzmühle," war die Antwort, „wo man aus alten Weibern junge macht."

„He da, seid doch so gut und wartet auf mich, ich gehe auch mit, muß nur noch meinen Kindern den Salat anrichten."

„Kann nicht warten, muß zeitig dort sein, wenn die Eulen bocken," entgegnete die Erste und ging weiter.

„Ist es so eilig?" dachte die Zweite, ließ ihr Grünzeug stehen und ging der ersten nach.

Jetzt wanderten sie zu zweien und das war viel kurzweiliger.

„So ein altes Weib ist doch zu nichts mehr nütze," sagte die Zweite; „es war besser, daß ich fortgelaufen bin. Wenn ich zurückkomme, kann ich wieder tüchtig Hand anlegen auf dem Felde."

Da erzählte ihr die Erste, daß ein hübscher junger Schmied sie freien wolle, sobald sie aus der Pelzmühle zurück sei.

„Wenn's so steht," sagte die Bäuerin, „da kann ich auch noch einen finden. Ihr müßt wissen, daß ich in meinen jungen Jahren die sauberste Dirne im Ort gewesen bin."

„Ei, denkt Ihr denn, ich habe immer die lange Nase und das zahnlose Maul gehabt wie jetzt," antwortete die Erste. „Ich war Euch ein dralles Ding, wie Milch und Blut, und die jungen Burschen liefen mir auf der Straße nach — aber nicht um mich mit Steinen zu werfen, das könnt Ihr mir glauben. Und mein Mann, der meinte damals, er müsse sterben, wenn er mich nicht bekomme. Jetzt, nach einem langen Leben voll Müh' und Arbeit, was hab' ich von ihm als Zank und Spott, daß ich nicht achtzehnjährig geblieben bin?"

Während sie so klagten über die Ungerechtigkeit der Welt, hatten sie einen großen Tannenwald voll düsterer Pracht betreten. Die Sonne schien gedämpft durch die Zweige, aber köstlicher Harzduft drang erfrischend auf sie ein, und sie schritten mühelos auf dem schwellenden grünen Moose. Ein murmelndes Bächlein, dem sie nachgingen, führte sie an die schönste Stelle im Walde: ein lichter, grüner Rasenplatz wie von geschorenem Sammet, mit vielen bunten Waldblumen besät, und unter hohen Edeltannen ein Gebäude mit zackigen Mauern, nicht unähnlich einer Burgruine, nur daß das Gemäuer nicht vom Alter geschwärzt war, sondern gar weiß und lieblich durch die dunkeln Tannensäulen schimmerte.

„Sollte das schon der Eingang von Tripstrill sein?" dachten die Frauen und wollten sich froh der schönen Waldlichtung nähern. Aber widerlicher Geruch drang ihnen entgegen, und eine stolperte über einen Pferdeknochen.

„Pfui, Schinder!" sagte sie mit Ekel. „Da sind wir fehlgegangen. Das ist die Kleemeisterei."

So nennt man nämlich in jener Gegend die Wohnung des Abdeckers, und man wählt dafür immer im Walde die schönste Stelle aus, vermutlich, damit die armen Bestien sich ohne Widerstand herbeiführen lassen und nicht ahnen sollen, daß hinter dieser einladenden Schwelle das Beil auf sie wartet.

Die beiden alten Weiber kehrten schleunig um und stolperten über Tannenwurzeln auf die Waldstraße zurück.

Da begegneten sie einem alten siechen Mütterlein, das an einem Strick einen lahmen Esel daherführte, und man wußte, wenn man dieses Pärlein sah, nicht, wer von beiden wackliger auf den Beinen war.

Der Esel bückte zuweilen matt den Kopf, um duftende Kräuter am Waldrande auszuraufen, und das alte Weiblein ließ den Strick nach und blieb geduldig dabei stehen.

„Laß dir's schmecken", sagte sie traurig, „es ist ja doch dein Henkersmahl. Armes Tier, du hast's am Ende noch besser als deine Frau."

„Was fehlt Euch, gute Mutter?" fragten die beiden Pilgerinnen und blieben stehen.

„Da schicken sie diesen Esel in die Kleemeisterei, weil er alt ist und nicht mehr arbeiten kann. Und ich wollte nur, die Menschen wären so barmherzig und errichteten auch Kleemeistereien, wo man die alten Weiber abtut, wenn sie zu nichts mehr nütze sind."

„Arme Frau," sagte die eine, „haben Euch die Gassenjungen mit Schmutz beworfen oder hat Euer Mann Euch eine alte Hutzel genannt?"

„Ich habe keinen Mann mehr, und aus den Gassenjungen wollte ich mir nichts machen. Aber meine Kinder, die ich mit Schmerzen geboren und mit noch mehr Schmerzen aufgezogen habe, sind in alle Welt gegangen und fragen nicht mehr nach mir. Nur der Jüngste, dem ich bisher hausgehalten habe, wohnt noch im Ort. Vor acht Tagen hat er geheiratet und die junge Frau hat mir den Stuhl vor die Türe gesetzt. Jetzt schlafe ich in meinen alten Tagen auf der Streu und drücke mich zwischen dem Vieh herum, denn auf der Ofenbank ist kein Platz mehr für mich."

„So kommt nur," sagten die beiden anderen, „wir nehmen Euch mit in die Pelzmühle, wo man die alten Weiber jung mahlt."

Das alte Weiblein machte große Augen. „In die Pelzmühle?"

sagte sie. „Von der habe ich schon als Kind reden hören, aber ich wußte nicht, daß es so was wirklich gibt. Ja, da gehe ich gern mit, wenn Ihr's erlaubt."

Sie band schnell ihren Esel los, der sich auch gleich am Waldrande zum Verenden niederlegte, dann zog sie mit den beiden anderen ihre Straße, und die frohe Aussicht stärkte ihre Glieder, daß sie die Mühen des Weges nicht spürte.

Im Weiterwandern fanden sich noch mehrere alte Frauen, die auf der Welt keinen Platz mehr hatten und sich gerne anschlossen zur Reise nach Tripstrill. Sie klagten alle einander ihr Schicksal, und jede meinte, sie sei am schlimmsten daran, die eine, weil sie von Mann und Kindern mißhandelt worden, die andere, weil sie nie Mann und Kinder gehabt. Aber alle hatten sie ob ihres Alters den Spott der Jungen erduldet und freuten sich nun, was die für Augen machen würden bei ihrer Rückkehr.

Da sie jetzt schon zu einer stattlichen Schar angewachsen waren, erregten sie großes Aufsehen, wo sie vorüberzogen, und der Ruf flog ihnen weit voran.

„Die alten Weiber kommen!" hieß es in den Flecken und Dörfern. „Kommt und seht die alten Weiber, die nach der Pelzmühle ziehen, wo man sie jung mahlt!"

Und überall wurden die Türen und Fenster aufgerissen, und manches alte Weiblein kam ihrem Zuge eilig am Stecken nachgehinkt, während Anverwandte und Gefreunde hinter ihr her riefen: „Glückliche Reise, Mutter Urschel! Glückliche Reise, Jungfer Bärbel! Glückliche Reise nach Tripstrill!"

Da fürchteten sie, daß es ihrer am Ende zu viele werden möchten und daß sie der großen Zahl wegen nicht mehr rasch genug vorwärts kämen, um die Eulen bocken zu hören, und sie beschlossen darum, sich künftig abseits der Heerstraße zu halten und menschliche Ansiedelungen zu vermeiden. Sie nährten sich von Beeren und Wurzeln, die sie am Wege fanden, stillten ihren Durst aus klaren Waldquellen und gönnten sich nur die allernötigste Rast, aber keine

von ihnen verspürte Ermattung, so groß war das Verlangen nach Tripstrill.

Nur waren sie nach Art der alten Frauen immer voll Unruhe, ob sie sich denn auch wirklich auf dem rechten Wege befänden, und obgleich sie genau der Nase ihrer Führerin nachgingen, hielten sie doch jeden Vorübergehenden an und fragten: „Sind wir gewiß auf dem Weg nach Tripstrill?"

Viele antworteten ihnen gar nicht, sondern nahmen Reißaus, weil sie glaubten, sie seien einem Hexenheer in den Weg geraten, andere gingen lachend vorbei; nur ein Spaßvogel sagte: „Ja, aber Ihr dürft Euch sputen, wenn Ihr noch vor dem Nimmerleinstag hinkommen wollt."

Diese Nachricht versetzte die Frauen in große Aufregung, sie zappelten und drängten, um schneller vorwärts zu kommen; die hintersten stürzten über die vorderen hinein, wie eine Gänseherde tut, der man ihr Futter vorwirft, und jede beschuldigte die andere, daß sie durch ihre Langsamkeit den Zug aufhalte.

So unter vielem Lärm und Gezänk erreichten sie endlich ein düsteres Mitternachtsland, wo keine anderen Bäume mehr wuchsen als schwärzliche Nadelhölzer, mit triefendem Tannenbart behängt, und die holperigen Pfade feucht und weich waren von dem Wasser, das allenthalben unter dem Moosgrund hervorquoll. Aber kein Vogel sang mehr zwischen den Zweigen, und weit und breit war nichts Lebendiges wahrzunehmen.

„Wir können nicht mehr weit von Tripstrill sein", sagte die Führerin, denn eben sah sie auf einem moosigen Felsblock zwischen hängenden Farnkräutern und Flechten die erste Eule sitzen. Alle Weiber machten Halt und drängten sich um die Eule her, ob sie wohl bocke, aber sie bockte nicht.

„Das ist noch nicht Tripstrill", entschied die Erste, und so zogen sie weiter. Aber immer feierlicher und einsamer wurde die Gegend; nackte Felsen und finstere föhrenbewachsene Schluchten wechselten mit kahlen Waldblößen, wo nichts gedieh als dorniges Buschwerk;

dann nahm sie abermals tiefes Tannendunkel auf. Am Stamm einer blitzgespaltenen Eibe war ein Täfelchen mit einer Inschrift angebracht. In der Dunkelheit konnten sie die Schrift nicht entziffern, aber den Weibern kam es vor, als sei das der Wegweiser nach Tripstrill.

Sie gingen also der Weisung nach und kamen bald an eine finstere Schlucht, wo es tief unten gurgelte und rauschte.

„Das muß der Mühlbach sein", sagte eine, und eine andere rief: „Seht, seht, dort unten im Tal die Stadt mit den weißen Häusern und Türmen, das kann nichts anderes sein als Tripstrill."

Wirklich öffnete sich hier eine Fernsicht, und jenseits der Schlucht im Tale schimmerte es herauf wie lauter Granit und Marmor, aber Qualm und Höhenrauch braute darüber.

Da sagte eine: „Ich sehe den Rauch schon von den Schornsteinen steigen!"

Und die andere rief: „Nein, so schön hätte ich mir Tripstrill meiner Lebtage nicht gedacht."

Und alle waren voller Freude, daß der Weg zu Ende sei, und daß sie nun bald in Tripstrill ihren Einzug halten würden.

„Ist denn heute vielleicht Sankt Nimmerleinstag?" sagte die Älteste. „Seht doch nach, Gevatterin, ich hab' den Kalender zu Haus gelassen."

„Ich auch, aber mir ist, ich höre eben die Eulen bocken."

Alle spitzten die Ohren. „Ja, ja, die Eulen bocken! Ich hör' es deutlich! — Ich auch! Ich auch!" riefen sie alle durcheinander, und die Harthörigsten waren ihrer Sache noch am sichersten.

Da sagte die Führerin: „Sollen wir zuerst Tripstrill besichtigen oder lieber gleich in die Pelzmühle gehen?"

„In die Pelzmühle!" riefen die Frauen wie aus einem Mund. „Wir wollen doch nicht als garstige alte Schachteln in den schönen Straßen von Tripstrill herumlaufen, da müßten wir uns ja schämen", sagte eine.

„Und wenn wir aus der Pelzmühle kommen, so gehen wir gleich nach Tripstrill hinein und kaufen uns schöne Kleider und

Bänder und Schmuck", sagte die andere. „O die prächtigen Läden von Tripstrill! Mir wässert schon der Mund."

„Voran also", sagte die Führerin, „haltet euch dicht zusammen, damit wir einander nicht verlieren, und geht immer meiner Nase nach."

Sie bahnte sich rüstig den Weg durchs Gestrüpp abwärts die Schlucht entlang, und die Weiber folgten, eine dicht auf den Fersen der anderen; die Erwartung verjüngte schon ihre Kräfte, und es war, als ob lauter achtzehnjährige Beine sie trügen.

Endlich standen sie auf ebenem Boden und erblickten den Bach, der schäumend aus seinem Felsentor hervorbrach und sich nach kurzem Lauf wieder hinter dem Gestein verlor. Ein Baumstamm war quer über das Wasser geworfen und führte zu einem grauen Gemäuer, worin eine kleine Pforte eingelassen war. Über der Pforte stand: „Eingang zur Pelzmühle."

Auf ihr Klopfen öffnete sich die Pforte, und ein baumlanger Kerl mit grobknochigem Gesicht und weißer Schürze, wie sie die Müller tragen, kam hervor.

„Was soll's, Weibervolk?" schrie er barsch. „Soll man euch jung mahlen?"

„Ach ja, Herr Müller, wenn Ihr das versteht", antworteten die Frauen ängstlich.

Der Müller war ein Grobian, der nicht mit sich reden ließ. „Dummes Geschnatter!" gab er rauh zur Antwort, „ich werde wohl verstehen, wie man alte Weiber jung mahlt, ich tue ja das ganze Jahr nichts anderes. — Heda, Müllersbursche", rief er zu der kleinen Pforte hinein. „Hier ist ein neues Schock Weiber. Tummelt Euch! Rüstet die Säcke!"

Eine von den Frauen wollte durch das angelehnte Pförtchen hineinspähen, aber der Müller stieß sie weg und pflanzte sich breit vor den Spalt, indem er, das Gesicht nach innen, sagte: „Ah, da stecken sie eben eine hinein, ein scheußliches altes Gerüst. Pfui, zahnloses Wackelmaul, das ist die Wüsteste, die ich je gesehen habe.

— So, jetzt fangen sie an zu mahlen — Ahi! Ahi! — Nur ruhig, wir sind gleich fertig. — Ah, da kommt ihr Köpfchen heraus! Langsam, langsam, daß die Zöpfe nicht hängen bleiben! — So, da ist sie ganz. O, du herziges Goldmädel, gib mir auch ein Schmätzchen mit deinem Rosenmund. Ja, du hast gut tänzeln und schwänzeln, du bist die Schönste von allen."

„Laß uns hinein, laß uns hinein!" stöhnten die Weiber, die beinahe vor Begier vergingen, und rannten alle miteinander gegen die Tür, daß diese aufflog.

Aber der Müller stellte sich mit ausgebreiteten Armen davor. „Halt, halt!" sagte er lachend. „Was fällt euch ein! Das Korn geht auch nicht auf eigenen Füßen in die Mühle. Kriecht nur in die Säcke. Aber fein langsam, eine um die andere! — Ihr kommt alle dran."

Eine, ehe sie hineinkroch, zupfte ihn am Rock und sagte: „Herr Müller, Ihr werdet mir doch nicht weh tun?"

„Ei, wasch mir den Pelz und mach ihn nicht naß!" sagte der Müller ärgerlich. „Wie kann ich euch denn mahlen, wenn ich euch nicht anrühren soll? Nur nicht zimperlich, du bist nicht die Erste. — Wenn ich den Sack aufbinde, dann kriecht ihr heraus und werdet gleich ins Mühlwerk getan. Nur keine Furcht, ihr Weiblein! Sind schon Tausende vor euch dagewesen."

Endlich war auch die Letzte eingekrochen, der Pelzmüller lächelte vergnügt, warf die Säcke einen um den andern seinen Knechten zu und sagte: „So, die wären versorgt!"

Dann schlug er das Pförtchen hinter sich ins Schloß. —

Es war schon eine geraume Weile seit dem Auszug der Weiber verflossen, da fingen die Männer an sich zu fragen, was wohl aus ihren Frauen geworden sei. Sie hatten schon gemerkt, daß die Jungen doch nichts von ihnen wollten, und es war ihnen auch leid um ihre Alten, die so gut für sie gesorgt hatten und gegen die sie zum Dank den ganzen Tag nach Herzenslust mürrisch sein durften.

Da machten sich viele von ihnen auf, andere schlossen sich an, und es zog jetzt eine ganze Prozession wackliger Greise gen Tripstrill, um zu sehen, was aus ihren Frauen geworden sei.

In jedem Flecken fragten sie, ob man keine Weiber gesehen hätte, die nach der Pelzmühle reisten. Da konnte man ihnen ganz genau den Weg weisen, den jene eingeschlagen hatten, und während des Wanderns kamen die Männer überein, daß sie die Weiber zurücknehmen wollten, auch wenn das Jungmachen nicht geglückt sei.

Sie fanden auch wirklich das Mitternachtsland und jene Schlucht, in welcher der Mühlbach floß, aber sie hörten keine Eulen bocken und konnten auch nirgends den Eingang zur Pelzmühle entdecken. Sie mußten allein und sehr betrübt zurückkehren und haben von ihren Frauen niemals wieder etwas erfahren.

Nach der Zeit soll es viele schöne junge Mädchen in der Gegend gegeben haben, aber man konnte keine Auskunft über die Pelzmühle von ihnen bekommen; auch wußte man nicht genau, ob es dieselbigen waren, denn sie wollten sich auf nichts besinnen. Wahrscheinlich hat man ihnen mit den Runzeln auch das Gedächtnis weggemahlen, denn was nützte einem die Jugend, wenn man sich an das, was nachher kommt, erinnern müßte!

Gewiß ist, daß noch alljährlich immer Tausende von Weibern nach der Pelzmühle wandern, und wenn wir alt werden, gehen wir auch hin.



Lotte.

Eine Lebensidylle.

Von **Cäsar Flaischlen.**

„Es ist ein stetes Wunder-Erleben,
es ist ein stetes Rätsel-Lösenwollen."

Ein Jahr ..
ein ganzes Jahr nun ist es schon, daß du da herumkrabbelst und uns anlachst aus deinen dunkeln Augen, wie eine große Frage, verwundert und rätselhaft, als sollten wir dir Antwort geben, und ohne daß du selber doch etwas erzählen könntest oder von dir wüßtest oder daß wir mehr wüßten, als am ersten Tag ..

und wenn wir noch so gerne etwas herauslocken möchten aus dem Geheimnis deiner kleinen Seele und wenn wir noch so gern die Traumschleier lüften möchten, aus denen uns dein Leben zulächelt und noch so oft ‚Guck-guck!' und ‚Gib's-Händchen!' mit dir spielen ...

eine Frage .. das ganze Geschöpfchen!

Niemand aber wird sie lösen,

bis du sie selber lösest, wenn der Sonnenschein dich so weit gebracht hat, daß es in dir auseinandergeht und sich auffaltet, leis und heimlich, Blättchen um Blättchen, wie bei einer Knospe, wenn Mai und Juni sie umschmeichelt ..

bis du aufwachst eines Morgens und dich in deinen Kissen aufsetzst und über dich selbst erstaunt neugierig in die Welt lachst: Ja, da bin ich! die Lotte! und nun .. los!

Statt einer Frage aber sind es dann hundert und tausend .. und jedes Wort und jeder Blick ist wieder eine neue!

und .. nur ein paar Monate noch vielleicht, frühling- und maiwärts!

Aber du brauchst nicht zu eilen! und wenn Vater und Mutter noch so gern dich früher wachküssen möchten, ihre Namen von dir zu hören und Menschenfreude an dir zu haben..

schlaf ruhig weiter noch ein Weilchen! schlaf ruhig weiter noch in deinen Geheimnissen und Fragen! träume ruhig weiter noch in deinen Rätseln und laß dich nicht wecken!..

es ist Torheit, zu frühe zu sein!.. es erfüllt sich alles ganz von selbst zu seiner Zeit!

Ein Jahr ist es ja schon und das Leben vor dir ist noch lang genug, weiß Gott!.. obschon es dir verränne, wie ein kurzer Mai, wenn alles käme, wie man dir wünschte! wenn alles würde, wie man dir gönnte!

*

Zehn Jahre später..

und du bist ein großes Mädchen, gesund, rotwangig, mit blitzenden Augen im Kopf, mit langfliegenden Zöpfen und wie deine Mutter heute dir Wiegenlieder vorsingt, so singst du sie deinen Puppen..

und du gehst in die Schule, kannst längst schon lesen, schreiben und rechnen, und bist fleißig und lustig und voll Schelmerei und Ausgelassenheit..

doch

auf einmal auch befangen wieder und verlegen.. schämig, scheu und schüchtern, als erschreckest du vor all dem Wunderbaren, das sich um dich breitet und aus der eigenen Seele sich vor dir enthüllt.

Leis und heimlich, wie das Frührot über die Berge dämmert und die Sterne erblassen macht, drängt sich das Leben draußen in deine stille Traulichkeit

und voll Furcht und doch voll Neugier wieder stehst du in dem Tagwerdenwollen um dich her und mit immer süßerem Bangen zittert dir das Wachwerden der Lieder durch das horchende Herz.

Von uns allen freilich, denen du jetzt die Ärmchen entgegen-

reckst, wird wohl keines mehr um dich sein. In alle Weltgegenden wird es uns auseinandergetrieben haben .. wie gerade der Sturm kam .. südhin und nordhin.



Cäsar Flaischlen.

Dein Vater aber erzählt dir dann und wann, wie es gewesen, damals, als du auf die Welt kamst ..

wie wir beieinander waren ..

Sonntags..

in der kleinen Balkonstube der Großmutter und Schach spielten.. und Patiencen legten.. und Lieder sangen.. oder das Heil der Zeit erwogen und große Reden redeten.. oder.. von Manuskripten sprachen, die wir wieder einmal zurückbekommen hatten..

immer lustig und vergnügt.. trotz allen Sorgen und Enttäuschungen..

und wie wir zusammen lebten.. gehetzt und verfemt, aber froher Hoffnung in der Zukunft, wie die ersten Christen in Rom, und miteinander teilten, was wir hatten, und uns Trost zusprachen und Glauben und uns in unseren Idealen wieder bestärkten, wenn wir mutlos geworden waren: uns durchzukriegen durch den Alltag lumpigen Lebenmüssens!

*

Und noch einmal zehn Jahre..

und es sind tausend Wochen und du bist zwanzig.

Du gehst nicht mehr in die Schule, spielst nicht mehr mit Puppen, läßt nicht mehr die Zöpfe fliegen..

du bist ein Fräulein

und trägst lange Kleider..

längst schon!

und hast einen kleinen Ring am Finger und sitzt und nähst.. an deiner Aussteuer.

Es ist Tag geworden. In blendendem Goldglanz glomm die Sonne über den Horizont und mit lauter Lerchenliedern jubelt es aus deiner Brust ihr zu. In flimmernder Taupracht blitzt der Morgen über das erwartungsstille Tal.. die letzten Schleier der Nacht lösen sich von den Hängen und in bebendem Verlangen treibt und drängt und quillt und schwillt es ihm entgegen, mit tausend Knospen und Blüten.. voll Furcht und doch voll Sehnsucht geküßt zu werden und aufblühen zu dürfen.

Am Garten vorbei ziehn singende Burschen ihres Weges in die Weite.. und bei deinen Weißdornhecken bleibt einer stehn und scherzt zu dir herüber und schwingt sich über den Zaun und lacht und tollt dir nach und faßt dich und küßt dich und du.. du küßt ihn wieder.. selig, überselig.

Und ihr sitzt vielleicht wiederum in einer Balkonstube.. und kichert miteinander, oder ihr singt euch was am Klavier.. oder.. zankt euch auch, wie Brautleute sich zanken: ob Kinder mit Strenge oder mit Güte zu erziehen.. oder ihr beratet, wie das und jenes gemacht werden könne.. am besten und am billigsten..

und wenn die Mutter einmal meint: das sei unpraktisch! dann heißt es, gerade wie sie zwanzig Jahre vorher selber sagte:

„Nun ja, zu deiner Zeit, Mutterchen! aber seitdem, weißt du.. seitdem ist die Welt ganz anders geworden! zu deiner Zeit war man noch nicht so weit und Eisenbahnfahren und Dampfschiff war noch was Merkwürdiges!"

Oder..

der Vater kommt heim.. aus der Stadt.. er hat längst schon graues Haar.. und hat einen Jugendfreund getroffen, einen von uns vielleicht.. und er kommt ins Erzählen: von damals.. als du noch klein warst..

und du holst ein vergilbtes Photographiealbum und ihr zeigt euch die Bilder, die wir von dir gemacht.. und du lachst: wie man so klein sein könne und so dumm aussehen! und heut seiest du doch viel hübscher! und wie du nie still gehalten hättest und was du für ein Wildfang gewesen, dem kein Zaun zu hoch und keine Mauer zu steil..

und dein Liebster drückt dir heimlich die Hand unterm Tisch und legt den Arm um dich: aber er habe dich doch eingeholt! und ein paar Monate noch und..

und die Welt liegt vor euch in der goldenen Sonnenfreude eures Glücks, mit wogenden Feldern und duftenden Wiesen und

rauschenden Strömen und blauen Seen.. endlos offen.. wie ein großer Gottessonntag.. von seligen Liedern durchjauchzt.

*

Und wiederum zehn Jahre später..

hast du längst selber so ein kleines Ding um dich herum, oder zwei oder drei, wie du jetzt selbst noch bist.. das dich anlacht, aus seinen dunkeln Augen, wie eine große Frage, aus lauter Geheimnissen und Rätseln und Wundern heraus, und du stehst wie wir heute vor dir und möchtest sie lösen.

Die Welt ist anders geworden.. es sind andere Dinge und andere Menschen und doch ist alles, wie heut und immer!

Wie deine Mutter einst mit dir, spielst du nun mit deinen Kindern, und kommen sie in der Dämmerstunde und wollen Geschichten erzählt haben, kramst du ein altes, zerrissenes Märchenbuch hervor, das einer von Großvaters Freunden damals gedichtet.

Wie lang das nun her ist! Herrgott!.. Damals.. ja! als der Großvater die Großmutter nahm!

Und besucht dich eines von uns einmal, so hinkt ein altes Männchen in die Türe, wie dein Vater.. mit schneeigen Haaren, wackelig und zitterig.. oder ein altes Frauchen, gebückt und mit Schrumpeln im Gesicht, wie deine Mutter.. müde von dem weiten Weg, den es nachgerade gemacht hat, fünfundsechzig Jahre weit vielleicht..

und du schickst deine Jungens, die Großeltern zu rufen: es sei Besuch gekommen.. Tante Emmy!

O! und es gibt eine Freude bei den alten Leutchen, kaum zu sagen. Sie umarmen einander und küssen sich und weinen.. wie Kinder oder.. als ob jemand gestorben sei!

Gestorben freilich sind viele! es ist ja auch lang genug her! ‚Dreißig, vierzig, fünfzig Jahre wird's ja wohl sein, Emmy?.. hätten wir auch nicht gedacht, damals.. und als die Lotte kam!

Ja, ja!.. ja, ja!.. zur Feier des Tages aber wollen wir heute noch einmal jung sein und.. und..'

„Und dein Mann, Lotte, macht eine Bowle und sie stoßen zusammen an und trinken, ‚auf damals!'.. und fragen und reden und erzählen..

‚und wie dumm man eigentlich war, mitunter! und wie unnütz man sich das Leben verärgerte!.. und wie hoch wir alle hinausgewollt!.. und was aus dem und dem geworden!?.. und wie es aber doch schön war, alles! trotz allen Sorgen!'

Doch es klingt immer leiser und zuletzt nur: ‚Weißt du noch?' wenn du mit deinem Jüngsten auf dem Arm ins Zimmer trittst, ihn zu zeigen, und Guck-Guck! und Gib's-Händchen! mit ihm machst..

und der Großvater geht vielleicht ans Klavier.. was er schon lange nicht mehr getan.. und spielt ein Liedchen. Aber es klappt nicht recht und gefällt auch niemand mehr.. es ist viel zu altmodisch! nur Tante Emmy kann sich noch etwas dabei denken.. ihr andern langweilt euch.

Und wenn sie dann aufbrechen, bringt ihr sie ein Stückchen.. heimlich aber sagst du zu deinem Mann: „Ich bin doch froh, daß wir noch jung sind.. es ist nichts mit so alten Leutchen!".

Die alten Leutchen freilich sind wir gewesen, Lotte, die dich aus der Taufe hoben.. und..

*

Und abermals zehn Jahre..

und du hast auch schon wieder eine, die nicht mehr mit Puppen spielt und nicht mehr in die Schule geht und die Zöpfe fliegen läßt.. die lange Kleider trägt und ein Ringlein am Finger und an ihrer Aussteuer näht.. und abends kommt ihr Liebster und ihr sitzt in einer Balkonstube und die zwei kichern miteinander und beraten, wie das

und das wohl einzurichten wäre.. es könne auch mehr kosten, wenn's nur schön würde.. Papa habe ja gespart!

und das Leben liegt vor ihnen, licht und frühlingsherrlich, mit wogenden Feldern und duftenden Wiesen und rauschenden Strömen und blauen Seen.. endlos offen.. wie ein großer Gottessonntag.. von seligen Liedern durchjauchzt.

Es ist alles anders als damals und doch wieder: wie heut und immer.

Von uns natürlich ist niemand mehr da. Wir sind zu müde geworden allmählich und sind ausruhen gegangen..

Du aber bist noch jung, im schönsten Sommer. In roten Rosen glüht die Welt. Aus tiefblauem Grunde tropft die Sonne ihr Gold über das reifende Land. Ährenschwer rauscht das Korn durch die weite stille Mittagsruhe, wenn ein heimlicher Wind aufwallt und mit durstigen Lippen sich an ihm satt trinken will, und leise in den Hecken lockt ein Vogelruf..

Und wenn dir auch zuweilen ist, als klinge es wie Sichelklang in der Ferne und als röte sich das Laub schon an den Bergabhängen..

noch ist es Sommer!..

Und klingt der Klang der Sicheln dann auch immer näher und klingt der Ruf des Vogels immer ferner und schleiern sich allmählich auch Nebel über die Wiesen und zittert jene Wehmut des erfüllten Wunsches, jene Wehmut des Glücklichseins dir immer lauter durch die Brust, mit ihrer Sehnsucht: sich wieder sehnen zu dürfen, wieder säen zu dürfen, nicht nur ernten..

dann lachen deine Kinder jubelnd ihren jungen Frühling dir entgegen.

*

Und bist du fünfzig..

machst du vielleicht wiederum Guck-guck zu solch einem Ge-

schöpfchen, wie du heute selber noch bist .. das dich anlacht aus seinen dunkeln Augen, wie eine große Frage ..

aber: als Großmutter .. zu einem Enkelchen!

Es ist Oktober und November geworden und kahl und kalt draußen, und Blumen gibt's nur noch beim Gärtner, und der Himmel ist grau und hängt voll Schnee und es friert dich und fröstelt dich ..

und alles ist so anders geworden um dich her, als es früher war .. du kannst dich kaum mehr zurechtfinden ..

und .. es lohnt sich auch nicht mehr! und du läßt den Dingen ihren Lauf!

Zu dem einen Enkelchen aber sind mehr gekommen, Buben und Mädchen ..

und du flüchtest dich vor ihrem Lärm auf dein Zimmer .. eingerichtet, wie es dir behagt und wie man's früher hatte, gemütlicher als jetzt mit all den tausend neuen Erfindungen und ‚Vereinfachungen': ein paar Stücke aus deiner Brautzeit, ein Schrank, ein Lehnstuhl, von deiner eigenen Großmutter noch, und alte Bilder ..

und du liest etwas, oder stickst, oder strickst, oder flickst ..

bis die kleinen Wildfänge plötzlich an die Türe kommen: ob sie herein dürften? sie würden mäuschenstille sein, wenn du ihnen was erzählen wolltest!

Und sie betteln und schmeicheln so lang und so schön und machen so liebe Augen durch den Spalt .. bis du Ja sagst und das Jüngste auf den Schoß nimmst und zu erzählen anfängst:

vom Rotkäppchen und vom Schneewittchen und vom kleinen Muck .. alles, was man dir auch erzählt hat, damals .. und du seiest auch einmal so klein gewesen, wie sie, und habest auch eine Großmutter gehabt, ihre Ururgroßmutter .. ja! ja!

und die habe alles mit erlebt und habe auch .. Bismarck noch gesehen und den alten Kaiser und .. wie es Krieg gegeben hätte mit den Franzosen und wie man die Wacht am Rhein gesungen

und wie es ins Elsaß gegangen sei.. ein Eisenbahnzug immer nach dem andern.. ganze Tage lang.. und bloß Soldaten und Pferde und Kanonen.. über den Rhein, der damals noch den Franzosen gehört habe.. und wie man Spichern gestürmt und Sedan belagert und wie der Napoleon habe kapitulieren müssen.. und wie bei Paris dann alle Könige und Fürsten von Deutschland zusammengekommen und Bismarck den König Wilhelm zum Kaiser ausgerufen.

Länger als siebzig Jahre sei das jetzt.. aber ihre Ururgroßmutter habe das alles noch gesehen..

wie die Leute geweint hätten vor Freude, auf der Straße... und der alte Kaiser Wilhelm sei fast hundert Jahre alt geworden und zuletzt habe nur noch Bismarck gelebt, aber weit weg in einem einsamen Schloß in einem großen, großen Wald...

Ja, ja!

*

Noch einmal zehn Jahre dann
und du bist sechzig und es ist Dezember und geht Weihnachten zu.

Deine Enkel sind in die Welt hinaus. Die Jungen, was Ordentliches zu werden, die Mädchen mit einem braven Mann.

Dann und wann kommt eines von ihnen zu Besuch und das sind immer ein paar schöne Wochen!

Und zu Ostern soll es eine Taufe geben.. ein Urenkelchen!

Ob du es noch erlebst?

Oder eine Jugendfreundin, eine Tante Emmy kommt einmal. Es werden ihrer freilich immer weniger!

Du bleibst immer länger in deinem Zimmerchen, immer lieber auch für dich allein.. und liest etwas.. obgleich es nicht mehr so recht gehen will.. und.. sie schreiben auch nichts Rechtes mehr!

Vorm Fenster, über dem Platz drüben, liegt ein Kirchhof.. Alles weiß und zugeschneit, nur ein paar schwarze Kreuze und Steine ragen aus dem Schnee und der Wind pfeift und heult ums Haus..

und du denkst, wie lang es wohl noch daure, bis es wieder schön werde.. Frühling.. und zu blühen anfange?!

oder du kramst in deinen Schubladen herum: alte Briefe, ganze Päckchen, aus deiner Brautzeit, und, von deinem Vater noch, vergilbte Zeitungen mit Aufsätzen und ein paar alte Photographien, die du dir gerettet, als die Jungens das Album zerrissen: eine junge Frau auf einem Balkon.. ein Kind auf dem Arm.. und du wunderst dich, daß du das gewesen!

Auf einmal aber kommt es wieder.. und du rechnest: wie lange es noch bis Ostern sei und bis es Frühjahr werde.. und du setzst dich an deinen Tisch und schreibst.. deinem Enkelkind:

Es solle sich nur keine Sorgen machen, und wenn auch nicht alles würde, wie man möchte.. wenn man sich Mühe gäbe, könne man alles und bleibe der Lohn nicht aus! Und so wie es gehe, sei es immer am besten! Du habest das fünfzig Jahre lang erfahren... so wie es gehe, sei es immer am besten!

Und wenn es auch über deine Sprüche lache, in solchen Großmutterweisheiten lägen so ewig neue und tiefe Wahrheiten, daß man sie recht eben erst als Großmutter verstünde.

Vor allem aber dürfe man nur nicht meinen, als müsse alles immer glatt gehen, als müsse tagaus und ein die Sonne scheinen und als gehöre Ärger und Verdruß und Unheil nicht ganz ebenso zum Leben, wie Freude und Glück!.. im Wechsel läge das Schöne!.. und als dürften Eheleute sich nicht auch einmal rechtschaffen zanken! das täte gar nichts! du habest dich auch gezankt und oft genug.. und seiest doch vergnügt gewesen.

Die Hauptsache sei: sich nicht auseinanderzuzanken, sondern sich zusammenzuzanken!

und das gelte dem ganzen Leben gegenüber:

man müsse verstehen, sich mit ihm zusammenzuzanken!

Es sähe alles weit verwirrter aus, als es in Wirklichkeit wäre.. in der Jugend aber sei man viel zu unruhig und stehe viel zu nahe bei den Dingen..

erst im Alter, wenn man mehr über das Ganze blicke, erkenne man, wie viel einfacher alles wäre, wenn man es selbst nur einfach nehme..

und wie auch der größte Kummer immer nur daraus entstehe, daß man Menschen und Dinge immer nur wolle, wie man sie haben möchte.. anstatt wie sie wirklich wären..

und daß man sie immer nur für sich, anstatt in ihrem ganzen Zusammenhang nehme..

dann erst stehe man drüber!

Das aber sei deiner Großmutterweisheiten weiseste!

Noni-Loni.

Geburtstagsrede für ein kleines Mädchen.

Von **Cäsar Flaischlen.**

Ich hab es nie so ganz glauben wollen.. so lang ich noch im Kleinkinderland unten war.. wenn es von hier oben hieß: man möge sein, was man wolle und wie man wolle.. recht machen könne man es niemand!

ich hab es nie so ganz glauben wollen! aber.. so alte Sprüchelchen haben es doch in sich!

Man kommt und meint: es müsse eitel Freude sein, daß man endlich da ist! Alles hat ja doch darauf gewartet.. Vater, Mutter, Großmutter, Urgroßmutter.. die ganze Verwandtschaft und Freundschaft..

man hat von einem geredet, als ob es überhaupt nichts Wichtigeres gäbe auf der Welt..

und da kommt man nun, und statt daß es heißt: Hurra! guck! 'n Mädel! (stolz)

heißt es: Nein! 'n Mädel! (enttäuscht)

Ja, ja, so alte Sprüchelchen! ja, ja!

*

Wir sind herzvergnügt zusammen.. im Vorseits unten.. und singen und tanzen auf unserer Wiese unter den großen Sternblumen, die da wachsen..

und wie der liebe Gott, von dem uns Mummimu gesagt hat, steht der Mond zwischen den Bäumen und sieht uns zu..

wir machen uns Kränze und Girlanden aus Goldregendolden und Elfenhaar und spielen Prinz und Prinzessin:

Machet auf das Tor,
machet auf das Tor,
es kommt ein goldener Wagen..

(mit veränderter Stimme, als erklärende Zwischenbemerkung): Jungens und Mädchen freilich, also so zweierlei Leute wie im Diesseits, gibt es im Vorseits unten nicht.. das ist auch nur eine Einrichtung für hier oben.. im Vorseits gibt es bloß Seelchen, wie im Jenseits nachher auch wieder nur..

(wie vorher): und wir springen durch die silbernen Kringel im Gras und schaukeln auf den Nebelstreifen und jagen uns mit den Leuchtkäfern und Faltern am See entlang

und wir sitzen unter Mummimu's uralter rauschender Esche

und Mummimu erzählt uns Geschichten

o ganz wunder-wunderschön!

von Schwanenjungfrauen und von Rittern und Königen und vom Land der Menschen und wie prächtig es da sei!

Wie bei uns stünde da auch ein Mond am Himmel, nur viel

hunderttausendmal größer und leuchtender und so feurig, daß man blind werde, wenn man hineinsehe!

So immer gleich still und ruhig aber und heimlich wie bei uns, sei es nicht:

der heiße Mond an ihrem Himmel werde zu Zeiten kühler und kälter und bleibe immer länger über den Bergen und die ganze Welt würde grau und trüb und freudlos. Aber dann fielen viele Millionen kleiner weißer blitzender Sternchen auf die Erde und hüllten sie in eine große Decke, daß sie nicht friere!

Mit einem Mal jedoch käme er wieder und küsse die weiße Decke weg, und alles wache auf, wie aus tiefem Traum und fange an zu leben, und Wald und Wies und Garten werde wieder grün und die kleinen Vögelchen in den Bäumen seien auch wieder da und alles blühe und glühe und singe und klinge .. voll seliger Sehnsucht und Erwartung.

Doch es würde immer noch schöner:

aus all den Knospen würden schimmernde duftende Blüten und Blumen, aus den grünen Wiesen goldene Felder .. und aus Erwartung Erfüllung!

und dann .. wandle sich .. Erfüllung weiter zu Vollendung:

was Blüte war und Blume, werde reife Frucht mit neuem Keim zu neuem Leben!

*

Und diese ganze weite wunderhafte Welt gehöre den Menschen. Sie seien Herr und König darin und wohnten in großen steinernen Städten, die sie sich gebaut hätten, mit Häusern und Palästen und Türmen und Kirchen, mit Straßen und Eisenbahnen und tausend anderen noch viel seltsameren Dingen .. von denen uns Mummimu aber ein andermal erzählen würde, heute sei es zu spät dazu! Doch wenn wir sehr artig seien, dürften wir auch einmal Menschen werden, wie die auf der Erde, die früher alle auch nur so kleine Seelchen gewesen, wie wir hier!

Wir bekämen dann Eltern, einen Vater und eine Mutter, die sehr stolz mit uns täten und.. zuerst wären wir nur ganz klein und lägen in einem weißen Bettchen.. aber wir würden größer und lernten die Sprache der Menschen und hätten Brüderchen und Schwesterchen, mit denen wir spielen dürften, wie wir nur möchten! und wenn wir groß geworden, dürften wir alles haben und sehen und wissen, was es nur Schönes gäbe auf der Welt!..

und wir klettern Mummimu auf den Schoß vor Freude und vor Sehnsucht und bitten und betteln: uns Menschen werden zu lassen!

aber sie wehrt ab und lacht:

Eins ums andere! nur Geduld!

*

Kaum sind wir wieder beim Spielen, da läutet's am großen Tor, und die Kinderfrau kommt den Gartenweg heruntergerannt:

‚Wer an der Reihe sei? Wer mit möge? aber es müsse schnell gehen! sie habe keine Zeit, lange zu warten!‘

und wir machen Ringelreihen und wollen eben auszählen, wer es sein dürfe:

Eins, zwei, drei:
du sei frei!
Wach zur Erde
auf und werde!
lichtempor
aus Schlaf und Schein!
keim und knospe,
werde Blüte,
reife Frucht
und neues Sein!

da kommt sie zurück: ‚wir seien ihr viel zu langsam!‘ und greift zu.. und kriegt gerade mich, die kleine Noni-Loni:

„Wer nicht will, der muß! marsch! man wartet! es pressiert! und.. zieh dich an! denn da droben darf man nicht nackelig herumlaufen! das ist verboten! und.. was du willst: Höschen oder Kleidchen!“

und ich laufe und laufe, so schnell ich kann, und falle beinahe noch über ein kleines Glückskäferchen, das mir entgegenfliegt..

und der Torwart hat schon die Schlüssel in der Hand..

und ich nehme ein wunderfeines, weiches, weißes Kleidchen, das zierlichste und köstlichste, das ich sehe, wie aus Mondschein, um den Eltern, zu denen ich käme, das Allerbeste und Zarteste mitzubringen.. Mummimu hat einmal gesagt, ein Kleidchen sei etwas viel Schöneres als ein Höschen..

und das Erste, was ich höre, ist: ‚Nein! 'n Mädel!‘

*

Ich denke: das fängt ja gut an! und hebe die Ärmchen und rufe: was wollt ihr denn? guckt doch! guckt doch! es war das Schönste, das ich euch hätte bringen können!

Doch sie verstehen mich gar nicht!

Nach und nach aber ahne ich, was das bedeuten könnte und daß es ihnen am Ende größere Freude gemacht hätte, wenn ich in Höschen gekommen wäre! Warum? weiß ich nicht und ich kann es mir auch nicht denken, denn ich wäre ja doch das gleiche Seelchen, das ich bin!

Ich fragte Mama eines Abends, als sie sich über mein Bettchen beugte, aber sie wußte nicht, was ich meinte! sie lachte nur und küßte mich.. und zu ändern wär es auch nicht mehr! ich muß nun schon als Minus herumlaufen auf dieser Welt!

Eine Zeitlang war ich ein bißchen traurig darüber, denn ich hätte von mir aus ebenso gern auch Höschen angezogen.. wer denkt denn, daß sie da einen solchen Unterschied machen!.. dann aber fiel mir ein Sprüchelchen Mummimu's ein:

So wie es kommt, ist's immer am besten! und ein anderes noch weiseres und wichtigeres:

Es ist alles bloß äußerlich!

*

Doch, wenn man behauptet: es gäbe so wie so schon viel zu viel Mädel auf der Welt..

jetzt, heute abend, beim ersten Fest, das ich mitmache, sag ich:

Minus her, Minus hin! man kann so sagen und so sagen! ich sag: rechte Mädel gibt's immer noch viel zu wenig! und ich bin lange genug da, um mitreden zu können!

Und ich gucke mich um: ihr, bei denen es Hurra geheißen hat .. steht einmal auf, daß man euch sieht! .. Ja, was wärt ihr denn ohne uns Minusse?! und wo? und wie? und überhaupt?

Eure Frauen, mit denen ihr so stolz tut, sind auch einmal so ‚Mädel' gewesen und eure Mütter erst recht und eure Großmütter und Urmütter ebenso! Es mag ja sein, daß es bei allen damals auch immer bloß geheißen hat: ‚nein! 'n Mädel!' aber ... ohne die ‚Mädel' wäret ihr alle gar nicht da! Also, was wollt ihr denn?

Und .. wenn ich nun in Höschen gekommen wäre .. ja, was wär ich denn so viel mehr? was ist ein Junge denn überhaupt so Besonderes, daß man immer gleich Hurra schreit?!

Macht er etwa weniger Schererei, als unsereins? braucht er weniger Sorge? weniger Wartung? weniger Windeln?

Und später, kommt's nicht ganz darauf an, was daraus wird? Ist's nicht ein ewiges Gejammere überall, sobald solch Herr Junge in die Schule geht und sein Plus mit Zeugnissen beweisen soll?! Es heißt da höchst selten .. hurra! aber immer öfter, wenn die Rede darauf kommt: ja, 'n Mädel ist doch einfacher!

Und wenn er Jahr um Jahr dann mit siegender Ausdauer Höschen um Höschen durchgesessen und in Ehren ergraut schließlich besteht, weil kein Rektor mehr Geduld hat:

ja, ja, 'n Mädel würde doch mehr Freude gemacht haben!

Und dann soll er in die Welt .. und dann .. dann fängt der Jammer erst recht an!

Papa wird immer aufgebrachter und will schon gar nichts mehr hören .. „er könnte ja ganz gut, wenn er nur wollte!" .. Mama immer kleinlauter .. und wenn man trösten will, sagen sie:

ja ja! ja ja! 'n Mädel würde nicht halb so viel Sorge machen!

Es geht ja jetzt auch los! die gleiche Geschichte! aber man hätte doch mehr von einem Mädel! und selbst wenn es sich verheiraten würde!.. Er schreibt ja oft genug, aber immer bloß, wenn er Geld braucht!

*

Mit einem Mal jedoch kommen Briefe, wie sie nie kamen, Telegramme: es würde nunmehr alles anders! Neues Leben! Anstellung! Gehalt! hurra! hurra!

Vater und Mutter sind selig darüber und freuen sich, wie kleine Kinder, als er eines Tages plötzlich in der Türe steht..

und die ganze Verwandtschaft und Freundschaft, vom Onkel bis zum Enkel, kommt, um zu gratulieren. Man holt den besten Wein aus dem Keller und Mutters Hochzeitsporzellan aus der Kammer .. und alles fragt und möchte wissen, ob er denn das große Los gewonnen habe? oder wann und wie und wo und wer und was denn eigentlich dieses Wunder vermocht habe? Eigene bessere Einsicht endlich? Vorgesetzte? Freunde?

Er aber stellt sich mitten ins Zimmer, die Hände in den Hosentaschen und lacht und lacht:

Nein! 'n Mädel!

und nimmt sein Glas:

'n Mädel, wie du einmal warst, Mutterchen! jung und lieb wie Maiensonne!.. und.. und überhaupt: ja! ich war ein ganz trauriger Gesell bisher, dem nichts Spaß machte, weder Lernen, noch Leben, weil ich keinen Sinn drin sah.. ein so trauriger Gesell, wie wir Herren der Schöpfung alle miteinander sind, wenn wir unter uns allein!"

Und ihr sämtlichen Ritter von der Hose, die ihr da herumsitzt, alt und jung und groß und klein, ihr steht jetzt auf und nehmt euer Glas und stoßt mit an:

Trübselige Einsilber wären wir und Langweiler alle miteinander! Könige ohne Krone! Sein ohne Sinn! Minus wären wir und kein Plus.... wenn's keine Mädels gäbe! hurra!

Der Heß und sein Buch.

Von **Auguste Supper.**

Der Heß, der nicht weit von meinem Pfarrhaus wohnt, ist nicht allein ein vorzüglicher Musikant, der die Fiedel streicht, daß einem das Herz lacht, und der auf einem x-beliebigen leeren Milchhafen Posaune blasen kann, daß sein Häuschen wackelt — er versteht auch die edle Schneiderkunst aus dem ff, ist dazu ein halber Tier- und Menschenarzt, der oft mehr weiß als ein ganzer, hat für jeden seiner Langenbacher Mitbürger und zu Zeiten auch für mich, seinen Nachbar, den Pfarrer, einen guten Rat bereit und ist absolut verschwiegen.

Ich kenne ihn seit vielen Jahren. Schon ehe ich selbst ins Dorf kam, wußte ich von ihm.

Man würde sich wundern müssen, woher der Heß alle seine Weisheit und Vielseitigkeit habe, wenn es nicht allgemein bekannt wäre, daß er ein Buch hat, in dem alles drin steht.

Sobald jemand zu ihm kommt und ein Anliegen vorbringt, tut er nicht neunmalgescheit, als ob er sich alles aus den Fingern sauge, sondern er schiebt sacht die Brille in die Höhe, leckt mit der spitzen Zunge rasch an der Oberlippe, die immer ein wenig schlecht rasiert ist und sagt bescheiden und bedächtig: „Wart no, Hannesle," oder „wart no, Gretle, do muß i' g'schwind in mei'm Büechle gucke." —

Und dann geht er in seine Kammer nebenan. Man hört ihn einen knarrenden Truhendeckel heben, hört das leise Knistern von umgeschlagenen Blättern, murmelndes Lesen in langen Pausen, hört auch wohl einen Seufzer oder ein ganz leises Lachen, je nachdem die fragliche Angelegenheit betrüblicher oder freudiger Art

ist. Danach kommt der Heß mit federndem Schritt gegangen und verkündigt, was er in seinem Buch gefunden hat. Nicht anmaßend tut er das, sondern mit der frohen und stolzen Demut dessen, der sich als Werkzeug und Sprachrohr einer fremden Weisheit fühlt.

Hätte der Heß sein Buch nicht, es wäre, wie gesagt, nicht leicht zu erraten, woher er seine Klugheit haben sollte. Von den Vätern ererbt wohl nicht.

Sein Erzeuger war ein Samenhändler gewesen, der gar nicht eigentlich aus Langenbach stammte. Nur ganz uneigentlich hatte den seine Mutter, die auch eine Samenhändlerin gewesen sein soll, in Langenbach auf der Durchreise geboren. Sie war dann einen ganzen Sommer lang im Ort krank gelegen. Heute noch, nachdem man alles mögliche aus jener längst entschwundenen Zeit vergessen hat, tut man sich im Ort etwas darauf zugut, daß „man" das fremde kranke Weib so gut versorgt hat dazumal. Wenn von dem Subjekt „man" etwas recht Gutes ausgesagt wird, dann steckt man immer selbst auch unter den „Man"-Leuten, während sie einen sonst von Haut und Haar nichts angehen. „Man" hat dazumal das Weib gepflegt, und aus Dankbarkeit oder aus weiß Gott welchen Gründen ist sie immer wieder gekommen, immer länger geblieben, bis Langenbach sozusagen ihre Heimat war, in der sie ihren Buben aufzog, den Samenhandel weitertrieb, ihn ihrem Sohn hinterließ, sich hinlegte und starb.

Der Sohn war nun ein uneigentlicher Langenbacher, führte als einziger im Ort das ausländische Gewerbe des Samenhandels fort und hieß „der Heß", obgleich er im Kirchenbuch als Johann Kaspar Bader eingetragen war. Es war ruchbar geworden, daß irgendein Zipfelchen hessischen Landes die Urheimat des fremden Weibes gewesen war und so wurde ihr Bub „der Heß".

Dieser Heß senior war in den Augen der Langenbacher nicht der Mann, der seinen Kindern Weisheit als Erbteil hinterlassen konnte. Der Samenhandel war ihm mehr ein Vorwand zum Va-

gabundieren als herbe Lebensmüh. Mit seinem blauen Zwerchsack zog er durch die Umgegend. Auf seinen einsamen Gängen blies er Mundharmonika, schaute nach den Mädchen und schrie sein Sprüch-



Auguste Supper.

lein in den Dorfgassen. Das Sprüchlein war auch so etwas Unerhörtes. Kein anderer zeitgenössischer Samenhändler kannte und gebrauchte es. Es lautete:

Same', Same',
Kaufet in Gottes Name'!
Durchg'siebt ist'r, sauber g'halte',
's Unkraut han i' selber b'halte'.
Wie der Teufel, seller Racker,
Streu' i's hehlings auf de' Acker.

Ein leichtfertiger Spruch! Die Langenbacher sahen nicht gut dazu und sagten, in Langenbach und Umgegend sei man nicht im Hessischen und der Kerl solle sich schämen.

Aber das Schämen war schon gleich gar nicht dem Heß seine Sache. Dreimal hatte man der Dorothee, der Tochter vom Geißenhannes, getauft, und dreimal hatte das Mädchen als Vater ihrer Buben den Heß genannt. Dreimal war der Heß mit ungebeugtem Kopf vor dem Pfarrer gestanden und hatte sich schelten lassen, und dann erst hatte es eine Hochzeit gegeben.

Und was für eine! Der älteste Bub des Brautpaares, der heutige Heß, hatte dazumal schon auf einem leeren Milchhafen Posaune geblasen, und sein eigener, leibhaftiger Großvater, der Geißenhannes, hatte dazu getanzt. Die Langenbacher gingen am Ochsen vorüber, wo die Lustbarkeit stattfand, spien aus und sagten laut: „Bande!" Aber als es Nacht war, tiefe, gute, verschwiegene Nacht, da kamen etliche und sahen nach, ob der Unfug nicht bald ein Ende nehme. In den Ecken drückten sie sich herum, dann warfen sie dem Büblein ein paar Kreuzer in den Milchhafen und dann —— ja dann ward es eben immer später in der Nacht, immer tiefer, dunkler, verschwiegener. — Des Geißenhannesen Dorothee machte dann in Ehren wieder gut, was sie in Unehren verschuldet hatte. Ja, sie tat fast noch ein übriges, so daß nahezu wieder Ärgernis entstand. Alle Jahre war da ein Kleines, ein paarmal sogar zwei, so daß niemand übersehen konnte, wo all der Segen hinaus wollte. Nur der Vater Heß und die Dorothee lachten. Ihnen war keines zu viel.

In des Geißenhannesen Haus, das eine gute, zentrale Geschäftslage hatte, tat die Dorothee einen Kramladen auf. Schuhnägel

gab es da und Heringe, Peitschenschnüre und amerikanisches Schweineschmalz, Waschblau und Käse, Seife und Kandiszucker, Leim und Johannisbrot, Schmieröl und Wachholdergesälz. Für alle Bedürfnisse und alle Ansprüche war da gesorgt, und als der Schulze einmal um Tinte herschickte, da legte die Dorothee ihrem Warenbestand auch noch diesen Saft der Hölle zu.

Das war ein großer Fehler, denn mit der Hölle soll der Mensch nichts zu tun haben. Absonderlich nicht, wenn er etwas leicht von Gemüt und Geblüt ist, wie die Dorothee, die ihrer Lebtag nicht verstand, mit dem rechten Ernst und der richtigen Schwere an eine Sache heranzutreten.

Es kam, daß das Weiblein nicht nur, wie früher schon, mit dem Schmalzlöffel in die grüne Seife fuhr, oder den Hering zum Kandiszucker in eine Tüte legte, sondern sie goß jetzt auch zuweilen Tinte in die Erdölkannen der Weiber, und ihr erstgeborener Sohn, der Posaunenbläser, fing vor der Zeit das Schreiben an, weil ihm die Tinte von der sorglosen Mutter nicht aus den Fingern getan wurde. Tausend Stücklein leben von diesem längst toten Weib unter den Langenbachern fort. Tausend Stücklein; aber darunter kein einziges, das dartun könnte, daß der Heß seine Klugheit von der Mutter habe.

Also bleibt ganz allein das Buch.

Ich muß sagen, manchesmal hat mich der Fürwitz gestochen, daß ich gar zu gerne hätte wissen mögen, was das für ein Buch ist. Aber wenn ich den Heß frage, dann leckt er mit der spitzen Zunge ein wenig an der Oberlippe und entgegnet bedächtig: „Des Büchle verstand bloß i; des ist e' b'sondere Sach' mit dem Büchle." —

Hin und her riet ich schon. Einem alten Kerl wie mir, und wenn er auch nur ein Dorfpfarrer ist, ist doch auch schon mancher Band durch die Hände gegangen. Zuweilen, ja sogar sehr oft, meine ich, es müsse das Buch des Sirach sein, dieses Tischleindeckdich, das nach mehr als zweitausend Jahren noch für jeden einen Bissen hinstellt, der nicht verschimmelt ist.

Ein andermal, wenn es um medizinische Dinge geht, glaube

ich, den Paracelsus zu hören, wie er von dem vielen, was er weiß, das wenige herausgibt, was seinen Zeitgenossen zu wissen gut tut.

Und ein drittes Mal, wenn die Langenbacher mit ihren Fragen und Anliegen dem Heß gar zu faustdick kommen, dann klingt sein Bescheid, als sei sein Buch der Götz von Berlichingen ohne Gedankenstriche.

Ganz herzlich und dringend, so gut ich's nur fertig brachte, habe ich den Schneider gebeten, er solle mich nur einen einzigen Blick auf seines Buches Titelblatt tun lassen. Für einen Pfarrer sei es doch auch wichtig, sagte ich ihm, ein Buch zu haben, in dem auf so viele Fragen die Antworten stehen.

Er sah mich über die Brille hinweg an und lachte. Ich weiß nicht, warum es mir immer ein bißchen auf die Nerven geht, wenn der Heß so lacht. Er lacht nicht spöttisch oder vorlaut oder überlegen. Er lacht ganz fröhlich hell hinaus wie ein Kind. Und doch meint man dann immer, der Heß sei arg gescheit, und selbst sei man arg dumm. Das greift mich heillos an. Also der Heß lachte und dann sagte er: „Ganget Se mer weg, Herr Pfarrer! Sie brauchet mei' Büchle net. Sie könnet's auswendig. Aber i' — i' muß halt ällemol in mei' Büchle neigucke. —"

Mehr war absolut nicht aus ihm herauszubringen. Weder Verfasser noch Verleger, noch Ort und Zeit der Ausgabe ließ mich der eigensinnige Schneider wissen. Und so bleibt's denn dabei: der Heß ist der Klügste von Langenbach. Nicht von Natur oder durch Vererbung, sondern weil er eben sein Buch hat, in dem alles steht.

* * *

Heute ist mir draußen hinter dem Kirchhof der Heß begegnet. Mit seinen dünnen Schneiderbeinen und seinem vergnüglichen Musikantengesicht ist er über die Äcker hergestiegen. Die Klarinette hat ihm aus der Tasche geguckt, das neueste Instrument, das er um des lieben Friedens willen weit weg von den menschlichen Wohn-

stätten einübt, da Geige und Milchhafen seinem Künstlerdrang und -ehrgeiz nicht mehr genügen. Ich habe ihn angesprochen, habe ihn gefragt, was er von den Obstaussichten halte, und ob er glaube, daß die Imker ein gutes Jahr haben würden.

Er senkte den Kopf, als wolle er über die Brille hinwegsehen, obwohl er gar keine aufhatte, da er sie nur zur Arbeit und zum Lesen braucht. Ein klein wenig leckte er an der Oberlippe, wie er immer tut, dann sagte er kopfnickend: „Mei' Büchle wenn i' do hätt', no' könnt i' em Herr Pfarrer älles g'nau sage'. —"

Ich war heute so — — ich weiß nicht wie — — wie der schwache Mensch eben oft ist: unausgeglichen und reizbar wie ein Truthahn, der auch gleich kollert über Dinge, die ihn von Haut und Haar nichts angehen.

„Heß," sagte ich, „das mit dem Büchlein ist mir jetzt am Hals oben. So gibt's überhaupt kein Buch, in dem alles drin steht: Das von den Imkern und den Obstaussichten und den Krankheiten und den Pfandbriefen und dem Milzbrand und der Kartoffelfäule und den bösen Weibern und den treuen Schätzen. An der Nase führet Ihr die Leute herum, Heß, das sag ich, und das werd ich sagen, bis Ihr mir Euer Buch zeigt. —"

So — nun war's heraus, was mich gewürgt hatte. Aber der Mensch spielt nicht ungestraft den kollernden Truthahn. Ich kann das nicht vergessen, wie der Schneidermusikant mich angeguckt hat. So zum Verbarmen gottsjämmerlich. Nur ein paar Schritte standen wir von der weißen Kirchhofsmauer. Der Heß sah sich um, als ob er fürchte, es könne ein Lebendiger oder ein Toter meine Worte erlauscht haben. Dann, als er merkte, daß alles ganz ruhig blieb bis auf die paar Lerchen, die hart vor uns aus den Ackerfurchen schwirrten, zog er sein rotes Schnupftuch, das neben der Klarinette steckte, und trocknete sich die Stirn, indem er mit zitternder Hand die Schildkappe lüftete. Wie er so still blieb und das alles so langsam und umständlich tat; — ich glaube, da fing auch ich an zu schwitzen.

Aber ich habe mein Herz vor Gott und dem Heß verhärtet und habe mir eingeredet, daß ich im Recht sei. Den Stock habe ich auf den Boden gestoßen. „Ja, Heß, das sag ich und dabei bleib ich.“

Der Schneider tat die paar Schritte und lehnte sich mit dem Rücken an die weiße Mauer. Der schwarzgrüne Wipfel von dem Lebensbaum — Thuja orientalis — auf der dicken Bäckenmarie ihrem Grab ragte hart über ihm in den Himmel, und eine Eidechse sah ich auf den schrägen Deckfteinen der Mauer fröhlich im Sonnenschein der Jagd obliegen. Solche kleinen und nebensächlichen Dinge beobachtet man nie besser und schärfer, als wenn man mit seinen Gedanken recht himmelweit davon ist.

„Herr Pfarrer,“ sagte der Heß, „ist des Ihne Ihr Ernst?“ — Ich bin vierzig Jahre im Amt, und da wird man schon so gewissermaßen abgehärtet und auch sozusagen einigermaßen unverfroren; aber vor dem Heß habe ich die Augen niedergeschlagen. Die Sonne hat mir auch hell ins Gesicht geschienen, da habe ich mich halb umwenden müssen, Langenbach zu.

„Ja,“ sage ich, und die Stimme kommt mir fremd, steif, wie an Händen und Füßen gebunden aus dem Hals, „ja, das ist mein Ernst.“ —

Der Mann an der Kirchhofsmauer schaut vor sich nieder und nickt mit dem Kopf. Verstohlen betracht' ich ihn. Er sieht aus, als sei er soeben über mich ins klare gekommen und denke in seinem Innersten: So, so, Pfarrer! Also so einer bist du! So sieht's in deinem Herzen aus, dem ich immer etwas anderes zugetraut habe! —

Dann auf einmal schlägt er sich mit dem roten Sacktuch den Staub von den breiten Stiefeln. Erst hebt er den rechten Fuß hoch und dann den linken.

Andächtig, als ob ich da etwas lernen könnte, sehe ich ihm zu, obgleich mir der Staub ins Gesicht fährt.

Wir haben ja Zeit, wir zwei alten Kerls vor der Kirchhofsmauer, in aller Ruhe können wir unser Sträußlein miteinander ausfechten.

Der Heß steht jetzt und schaut vornübergebeugt aufmerksam auf seine Stiefel, ob die sauber sind, dann gibt er sich einen Ruck, hebt den Kopf und fragt kurz: „Ganget mer?"

Ja, wir gehen. Eigentlich hatte ich noch weiter hinauslaufen wollen bis zu dem Wegweiser auf Winterberger Markung, auf dem von unbekannter Hand geschrieben steht:

Kommst von Langenbach du 'rum,
Wandrer kehr' glei' wieder um!
Z' Winterberg ist's grad' so dreckig,
Älle Gasse krumm und eckig,
Und die Leut, — 's muß wohl so sei' —
Passet in die Gasse' nei'. —

Es heißt, der alte, selige Heß sei der Verfasser der Inschrift gewesen und sein pietätvoller Sohn sorge dafür, daß sie nicht verwittere und verlösche. Aber Beweise hat man keine für diese Behauptung. Sie ist auch wohl nur aufgetaucht, weil außer vom alten Heß seit Menschengedenken weder in Langenbach noch in Winterberg gedichtet worden ist.

Bis zu diesem Wegweiser geht sonst meistens mein Spaziergang; aber heute hielt ich mich hart neben dem Schneider. Die Angelegenheit war zu weit aufgerollt, als daß man sie wieder stillschweigend hätte ruhen lassen können. Trotzig schritt ich neben dem Heß. An mir war es nicht, zu reden. Meine Ansicht wußte er. Auf einmal steht er still und sieht mir hell in die Augen. „Also auf de' B'schiß kommt älles 'naus, meinet Sie, Herr Pfarrer?"

Ich zwinge mich, ihn anzublicken und sage: „Jawohl." Er nimmt die Schildmütze ab. Sein Gesicht ist merkwürdig aufgehellt; von einer überlegenen und heiteren Ruhe förmlich überstrahlt.

„Jetzt frog i' Sie: rot' i' de' Leut schlecht, oder rot' i' de Leut guet? — Bin i' uf mein' Nutze' aus oder auf de' Langebächer ihr'n? — Schwätz i' dumm raus oder verstand i' ebbes? Verhetz i' d' Leut oder schwätz i' zum Friede? Bring i' ebber um sei' Sach oder hilf i', wo i' ka'?"

In mir ist ein furchtbares Unbehagen: „Jawohl,“ sage ich, „jawohl. Alles recht, alles gut; aber das Buch! Es gibt kein Buch, in dem das alles steht. Ich weiß keins. Mir soll's ja recht sein.“ — —

Er leckt sich die Oberlippe, dann lacht er das Lachen, bei dem man sich dumm vorkommt. „I' versprech' Ihne', wenn i' stirb, vermach i' Ihne' mei' Büchle. Send Se no z'friede'?“ —

„O Heß,“ sage ich, „Ihr seid zehn Jahre jünger als ich und gesund wie die Fische im Langenbach.“

Er zuckt die Achseln. „Wege' sellem! — — Die sind vorige' Sommer älle an ei'm Tag verreckt, wie des bös Wetter g'we ist.“ Dann setzt er die Schildmütze wieder auf und schreitet fürbaß. „Herr Pfarrer,“ sagt er leiser, und sein Ton hat auf einmal fast etwas Feierliches; sogar die plumpsten Breiten seines Dialektes gibt er dran; „Herr Pfarrer, wenn Sie 's ganze Lebe' lang ohne e Büchle predige' tätet, wenn Sie de' Leut' sage' tätet: es kommt alles aus mei'm Herze' raus, wie e Quell aus em Waldbode — — was meinet Se, wie viel Ihne' glaube' und Ihne' folge' tätet, und wenn Sie no' so rechte und gute Sache' sage tätet? — Die große Bücher in Ihrer Stub, Herr Pfarrer, die machet, daß d' Langebacher 's recht' Zutraue zu Ihne' hänt.“

Das Lachen kam wieder auf sein Musikantengesicht.

„Wie oft werdet Sie 'nei' gucke in älle die Büecher, Herr Pfarrer? Vielleicht in jedes äll' Schaltjohr e Mol. 's ist gnueg! Wäger jo, 's ist gnueg! Sag i' deswege' zu Ihne, 's sei älles B'schiß?“ —

Mir stieg das Blut in den Kopf. Seine listig zwinkernden Augen reizten mich auf. „Ich lasse aber meine Bücher sehen,“ rief ich zornig, „jeder kann einen Blick hineintun, sobald er will, und wenn ich den Leuten aus meinen Büchern Rat gebe, so sage ich ihnen auch, wo der Rat steht.“ —

Jetzt war's, als ob den Schneider die Tarantel gestochen hätte. Er machte Sprünge und lachte, dann zog er die Klarinette heraus und blies ein paar Töne, die mir fast die Ohren sprengten. Endlich stand er still vor mir und rief: „O Herr Pfarrer, o Herr Pfarrer!“

Wie wenn er großes Mitleid mit meiner Dummheit hätte, so klang der Ton. Das brachte mich aufs neue auf. „Ihr seid, Ihr seid —“ stieß ich hervor. Ich wollte schimpfen und fand nicht gleich das rechte Wort.

Es mochte ihm leid tun, daß er mich so in Harnisch gebracht hatte. „Wenn Sie wieder zu mir kommet, zeig i' Ihne mei' Büchle,“ sagte er auf einmal ganz ernst. Und dann bog er ab und ging hinten ums Dorf.

* * *

Nun bin ich gestern beim Heß gewesen.

Die rote Mine saß in der Stube und wartete auf den Ausspruch des Schneiders, der eben drinnen in der Kammer sein Buch befragte über die beste Art und Weise, wie der Mine ihr Mann von dem vielen Trinken und vielen Wirtshauslaufen wegzubringen wäre. Als er heraustrat und mich sah, kam es mir vor, als erschrecke er. Es ging wie ein Schatten über sein Gesicht. Aber alsbald faßte er sich wieder.

„Also horch, Mine,“ sagte er und hob die Hände, als wolle er an den Fingern zählen, „koch' net so scharf! Lieber e weng guet fett als scharf! Und net immer 's gleich. Und jo nie em e dreckete Schurz durch d' Stub! Älleweil sauber! Älleweil adrett! Und sorg, daß er sich net verzürne mueß, d'r Schorsch. D'r Zorn, der goht durch d' Leber, und vo' d'r Leber kommt no d'r Durst. Und heiz' ihm net z'scharf ei'. Net mit 'm Maul und sonst net. D' Hitz ist nix. E kühle Stub, e saubers Weib und e kräftigs Esse, des sei's Best, stoht in mei'm Büechle.“

Ein kurzer, rascher Blick aus den Musikantenaugen streifte mich.

Die rote Mine stand auf. In ihrem grämlichen Gesicht war ein nachsinnender Ausdruck. „Was kost's?“ fragte sie kurz.

Der Schneider schüttelte den Kopf. „Nix! Was unter ere Viertelstund ist — nix. Was drüber ist — je nachdem. — Oft versäumt mer viel, oft nix. Dernoch mer G'schäft hot. Alles was recht ist, heißt Gottlieb.“ —

Da zog die Mine ab, ohne ein Wort zu sagen.

Mir aber winkte der Schneider zu, und ich trat hinter ihm in die Kammer.

Hastig kam er mir vor und erregt. So, als wolle er etwas zu Ende führen, ehe es ihn wieder reuen würde.

Den Truhendeckel, den ich oft von außen hatte knarren hören, tat er auf. Eine Menge Stoffreste, Flickflecke und leere Fadenrollen lagen da drin. Er kramte eine Zeitlang unter dem Wust, den Kopf weit hinabgebeugt, so daß ihm das Blut im Gesicht stand, als er sich aufrichtete.

Ein dickes Heft von mit Faden zusammengestochenen, grau-weißen Blättern hielt er mir hin. Ich streckte die Hand aus, da zuckte er kaum merklich zurück; aber dann gab er mir's.

Und nun hatte ich ihn, den Band, der mich so oft und oft beschäftigt. Aber auf einmal fehlte mir der Mut, darin zu blättern. Wie ein Erpresser kam ich mir vor. Unschlüssig sah ich auf das sonderbare Heft.

„No zue!" sagte leise der Schneider.

Da schlug ich die erste Seite auf.

Ich möchte jetzt sehr gerne nicht sagen, was da stand. Ich möchte überhaupt über mein ganzes freches Eindringen in des Schneidermusikanten Lebensgeheimnis einen dichten Schleier legen. Nicht dem Heß zulieb. Nein, mir zulieb, denn ein Pfarrer sollte viel zartere Finger haben, als ich sie in der ganzen Sache zeigte.

Also da stand von einer ungelenken und offenbar sehr schmutzigen Kinderhand geschrieben:

„Der Heß, der ist mein Vatter,
Elf Kinder und mich hatter."

Ich blätterte weiter. Es kamen Seiten, auf denen nur Federzeichnungen zu sehen waren. Dreieckige Köpfe und Schweine mit geringelten Schwänzchen.

Dann wieder eine Reihe Text: „Der Schulzenfritz ist ein Esel

und der Heinrich vom Hirsch ist auch ein Esel und der Schorsch ist auch ein Esel."

Dann leere Blätter mit großen und kleinen Fingerabdrücken, Fettflecken und abgerissenen Ecken. Dann eine ganze Seite voll Text, aber alles durchgestrichen bis auf dies:

„Die Mutter, die heißt Dorle,
Des Hirschwirts Hund heißt Mohrle.
Die Mutter kocht Kaffee,
Das Mohrle hat viel Fleh. —"

Weiter blätterte ich, weiter, weiter. Die Weisheit wollte ich suchen, die der Heß schon so viele Jahre lang aus diesem Buch verzapfte.

Der Schneider stand neben mir, hatte die Hände in den Hosentaschen und rührte sich nicht.

Da ging draußen die Tür. Man hörte jemand in die Stube treten und dann „Heß, Heß" rufen.

„Des ist d'r Hans-Adam, den kenn i' am Schreie wie d' Kuh ihr Kälble," sagte der Hausherr und ging langsam aus der Kammer, die Türe nur so weit zumachend, daß der draußen mich nicht sehen konnte.

Der Hans-Adam ist ein alter, schwerhöriger Junggesell, der es verstanden hat, seit der ersten Stunde, da ich im Dorf bin, alles aus mir herauszupumpen, was etwa an seelsorgerlicher Begabung in mir steckt. Ich weiß nicht, ob das viel ist, aber ich weiß, daß es für das Männlein lang nicht genug ist. Als er — es ist schon Jahre her — mich nahezu bankerott gefragt und sich nahezu bankerott sinniert hatte, habe ich ihm das Pfeifenrauchen und das Holzmachen angeraten. Ich habe ihm selbst Pfeife und Tabak gespendet, habe auch im Pfarrhof etliche Klafter buchene Scheiter von der härtesten, astigsten Sorte auffahren lassen. An denen läßt der Hans-Adam jetzt aus, was er früher an mir ausließ: die hungrige Gier nach dem Sinn des Lebens.

Ich selbst, wenn ich diese Gier einmal so stark spüren würde, wie dieser Bauer sie spürt, ich würde auch gar nichts anderes tun,

als astige Buchenscheiter zersägen und Pfeife dazu rauchen. Ich glaube, da kommt man noch am ehesten dahinter.

Aber ich bin, Gott sei Dank, kein Hans-Adam. Bei mir tun noch gelindere Mittel den Dienst. Ich sehe des lieben Gottes blauen Himmel an und seine Wolken, die über die Berge ziehen, ich gucke den Lerchen nach, wie sie aus den Furchen schwirren; ich mache auch meine Predigt wie's recht ist, halte meine Bücher sauber und denke an mein Annele, das seit fünf Jahren unter dem Rasen liegt, und das immer gesagt hat: „Wenn man zu gar nichts anderem auf die Welt käm', Heiner, so wär's schon schön, daß man einander so lieb haben darf." Sie war so, mein Annele. Das Liebhaben war ihre starke Seite.

Also dieser Hans-Adam stand jetzt da draußen vor dem Schneider, und ich hörte um so besser, was die beiden verhandelten, als der Ton ihrer Wechselreden der Schwerhörigkeit des Besuchers angepaßt war.

Ja, mir kam es sogar vor, als schreie der Schneider unnötig laut. Aber ich hatte und habe die volle Unbefangenheit nicht, um da objektiv urteilen zu können.

„Jetzt, was soll's heut wieder?" fragte der Heß.

Der Hans-Adam fing das Gehüstel an, das ich an ihm kenne und fürchte und sagte langsam: „Also i' han d'rs no sage' wölle, Heß: 's ist nix, du host nix g'wüßt und in dei'm Büchle stoht net 's Recht'. — Du rotest halt au' rom, wie's d'r Pfarrer au' macht, und nix G'wiß' weiß keiner net."

Ich hörte den Schneider kurz auflachen. „'s sell wär'! Wo stimmt's net, was stimmt net?"

Wieder hüstelte der Hans-Adam. „Wenn mer also älles doch vom Herrgott hat, Leib und Seel und Lebe' und Odem, worom laufet no so Galgestrick wie 's M'rie-Madeles Gottlieb uf d'r Welt rom? Des Männdle ist scho mit drei Johr an meine Geißhirtle gange, und heutigs Tags ist nix vor ihm sicher als glühend Eise' und Mühlstei'. Kei' Mädle läßt er laufe, und kei' Tierle läßt er

passiert, und derweil betet sich sei' Mueter d' Lung 'raus. — Überhaupt, Heß — warum fahrt denn d'r Herrgott net drei', wie Semmes Michel in d' Quäcke', und macht e mol d' Welt sauber vom U'kraut? Wenn unsereiner älles wachse läßt, no heißt's, er sei e liederlicher Tropf. Könnt denn do d'r Herrgott net au' e mol sauber mache in der Welt, daß die Sauerei e End hätt? 's schönst' Lebe könnt mer han, wenn des G'schmeiß net wär. Zu was denn die Schinderei? D' Leut' sind g'schunde' und d'r Herrgott ist au' g'schunde'. I' glaub' halt, er bringt's net fertig, sonst tät er's. Do ka' in dei'm Büchle stande was will, und d'r Pfarrer ka' mer au' sage' was er will: Wenn's d'r Herrgott fertig brächt, daß d' Lumperei uf d'r Welt ufhöre tät, no hätt se scho' lang ufg'hört. Aber er ka' halt au' nix mache' — des ist's!"

Es blieb eine Zeitlang still da draußen. Eine kurze Zeit, in der es mir durch den Kopf ging, daß ich vielleicht den Tabak und das Buchenholz hätte versparen können, weil bei manchen Leuten eben nur das eine Mittel hilft, das auch bei der Hühnercholera einzig und allein Dienste tut: Kopf herunter!

In meinen leisen Ärger hinein hörte ich den Schneider sagen: „So, des 'st also 's Neuest? Des host jetzt rausbrocht, du Allerweltsg'scheitle? Viel ist's net, des kann i' d'r sage'. Und wenn i' mei' Büchle hätt', no wöllt i' dir no ganz anderst nausge' —"

„Dei' Büchle?" — erwiderte in fragendem, ja erschrockenem Ton der Hans-Adam, „ja, wo host's denn?"

„Em Pfarrer han i 's g'liehe'," schrie der Schneider so laut, daß es ein Schwerhöriger auch im dritten Haus hätte hören können, „d'r Pfarrer hot's scho' lang vo' mer wölle', weil älles drin steht, und weil er selber kei' so Büchle hot."

Mir gab's da drinnen in der Kammer einen ganz gewaltigen Ruck. Jenen Ruck etwa, den es in der heutigen humanen und philanthropischen Zeit einem Schulmeister gibt, wenn er einen Bubenmund frech daherreden hört und zwei Bubenohren frech hinausstehen sieht. Aber wie bei dem Schulmeister waren die Zeit-

läufte und der Zeitgeist meinen Intentionen hinderlich. Ich verhielt mich also äußerlich ruhig und hörte den Hans-Adam sagen: „So so, so ist des Deng! D'r Pfarrer holt em Heß sei' Büchle! Do hot's de rechte' Schlag, des muß i' sage'. Aber 's ist mer scho' lang so fürkomme, wie wenn in dei'm Büchle Sache drinne stande tätet, wo unser Pfarrer net so versteht. Er ist jo keiner vo' de Domme', beileib net. Aber i' han ihn ällbott ebbes froge' könne, no hot er nix drauf g'sait, als: Hänt' 'r au' no' Tabak, Hans-Adam? Oder: wann kommet 'r denn zum Holzmache, Hans-Adam? I' han d'r ällemol guet g'merkt, wo 's naus will. Aber i' han 's net merke lau'! Mer mag's net hau' beim Pfarrer! — Und i' han ebe ällemol denkt: frogst halt de Heß, der wurd scho' in sei'm Büechle gucke. So so — jetzt hot d'r Herr Pfarrer 's Büechle zum Lese. Ei ei! Beim Blitz! Könnt'st mi 's au' e'mol lese' lau', Heß, wann d' es doch herleihst." —

Äußerst gern hätte ich meinen Kopf zur Türe hinausgestreckt, um des Hausherrn Gesicht zu sehen. Aber es lag mir, ehrlich gesagt, nicht viel dran, den Hans-Adam hier zu treffen und von ihm hier getroffen zu werden.

Ich hörte den Heß laut auflachen, so laut, wie meine echten, vollblütigen Langenbacher nie lachen. Es spielt da bei dem Schneider unverkennbar das ungebundene Samenhändlerblut herein.

„Des tät dir g'falle, Männle," schrie er, „meinst denn du, weil du e mol 's Lese g'lernt host, no könnst du no so mir nix dir nix mei' Büchle in d' Hand nemme? Narr, 's mueß gut gau', wenn's d'r Pfarrer verstoht. Die Sach will g'lernt sei und studiert sei! Heut no, so oft i' in mei' Büchle nei' guck, find i' ebbes Neus drin, ebbes wo net jeder verstoht. Kommst noch Feierobed wieder. Bis dort na hot's d'r Pfarrer ausbraucht, no kann i' d'r sage, was de wisse witt."

Hans-Adam gab nicht sogleich Antwort. Ich hörte ihn zu der Türe schlürfen und glaubte schon, er werde ohne weitere Entgegnung abziehen, da blieb er noch einmal stehen und sagte: „I' zahl'

dir en Schoppe, wenn du mir älles sage' ka'st, was i' wisse' will. Und i' sag e mol, d' ‚Erbsünde' g'hört abg'schafft! Des ist 's Erst'." —

Jetzt mußte ich vor mich hinlachen in heller Schadenfreude. Wie oft hat mich der Hans-Adam geplagt mit der „Erbsünde". Er spricht das Wort immer ganz umständlich nach der Schrift aus, daß gewiß nichts von seiner Wucht verloren gehe. Mit Mühe und Not habe ich ihm darüber gesagt, was ich weiß und hoffe und glaube. Es hat ihm nie genügt. Immer hat er mir wieder einen Prügel zwischen die Füße geworfen, und sein Schlußwort war stets das: „D'r Herrgott soll d' ‚Erbsünde' abschaffe', no gibt's mit ei'm Schlag Ruh' uf d'r Welt!"

Nun mochte der Alte den Heß mit der Erbsünde schikanieren! Das Wunderbüchlein, das ich in der Hand hatte, gab mir mit einemmal die Gewißheit, daß dem Schneider keine Nuß zu hart sein werde.

Noch einmal durchstöberte ich es und sah mir die schmierigen Blätter an, dann schlug ich's zu und las auf der letzten, halbzerfetzten Seite das Sprüchlein:

„Dieses Büchlein hab ich lieb
Und wer mir's nimmt, der ist ein Dieb."

Es ist derselbe Reim, den die Schulkinder von Langenbach auch heutigentags noch in ihre Spruchbücher kritzeln. Draußen ging die Tür und der Schneider kam zurück in die Kammer.

„Hänt Se's g'lese, Herr Pfarrer?" fragte er, als er sah, daß ich sein Buch auf den Truhendeckel gelegt hatte. „Ja," antwortete ich und sah ihm in die Augen, die er über die Brille hinweg scharf auf mich gerichtet hielt. Er blinzelte nicht, und er schaute nicht unter sich. „So," sagte er und wartete.

Da tat ich einen Atemzug, wie man ihn tut, wenn man etwas aus dem untersten Schubfach seines Herzens heraufholt, etwas, was einem nicht so ohne weiteres zur Hand liegt. „Heß," redete ich ihn an, „Ihr seid doch ein rechter, ein rechter, ein rechter — —"

„Spitzbub" hatte ich sagen wollen; aber das Wort hat in der Gegend von Langenbach einen so starken Einschlag von Lob und

Beifall, daß es mir für meinen pfarrherrlichen Gebrauch in diesem Fall nicht tauglich vorkam. Aber der Schneider schien gar nicht darauf erpicht zu sein, von mir rubriziert zu werden.

„Weiß scho', weiß scho'," sagte er und wehrte mit der Hand ab, „also des ist mei' Büechle; jetzt hänt Se's g'sehe, und jetzt wisset Se, daß nix U'rechts dabei ist und kei' Hexerei und nix. G'schriebe han i's, wo i' e kleiner Bue gwe' be' und mei Mueter selig de Tinte-krug immer hot umenander stande lau'. Des Versle vo's Hirsch-wirts Mohrle, des hot mei' Vatter g'macht. Der hot's no besser könne' wedder i'. Des 'scht überhaupt e Spitzbue gwe!" Ein klarer Schein überflog des Schneiders Gesicht beim Gedenken an den Vater, dann fuhr er fort, indem er sich mit beiden Armen auf den Truhendeckel stützte und mir von unten herauf ins Gesicht sah:

„Wenn i' mei' Bier net 'zahle ka',
No schreibt's der Wirt ins Buech.
Han i' kei' seide's Wammes a',
No han i' ei's vo' Tuech

hät ällemol mei' Vatter g'sunge'. Und so sag i' au' mit mei'm Büechle. Hätt i' a anders, e dicks, e rechts, wie Sie daheim um-enander stehe hänt, no tät i 's sell nemme. So nemm i' ebe was i' han. D'Hauptsach ist, daß 's e' Büechle ist. Ohne e Büechle tätet Sie und tät i' bei de dickkopfete Langebächer nix ausrichte. Glaubet Se sell?"

Ich nickte. Er sah mich so scharf an, daß ich keinen Widerspruch riskierte. Und ich glaubte und glaube es auch wirklich.

Langsam bin ich davongegangen.

Und als ich heimkam in mein kühles Studio, wo früher immer mein Annele mit dem Strickzeug am Fenster saß, da habe ich leise meine dicken Bücher gestreichelt.

Am zärtlichsten das, in dem geschrieben steht:

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet.

Aus Kindertagen.

Von **Anna Schieber.**

Ich bin wieder einmal die alten Wege gegangen. Den Landolinsberg hinauf gegen die Burg hin und den grünen Weg entlang. Mich dünkt, er sei nicht mehr so grün, wie einst. Ich kann mir noch Zeiten denken, da schlugen die Büsche und Bäume hoch über einem zusammen und man war ganz ins Grüne hineingetaucht. Bis sich dann auf einmal die Wölbung auftat und das Neckartal vor einem lag und alles in Licht und Sonne und Farbe und Duft schwamm, die Stadt, die liebe, alte Stadt mit ihren Türmen und Giebeln und Gassen und der Neckar und die jenseitigen Höhen. Wenn dann eine Uhr zu schlagen anhub und eine nach der andern folgte, die auf dem neuen Rathaus, und die auf dem alten Rathaus, auf der beim Zwölfuhrschlag der Adler mit den Flügeln schlug, und auf der Stadtkirche und dem Schelztor und dem Pliensautor, und die hellen und dunkleren Töne da oben in der Luft verzitterten. Und wenn dann noch die Vesperglöckchen nacheinander läuteten, das helle, flinke auf der Burg drüben zuerst und man wußte: in fünf Minuten kannst du drunten sein, da, wo der Giebel des Vaterhauses hart an die alte Stadtmauer anstößt.

Ich kann doch nicht verlangen, daß alles noch gleich sei, wie damals. Das alte Schützenhäuschen kann ich nicht mehr finden, das dem Weinbergschützen zum Unterstand diente. Und in die Weinberge hinein, die sonst dort hinanstiegen, haben sie eine Villenstraße gebaut. Sie haben recht, es ist da schön zu wohnen. Und der grüne Weg ist viel breiter als früher und hat schöne Anlagen mit Sitzbänken. Ich kann es nicht anders verlangen, aber ich bin doch lieber weitergegangen. Es wohnt jeder einmal im Paradiese,

und es muß jeder einmal hinaus und den Acker bauen, der Dornen und Disteln trägt. So lang man drin ist, weiß man's nicht, und wenn man davon weiß, dann ist man — drin gewesen. Und man sucht den Ort, aber er ist nicht mehr. Dann muß man still sein und sich in sich selbst bergen, denn da allein ist er noch zu finden. Da grünen noch die alten Bäume und reifen die Früchte, die später nirgends mehr so frisch und süß zu finden sind, da wandeln die Gestalten, die längst dahin sind, da ist alles unverloren aufgehoben und es liegt noch ein Goldglanz darüber, das ist der Edelrost, den die Jahre dazu tun.

Der Weinberg, in dem der Mattheiß einst seine Reben beschnitt, ist auch nicht mehr. Zwar, als ich vorüberging, wehte der süße Duft der Rebenblüte fein und stark aus dem Garten, der an seiner Stelle liegt, zu mir herüber. Aber es ist nur ein Wandelgang, mit Wein bewachsen, der den Garten oben abschließt, und zwischen den Lücken schimmern dunkle Blumenbeete und die weißen Wände eines neuen Hauses gegen die Straße herauf.

So muß ich versuchen, die Erinnerung, die mit dem Duft der blühenden Reben und dem grünen Weg und dem Mattheiß zusammenhängt, aus mir herauszuholen und sie noch einmal ans Tageslicht zu bringen, ehe sie der Vergessenheit anheimfällt, wie alles, was seine Zeit auf Erden gehabt hat.

Zwar der Anfang liegt mir nicht offen; es ist ein lichter Nebel darüber gebreitet, wie über einen Maimorgen. Man sieht nur die Umrisse, die nach und nach schärfer und bestimmter werden, während der Nebel sich lichtet, bis auf einmal Häuser und Bäume dastehen und ein Fluß aufglitzert und Gestalten, die man kennt, dazwischen hingehen.

Ein Morgen dämmert mir zuerst herauf, wenn ich an den Mattheiß denke. Er war im Weinberg, draußen vor der Stadt. Wie ich aber dahin gekommen bin, weiß ich nicht mehr zu sagen. Es war sonnig und doch kühl dabei und ich weiß noch, daß in dem leuchtenden Blau des Himmels große, zusammengeballte, weiße Wolken

hingen, die langsam fortsegelten und daß ich zu dem Mattheiß sagte, ich möchte auf so einer Wolke in den Himmel hineinschwimmen. Der Mattheiß sah mich an und schüttelte mit dem Kopf, denn er



Anna Schieber.

konnte nicht begreifen, daß man sich so etwas wünschen mochte. Er war groß, grobknochig und hager und kam, wie der Volksmund sagt, „oben herein", das heißt, er trug den Kopf und die Schultern

stark vornübergebeugt. Das kam wohl davon, daß er viele Jahre seines Lebens die schweren Butten voll Erde den steilen Weinbergshang hinaufgetragen hat. Aus seinem schwarzbebarteten Gesicht heraus aber sahen ein paar gute, blaue Augen in die Welt hinein und auf mich nieder, als er sagte: „Auf was für Gedanken kommst du aber auch. Auf einer Wolke! tätest ja herunterfallen. In den Himmel kommst du auch so noch, heißt das, wenn du brav bist."

Aber so tief wollte ich die Sache nicht genommen wissen. Mir war nur beim Anblick der leuchtenden Segler da oben die Sehnsucht aufgestiegen, die auch schon in einem Kinderherzen Platz hat, und die die Arme breiten möchte in lichte, unbekannte Fernen voll Glanz und Herrlichkeit. Nun kam ich wieder auf die Erde herunter.

Der Mattheiß hantierte schon wieder mit seiner Schere an den Reben herum. Ich war seither auf einem Weinbergsmäuerchen gesessen, jetzt kam ich heran und sah ihm zu. Die Schere klappte eintönig weiter, und wo sie zugriff, da fielen saftstrotzende Triebe auf die Erde und hingen schwere, klare Tropfen an den Wunden der Reben. Die lösten einander ab und klatschten auf dem Boden auf und der Boden trank sie in sich hinein.

„Mattheiß, warum tust du so?" wollte ich wissen. „Warum läuft das Wasser da heraus und warum schneidest du alles das Holz weg?" Und der Mattheiß gab mir Auskunft wie ein Schulmeister und auch wie ein Philosoph, und ich meine, damals habe mein Kinderherz zum erstenmal gespürt, wenn auch unklar, daß es auf der Welt Wunden und Schmerzen und Tränen gebe, die sein müssen und die man einem nicht ersparen könne. Ich hielt mein Halstüchlein an eine solche tropfende Wunde, denn der Mattheiß hatte mir gesagt, daß das geweint sei, was die Reben jetzt tun, und ich meinte, ich müsse den funkelnden Regen aufhalten. Aber das Wasser drang hindurch und ich mußte mein Tüchlein in die Sonne breiten zum Trocknen und so lang es trocknete, ersah ich mir eine Freude, die das flüchtige Leid schnell vergessen ließ. Am unteren Ende des steilen Hanges stand ein Syringenbaum in voller Blüte, und ich brach

von dem niedrigsten Ast ein paar prächtige lila Blütendolden und begann eines jener zerbrechlichen Kränzlein zu flechten, die man hie und da mit Rührung und Staunen noch nach Jahren in seinen alten Schulbüchern getrocknet findet, die aber an der Sonne so schnell vergehen, wie die Stunde, in der sie geschaffen wurden.

* * *

Mattheiß war ein alter Metzgerknecht, der neben dem Beruf her seines Herrn Weinberg bearbeitete. Den Herrn sah ich auch ein paarmal. Er war klein und dick und kurzatmig und hatte rote, entzündete Äuglein, die wie zwei schmale Schlitze in dem runden, rötlichen Gesicht standen. Als ich eines Tags bei meinem Freund auf der Weinbergsmauer saß und mit ihm sein Vesper teilte, Blutwurst und Schwarzbrot, und wir im allervergnüglichsten Gespräch waren, da kam der Herr an einem Stock mit kurzen, eiligen Schrittlein dahergesteckelt und schnaubte gefährlich, als es aufwärts ging, und sah mich mit seinen kleinen Äuglein verwundert an. Er war gar kein böser Mann, nicht im mindesten, aber es war mir unbehaglich, daß er nun so umhersuchte und die Traubenstöcke besah, die schön angesetzt hatten, und daß er meinen Freund Mattheiß dies und jenes zu tun anwies, und daß er mich schließlich in einen meiner bloßen Arme kniff und — he — he — he hervorhustete, indem er mit Wetzstahl und Messer, die er unter der Schürze hängen hatte, eine üble Musik vollbrachte: „die sind gut fett, die."

Das alles schien mir eine Einmischung in unser stilles, schönes Weinbergsleben zu sein und besonders in meines Freundes Königreich. Denn ich hatte ihm den Weinberg schon lange zugeteilt als seinen Ort, an dem er regiere und walte und daheim sei, und an den ich zu ihm kommen konnte als in sein Eigentum.

„Ja, was denkst du auch," sagte der Mattheiß, als ich ihm meine Entrüstung und meine ganze Anschauung vortrug. „Was denkst du auch. Ich — und einen eigenen Wengert. Das wär noch schöner. Ich bin ein armer Dienstbot. Das bin ich meiner Lebtag gewesen."

Es tat mir etwas weh, als er das so ruhig hinsagte. Ich hätte ihm etwas schenken mögen, ein Stück Land oder ein Haus oder Rosse und Wagen. Aber ich hatte nichts, das ich verschenken konnte. Da sagte er, und deutete mit dem Hauenstiel hinüber, wo die weißen Kreuze und Grabsteine des Friedhofs in der Sonne schimmerten und die dunklen Cypressen wie ernste Wächter standen: „guck, Kind, da kriegt einmal ein jeder sein Plätzle. So groß er's braucht und nicht größer, auch nicht kleiner. Der Wengert — so lang ich drin schaffe, gehört mir jeder Traubenstock, und mitnehmen kann ihn der Herr nicht und der Knecht auch nicht."

Er war ein Philosoph, mein Freund Mattheiß, ein Lebenskünstler. Das verstand ich damals nicht. Aber irgend etwas in mir, eine Unruhe, ein Drang kam zur Ruhe. Es war nicht unrecht, wie es war, es war recht. Dem Mattheiß war es recht. Da war es mir auch recht.

Was das weiche Wachs eines Kindergehirns alles aufbewahrt! Hie und da sind Lücken. Ich weiß nicht mehr, wo unsere Freundschaft anfing und es ist niemand, der es mir sagen könnte. Aber sie war. Ich wurde damit geneckt, vom Vater und von den Brüdern, und ich ließ es mir gefallen. Wenn er mir, was ein paarmal vorkam, mit dem Metzgerkarren begegnete, auf dem ein geschlachtetes, zerhauenes Stück Vieh lag, dann ging er mich nichts an. Dann sah ich ihn, der eine blutige Schürze trug und der in großen, groben Schuhen mit schlürfenden Schritten hinter dem Karren herging, von der Seite an wie einen Fremden. So muß ich denken, daß er mir draußen im Weinberg etwas von sich gab, das er nur dort zu geben hatte, ein Stück Leben, eine Weisheit und Güte, die sich dort draußen auftat, wo die Natur um ihn und um mich herum war mit Sonne und Winden, mit Himmelblau und mit ziehenden Wolken, mit tropfenden, blühenden, früchtetragenden Reben.

Einmal schickte er mir einen Gruß in die Ferne. Das war, als ich zur Herbstzeit in der Vakanz verreist war. Da trat viel Neues in mein Leben, Menschen, Gärten, Wälder und Berge, Eichhörnchen

und junge Raben, eine Schaukel zwischen zwei Bäumen, auf der man hoch in die Lüfte fliegen konnte, Buben und Mädchen und ein Luftkegelspiel. Ich lebte ganz in der Gegenwart und ich glaube nicht, daß irgend ein Gedanke in diesen Tagen den Mattheiß auch nur gestreift hat.

Da kam eines Morgens eine große Holzschachtel aus der Heimat an mich mit der Post, und als ich die Schnüre löste und den Deckel aufhob, da lachten mich aus grünen und purpurnen Blättern heraus die schönsten Trauben an. Blauschwarze, großbeerige Portugieser, und hellgrüne, durchsichtige Gutedel, und die gelblichen, süßen Muskateller, die die würzigsten von allen sind. Da war ich mit einem Schlag eine reiche, wichtige Persönlichkeit geworden, die Gaben auszuteilen hatte, und es ging an ein großes Schmausen und Sichfreuen. Es war aber ein Blatt auf den Boden gefallen, liniertes Papier aus einem alten Schreibheft, das hob eine Magd auf und gab es mir, denn es war ein Brief an mich, in großen, ungelenken, groben Schriftzügen von meinem alten Freund geschrieben. Er dachte an mich, und weil die Trauben reif waren und ich nicht da, schickte er mir diesen Gruß, „ehrlich bezahlt an den Herrn," wie er deutlich schrieb. Ich hatte den Brief lange Zeit aufgehoben, nun ist er nicht mehr vorhanden, ich weiß auch nur noch den Schluß ganz wörtlich. Er lautete: „Ewig dein getreuer Matthias Holzapfel, Knecht bei Metzger Hammer in der Apothekergasse."

Das kam mir damals sehr schön und sehr rührend vor, und vielleicht war es mir einen Augenblick, als müsse ich jetzt gleich geschwind zu meinem Freund hinlaufen und mich zu ihm auf die niedrige Mauer setzen.

Aber als ich heimkam und mich meine Mutter fragte, ob ich ihm auch gedankt habe, da hatte ich's nicht getan. Es ist so eine Sache ums Danken bei Kindern. Sie haben das Herzlein voll, wenn ihnen jemand etwas Liebes tut, und wenn man ihnen dann ins Gesicht sieht, so kann man's aus den Augen herauslesen, daß da etwas lebt und überfließt. Aber zum Sagen kommt's nicht so

leicht, und wenn man's von ihnen verlangt, daß sie's sagen, dann ist der Herzensdank gewöhnlich vorbei, ausgelöscht. Aber das tat meine liebe Mutter nicht. Sie sagte nur: „Er hat ein paarmal nach dir gefragt. Er ist ein Guter."

Da kam es mich an, daß ich ihn sehen wollte, und ich suchte unter meinen Besitztümern nach etwas, das ich ihm schenken könnte und fand ein Bildchen aus einem durchsichtigen Stoff, den wir Menschenhaut nannten. Das war purpurrot und es war ein goldenes Blumenkörbchen darauf gedruckt und ein schöner Vers stand darunter. Das wollte ich ihm bringen. Ich ging zum Haus und zur Stadt hinaus; das war nicht weit, und ich lief und lief, und es war ein starker Wind um mich her. Die ganze Gegend war grau und es war herbstlich kühl und droben am Himmel riß ein Sturm die Wolken dahin, daß sie flogen. Es waren große, schwere Gebilde und sie veränderten sich fortwährend, aber als ich im Laufen zu ihnen hinaufsah, trieb mir der Wind Staub in die Augen und zugleich fühlte ich, daß einzelne Tropfen fielen. Da lief ich noch schneller, denn nun war ich ganz nahe an dem Weinberg, und ich dachte nicht anders, als daß der Mattheiß da sein müsse, wenn ich ihn suche.

Aber ich fand ihn nicht. Im Weinberg sah es trostlos aus. Er war abgeherbstet und der Wind riß dürre Ranken und raschelnde, welke Blätter umher, die Pfähle aber standen noch immer im Boden und hatten nichts mehr zu halten. Da rief ich, so laut ich konnte: „Mattheiß, Mattheiß." Aber nirgends wurde sein schlürfender Schritt hörbar, nirgends trat er hervor in seinem zerschundenen Lederjanker und mit seinem guten Gesicht. Da stieg ich die vielen Staffeln empor bis zur Höhe des grünen Wegs, denn vielleicht konnte er auch dort droben sein. Ich kam mir auf einmal so allein vor in dem kühlen, starken Wehen. Als ich oben ankam, fing es an stark zu regnen, der Mattheiß aber war nirgends zu finden. Da trat ich in das offenstehende Schützenhäuschen und setzte mich, da kein anderer Sitz vorhanden war, auf den Sims der scheibenlosen Fensteröffnung, um im Trockenen zu warten, bis es ausgeregnet

habe. Es goß in Strömen; das Tal war von breiten, wallenden Wolkennebeln fast ganz verhüllt und ich sah nur in undeutlichen Umrissen Türme und Häuser daliegen und hörte Uhren schlagen wie aus weiter Ferne und mich kam ein Grausen an, das war schön und schrecklich zugleich, vor dem Vergehen des Jahres und der Sonne und vor allem Fern- und Alleinsein. Das kann ein Kind so stark empfinden, als ein Erwachsenes, es weiß es nur nicht zu sagen, nicht einmal sich selbst. Da, in dem Augenblick, als ich mich besann, ob ich nicht mein Röckchen über den Kopf tun und heimlaufen wolle, riß der Wind mein schönes Bildchen, das neben mir auf dem Sims lag, in den Regen hinaus, und ich sah es davonwirbeln und dann schwer und naß niedersinken und wußte, daß es jetzt vergehe. Da schlurfte etwas daher, das man noch nicht sehen konnte, aber ich wußte, daß es der Mattheiß sei, noch eh' ich ihn sah, und war von aller Einsamkeit erlöst. Er tropfte vor Nässe und als er hereinkam, flossen Bäche von ihm, aber wir waren vergnügt und froh und er erzählte mir im Warten eine Geschichte von einem Weingärtner aus der Zeit, als die Franzosen im Land waren um den Anfang des Jahrhunderts. Der konnte bannen, das war eine schauerliche Kunst und er hatte sie von seinem Großvater ererbt. Und als er eines Tags in seinem Weinberg in der Neckarhalde schaffte, da kam ein Franzos das Tal heraufgeritten, der war ein Quartiermacher und wollte in die Stadt. Und der Weingärtner war ein großer, baumstarker Mann und konnte, sagte der Mattheiß, so mit den Augen funkeln, wenn er einen Zorn hatte, daß man Angst kriegen konnte. Als er den Reiter sah, zog er, ohne ein Wort zu sagen, seinen Lederjanker aus und legte ihn vor sich hin und begann mit dem Stiel seiner Weinbergshaue so stark drauf loszudreschen, als ob er ihn, sagte der Mattheiß, in Grundserdsboden hineinhauen wollte.

Da fing unten auf der Landstraße der Gaul des Franzosen an, gewaltige Sprünge zu machen, und der Franzos hüpfte auf dem Sattel herum und schrie um Hilfe, und die Leute meinten, er sei toll geworden und ließen ihn schreien. Je ärger aber der Wein-

gärtner auf den Janker losdrosch, desto jämmerlicher schrie der Franzos, und als er in die Stadt hineinritt, da mußte ihn der Wirt zum wilden Mann vom Gaul heben und ins Bett spedieren, so zerschlagen war er und voll blauer Flecken und Beulen. „Und,“ schloß der Mattheiß, „als er wieder reiten konnte, da kehrte er seinen Gaul um und ritt das Neckartal hinunter; von der Stadt wollte er nichts mehr wissen.“

Derweil hatte der Regen aufgehört; in der grauen Wolkenwand war ein Riß entstanden, daraus sah das Himmelsblau hervor und drunten in der Stadt fingen die Dächer an zu glänzen, weil ein blasser Sonnenstrahl über ihre nassen Giebel hinging. Das ist das letztemal, von dem ich mir denken kann, daß ich mit dem Mattheiß dort draußen zusammen war. Und es ist auch möglich, daß es überhaupt das letztemal war. Es kam der Winter, da sahen wir uns nie. Und es kam der Frühling, da war ich ein blasses Pflänzlein und lange krank. Ich weiß nicht mehr recht, was es war, ich weiß nur noch, daß ich in einem Gitterbett lag und allerhand Gesichter und Figuren aus den Tapetenmustern herausstudierte, und daß ich mich viele Tage und Stunden lang an den Bildern in „Arndts wahrem Christentum“ vergnügte.

Und einmal kam ein Tag, da sonnte ich mich draußen in dem kleinen Mauergärtchen hinter dem Hause. Es war alles wieder neu und schön. Der Schnittlauch und der junge Salat waren so grün und die Blumen in der Rabatte so freudig. Im Nachbarhof watschelten junge Entlein um eine Entenmutter herum und patschten in einen Wassertümpel hinein. Die Geschwister spielten im Hof und mein großer Bruder saß im Kastanienbaum und las. Der Vater kam und strich mir mit seiner großen, guten Hand übers Haar, und ich duckte mich in sie hinein wie ein Vögelein ins Nest, und auf einmal spürte ich den feinen, starken Duft der Rebenblüte von der Kammerz her, die das Stück Stadtmauer bedeckte, das unsern Garten abschloß. Da fiel mir vieles ein, das ich den Winter über vergessen hatte, und auch der Mattheiß fiel mir ein und ich dachte, er werde nun auch im Weinberg sein und ich wolle ihn bald einmal besuchen.

Aber ehe ich dazu kam, hörte ich eines Nachmittags vom Fenster aus ein Gespräch an, das zwei Männer auf der Straße miteinander führten. „Nein, nein, es hat ihm niemand etwas getan," sagte der eine. „Es ist ein Herzschlag oder so etwas gewesen. Er ist der ganzen Länge nach in den Reben gelegen, mit dem Gesicht auf dem Boden." Und der andere sagte: „Es ist ihm gut gegangen, wär' ein mancher froh, er käme so leicht weg von der Welt. Wenn ich denke, wie sich der alte Hammer plagen muß schon seit Jahren, er kriegt schier keine Luft mehr."

„Ja, aber im Bett sterben wär doch besser," sagte der erste. „Wenn ich denke, so auf dem Weinbergsboden," — dann verhallten ihre Worte und ihre Schritte, und ich war in großer Not. Es war ja zwar nicht auszudenken, aber es konnte doch sein, daß sie den Mattheiß meinten, und dann war ein scharfer Riß in der sonnigen Frühlingswelt, von der ich eben erst wieder Besitz genommen hatte. Denn wie konnte das sein, daß ein Mensch auf einmal nicht mehr lebte, sondern mit dem Gesicht auf dem Weinbergsboden lag und nicht mehr aufstand? ein Mensch, den man kannte und der in den Reben schaffen mußte und dorthin gehörte und sonst nirgends? Das konnte nicht sein, sonst zerriß etwas. Und ich wollte schnell zur Mutter gehen, daß sie das Dunkle aus der Welt schaffe mit einem guten Wort. Aber ich fand sie nicht, sie machte einen Ausgang, das sagte die Magd Mine, die ich in der Küche antraf, und sie sagte auch noch, gleichgültig, unters Rübenputzen hinein: „Jetzt kannst du auch deinem alten Metzgerknecht zur Leich' gehen. Den haben sie im Wengert gefunden, da ist er schon ganz steif gewesen."

Ich wäre am liebsten aus der Küche geflohen, irgendwo hin, wo mich das alles, das Dunkle, nicht erreichen konnte. Aber ich mußte vorher noch etwas wissen und ich fragte ängstlich: „Ist er noch draußen? liegt er immer noch so da und hat das Gesicht auf dem Boden?" Da lachte die Mine und sagte: „Du bist ein Dummes. Er liegt daheim in seiner Kammer, da haben sie ihn hingetragen. Das wär noch schöner, wenn man einen grad liegen ließe. Geh'

weg, ich muß dahin, an den Spülstein.“ Und weil sie sah, daß ich ganz aus dem Gleis war, wollte sie mich noch ein wenig aufrichten und sagte: „Mach kein so Gesicht, fort müssen wir alle.“ Sie sah selber so breit und rot und gesund aus, und wenn sie lachte, zeigte sie zwei Reihen starker, gesunder Zähne. Das mit dem Fortmüssen, das war wohl nicht so bitter ernst bei ihr.

Da schlich ich mich die Treppe hinunter und zum Haus hinaus. Wenn mir jetzt die Mutter begegnet wäre.

Aber sie kam nicht. Mich zog etwas vorwärts, das wußte ich nicht zu benennen. Ich ging durch die Webergasse und über den Markt. Ich sah Fuhrwerke fahren und hörte einen Fuhrmann auf einem Rosenblatt eine lustige Melodie blasen; ein Spitzer stand hinten auf dem Wagen und bellte in die blaue Luft hinein. Kinder spielten im Kreise „Mariechen saß auf einem Stein“, und sie riefen mich an, ich sollte mittun. Aber wie konnte ich mittun? Die Obst-liese saß da, breit und mächtig, wie sie immer war, und hielt Kirschen feil, die waren noch selten und teuer, und strickte daneben an einem mächtigen Strumpf. Ein Ausrufer schellte etwas aus, da standen die Leute hin und horchten. Und ich stand vor der trübseligen Apothekergasse und wußte, daß ich da hineinmüsse, und es graute mir doch davor. Die Apotheke stand im hellen Sonnenlicht am Markt. Über ihrer Tür fraßen zwei Schlangen aus einer Schüssel, und die Schüssel glänzte und die Scheiben der Fenster glänzten, und es waren blühende Blumenstöcke an den Fenstern, und dort hinten in dem engen Gäßchen war der Tod.

Es war alles ganz still und leer dort drinnen. Die Häuser standen so hoch und standen eng beisammen und neigten sich nah zueinander. Das mußte alles so sein, es konnte nicht anders sein. Der Metzgerladen hatte ein vergittertes Fenster nach der Straße heraus und es hingen Würste dahinter und ein zerteiltes Schaf. Eine rostige Schelle war neben der Haustür angebracht, ich wußte, wie sie tat, schwach und heiser; aber es war natürlich, daß jetzt niemand daran zog und daß es ganz still war ringsherum. Die Haustür

stand offen; man sah in einen langen, schmalen Öhrn hinein, und ich trat ein und meine Kindertritte hallten in der Stille, und ich mußte an allen Türen vorbei, ohne zu wissen, was dahinter liege, bis an die letzte linker Hand. Da stand ich still und mein Herz schlug laut und ich horchte, ob niemand komme, denn es war so einsam. Aber ich wußte, daß es so sein müsse. Es war ein breiter, eiserner Riegel vor der Tür; er war nur ein wenig vorgeschoben mit seiner Spitze. Ich zog ihn zurück und trat hinein. Es war eine enge Kammer, lang und schmal. Ein Fenster hatte sie, das ging nach dem Hof hinaus, es war mit einem alten, rissigen Vorhang verhüllt. Hinten in der Ecke stand das Bett. Das war auch verhüllt, das heißt, es lag etwas darauf, das war mit einem Leintuch zugedeckt.

Wenn jetzt die Mutter dagewesen wäre.

Aber sie war nicht und niemand war da.

Mir schlug das Herz noch lauter als vorher.

Aber dann schlug ich doch das Leintuch zurück, ich mußte, es mochte sein, wie es wollte. Und da lag etwas, das war einmal der Mattheiß gewesen. Eine lang ausgestreckte Gestalt, unglaublich lang und gerade, die Hände, die großen, breiten Hände lagen auf der Brust und waren gefaltet und sahen so seltsam blaß aus und so wuchtig schwer. Und das Gesicht, das war, als hätte ich es vor langer Zeit gut gekannt und es hätte damals mit mir geredet, aber nun sei es so fremd und fern geworden, daß es nicht zum Aussagen war. Die Augen waren geschlossen, aber der Mund war ein wenig geöffnet, und es war eigentlich, als ob er lächeln wolle, aber über etwas ganz Feierliches, Merkwürdiges. Nur über die Stirn lief ein bläulich gefärbter Riß, da war er wohl auf dem Weinbergsboden aufgeschlagen. Es war mir, als ob ich mich nicht rühren könne, jetzt nicht und nie mehr. Als ob ich immer dastehen und den fremden Mann ansehen müsse, und irgendwo draußen, ganz fern, ging das Leben weiter, hier drinnen aber war es so atemlos still.

Da wagte ich es nach einer Weile und tippte mit dem Finger seine Hand an. Und es ging ein seltsam schauerlicher Strom von

Eiseskälte durch mich hindurch, bis ganz innen hinein. Da ergriff mich plötzlich und mit Gewalt das Grauen des Lebens vor dem Tode und ich entrann der Kammer und dem Haus und der düsteren Gasse und lief über den Marktplatz, auf dem das Gold der sinkenden Sonne lag, und weiter, und heim.

Von weitem sah ich den Vater unter der Haustür stehen. Er hatte die Hand schützend vor die Augen gelegt und sah nach irgend etwas aus, und ich drängte mich an ihn und barg mich in seiner lieben, lebendigen Nähe vor allem Grausen.

Aber es war nicht so schnell zu verscheuchen. Ich weiß noch, daß es Nacht war und daß ich im Bett lag und die Augen schloß, aber es drängte sich überall hinein.

Da hörte ich Tritte und meine Mutter kam mit einem Lämpchen herein, denn sie hatte gehört, wie ich mich umherwarf. Und sie küßte mich und sagte, der Mattheiß sei beim lieben Gott, und da kämen wir alle hin, wenn wir sterben. Aber das konnte ich nicht begreifen, denn er lag ja in seiner Kammer und war so kalt. Sie sagte aber, ich solle mich nicht darüber besinnen, das werde schon alles ganz richtig besorgt, und das in der Kammer sei gar nicht mehr der rechte Mattheiß, das habe ich doch selber gesehen, den rechten habe der liebe Gott in seine Hand genommen und er habe uns alle darin. Aber ich mußte mich doch noch besinnen. Da setzte sie sich an mein Bett und sang mir mit halber Stimme ein Lied, das hüllte mich ganz warm und weich ein. Ich blinzelte noch hie und da zwischen den Lidern hervor, um sie da sitzen zu sehen, und während sie sang, kam eine große Hand über mich hin, die wurde größer und größer und nahm mich ganz in sich hinein. Ich wußte, wem sie gehöre, aber ich konnte mich nicht auf den Namen besinnen und es machte mir auch keine Mühe, denn es war überaus gut darin zu sein.

Als ich erwachte, war ein Sonnentag. Es schien zu den Fenstern herein und hatte tausend arbeitsame, lebendige Geräusche und breitete ein Bilderbuch vor meine Augen, und alles, was lebte, regte sich und war fröhlich.

Der Fuchs als Dachs.

Von **Wilhelm Schussen.**

Kein andrer Gast ist beim Volk so wohlgelitten und gern gesehen wie der Spottvogel.

Das müßte einen eigentlich wundernehmen, wenn man nicht zu gut wüßte, daß ein jeder den Treff des Spötters in aller Eile am lieben Nächsten sucht und immer auch findet. So wie jener Fuchs Schwanz und Bauchlappen nicht mehr in Ruhe brachte, als man ihm erzählte, ein einfältig Rottier sei vor des Meiers Hühnerstall über ein Eisen gestolpert und darin hängen blieben; denn der Fuchs dachte natürlich gleich an den Vetter Dachs, an den Marder, an —

Und wenn ein Fopper auf dem Markte lange Ohren austeilt, dann schaut ein jeder hurtig seinen Nachbar an und wird lustig und lacht — und hat unglaublich viele Langohren gefunden. Aber keinem wird es einfallen, den Spiegel aus der Weste zu ziehen und sein eigen Kopfbild zu mustern.

Ebendarum konnte auch jener Handelsmann, der Narrenkappen feiltrug, die Ware nicht losbringen; denn wo er anfrug, bekam er ungefähr die Antwort: „Mir will das Ding nicht recht zu Gesicht stehen. Aber geht nur zu dem und dem, dort schief über der Straße, dem wird die Kappe wie angegossen sitzen." Bis daß unserm Handelsmann schließlich einfiel, immer zu sagen: „So 'ne Kapp' ist das schönste Geschenk, das einer machen kann, und Ihr werdet wohl irgendwo einen guten Freund wissen, an den Ihr das Stück nebst Gruß verschicken könnt." Von da ab sah der Handelsmann die schöne Welt mit munteren Augen an. Diese alten Geschichten waren mir längst bekannt, und ich hätte wohl kaum eine Miene verzogen, wenn mir ein andrer die folgende, die ich vor kurzem am eignen Leibe erfuhr, zum besten gegeben hätte. — — —

Ich sitze auf der Amtsstube zwischen zwei Kollegen, dem Herrn Schreiber Schmalzried und dem Herrn Sackmann. Der Herr Schmalzried ist ein Mann so gegen vierzig wie ich, rund und gesund. Hat einen goldenen Zwicker im roten Gesicht und trägt statt Stehkragen einen Umlegkragen, schon darum, weil kein Hals da ist und unterm Kopf gleich der eigentliche Schmalzried anfängt. Er ist unverheiratet, der Herr Kollege, und hat also Geld zum Verbrauchen. Und er hat gleichsam den Taler immer in der Hand und spricht nachlässig mit mir und mit Herrn Sackmann und tut, als ob es gar nicht darauf ankomme, in welcher Art seine Gedanken ihm zum Mund heraushängen. „Ich zahl's!" Dies Schildwort steht über allen seinen Reden. Und der Kollege Schmalzried muß ganz vergessen haben, daß er von zwei wirklichen Kirchenmäusen — sein Vater war Mesner — abstammt. Sonst benähme er sich nicht vor uns, als könnte er mit seinen hundertdreißig Mark Monatsgehalt einen Großfürsten bestechen.

Fast jeden Montag erzählt uns der Protz von einem Ausflug in die Berge, von einem schönen Schäkermädchen, von der obligaten Heimfahrt im Nachtzug und fügt noch bei: „Ihr werdet wissen, ein Schnellzug hat keine vierte Klass', nur dritte." Und im ganzen Lande ist kein Wein, von dem unser Schmalzried — wenn man ihn reden hört — nicht schon getrunken hätte.

„Der ‚Heilbronner' hat Kraft und Pracht, aber es fehlt ihm an Dauer auf der Zunge. Der ‚Untertürkheimer Riesling' hat Flammen, aber es fehlt ihm an Breite. Der ‚Mundelsheimer' ist warm und wohlig, aber hat zu wenig inneren Jubel. Der ‚Tauber' ist kernig und ölig, aber es fehlt ihm das Aufsteigende. Die ‚Remstäler' sind um eine Idee zu spitz. Und der ‚Seewein' ist zu kurz."

Oder der Schmalzried klopft auf seine geladene Brusttasche, macht ein Gesicht, als hätt' er eben dem lieben Gott ein Trinkgeld gegeben, und raunt mir mitten in der Arbeit zu: „Heut hab' ich mir mal ein Dutzend Holländer zugesteckt, von denen ich glaube, daß sie keinen übeln Rauch abgeben werden." Zur Spargelzeit

aber tut der Mann, wie wenn er nichts andres mehr als echte „Schwetzinger“ zu sich nähme. Und nach dem achttägigen Urlaub heißt es: „München muß man gesehen haben. Und wer noch nie in



Wilhelm Schussen

den Schneebergen gewesen, der kennt die Welt nicht und das Leben nicht. Auch ans Meer gehört ein jeder, einmal wenigstens, oder er ist kein Mann und kein Mensch. Und wer noch nie eine Wagneroper mitgemacht hat, der sollte überhaupt in der Gesellschaft nicht mitreden.“

Wenn aber unser Kollege endlich einmal das Grimmen hat, dann klagt er uns vor: „Der ‚Bock‘ von gestern abend im ‚Goldenen Hecht‘ war zu neu, oder ist der Wein im ‚Schwarzen Adler‘ schuld oder das ‚Berliner Blonde‘ im ‚Wilden Mann‘.“

Und letzthin ließ der Übermut die Bemerkung fallen: „Vielleicht tu' ich mir später noch mal einen Hund ein und fang' die Jagd an.“

Wahrhaftig, er versteht es, der Schmalzried, mit seinen vierhundertdreißig Pfennig Taggeld Geräusch um sich herum zu machen und Ärger unter seinen Genossen auszusäen.

Zu meiner Linken sitzt der Herr Sackmann, ein junger, braver, stiller Mensch, der erst am Anfang der glorreichen Schreiberlaufbahn steht und noch nicht so viel Sold hat wie seine Kollegen, aber mehr leistet als ich und der Schmalzried zusammen und schon in seinen jungen Jahren ganz wie ein Alter für seine kränkliche Mutter sorgt. Der Herr Sackmann ist so bescheiden wie der Schmalzried großmaulig und so haushälterisch wie jener verputzerisch. Er ist daheim bei der Mutter und liest ihr vor, wenn andre junge Leute dem Tanz nachgehen. Und wenn am Sonntagnachmittag die Sonne scheint, dann führt der Sohn die kränkliche Frau am Rain entlang und hat einen langsamen, sorglichen Tritt und eifrige, mädchenhaft milde Augen. Redet der Sackmann aber einmal von der Mutter, dann ist jedes seiner Worte wie gesicherter Segen.

Ich gestehe offen, der junge Mensch ist mir ein immerwährend zusprechend Beispiel, und ich hab' oft einen regelrechten Zorn auf den Schmalzried, der den stillen Kollegen mit Wort und Gebärde einen Duckmäuser schimpft. Ja, letzten Freitag verstieg ich mich dermaßen, daß ich allen meinen Schmalzriedärger in eine boshafte Geschichte goß und die Geschichte ans Stadtblatt abschickte.

Hier stand sie denn auch bald gedruckt unter dem anlockenden Titel: Wie ein arm Schreiberlein vom Teufel geholt wurde, und ich hatte mir alle Mühe gegeben, den Schmalzried recht treu und deutlich zu malen und vergaß weder den Gold-

zwicker noch die tintigen Finger noch irgend eine Kleinigkeit. Die einzige notdürftige Verkleidung war, daß ich das Schreiberlein mager sein ließ und es nicht Schmalzried, sondern Bachmaier hieß.

Und da saß nun dieser Bachmaier am Silvesterabend auf seiner Stubenkammer, rauchte echte Holländer und versuchte sieben Sorten süßer Weine. Trank „Tiroler" und murmelte: „Hat Träume und Farben — fehlt nur das Aufjauchzende." Probierte weißen „Waadtländer" und brummelte: „Lupft einem das Herz, der Wein. Hat Feuer und Funken — fehlt nur das Behagliche, Dehnende." Nahm einen Wasserhellen aus der Champagne und summelte: „Hat Lieb' die Fülle und Gunst — fehlt nur —" Und holte Berncasteler und Chablis und den einen und den andern.

Und wie das Schreiberlein so bechernd und balzend im Erdöllicht am Tische sitzt, kommt auf einmal und grad zur rechten Zeit ein wunderhübsch schlank Kind zum Türspalt herein und sieht den Bachmaier schelmisch von der Seiten an und tupft ihm mit dem leichten Finger auf die Schulter und setzt sich her und hat ein Geschäker, daß das Schreiberleinsherz in Wein und Wonnen schwimmt und der Mund überläuft von schönen Reisegeschichten, von seligem Wandern im Schneegebirge, vom einzigen München, von der gebenedeiten Spargelzeit. Und immer flammender wird dieses Bachmaierlein und will einen Kuß haben. Den solle er gern haben, sagt das Kind und rückt noch näher, nur müsse er erst unterschreiben, daß er nach dem Kuß dem Liebchen zugehöre, mit Leib und Seele zugehöre.

Das Unterschreiben läßt sich das Schreiberlein nicht zweimal sagen, und es unterschreibt und küßt und trinkt und küßt und merkt lange nicht, wie die Stubenkammer immer stärker nach Schwefel riecht und wie das schöne Kind immer mehr die Schönheit fallen läßt — bis zum Ende der haargenaue leibhaftige Satan vor ihm steht, den Schwanz zur Hand nimmt und dem Schreiberlein damit im Gesicht herumfächert.

Jetzt springt der Bachmaier in Herzensangst auf und will hin-

aus. Aber der Böse stellt sich vor die Tür. Und er stößt das Ofenrohr entzwei, aus dem nun ganze Ströme strudelheißer Tinte kommen. Dann geht ein Höllenwetter los und ein Untersinken und Abfallen, und des dürren Schreiberleins arme Seele langt naß und tintenschwarz zum Hohngelächter aller Teufel am Ort der Schrecken an.

So ungefähr lautete die Geschichte in der Samstagsnummer des Stadtblattes, und ich freute mich wie ein Wilder, als ich die Spottgestalt des Kollegen Schmalzried gedruckt vor mir sah.

Wohl zwanzigmal überlas ich das Werk meiner Bosheit, und ich zeigte es meiner Frau, die auch alsbald ausrief: „Der Schmalzried!" und hielt es dem lustigen Dietterle hin, der sich halb krumm lachte und mich ansprach: „Feinfein! Der Schmalzried! wie er geht und steht! Noch gut, daß der Schreiber in der Geschicht' ein Dürrer ist. Sonst könnt' am End das Gericht über die Sach' kommen."

Das Gericht!

Wie Triumphgeschrei der Hölle fiel mir dieses Wort in die Ohren. Und ich zog mich plötzlich sehr nachdenklich zurück in die Einsamkeit und prüfte meinen schlechten Streich und las das Stadtblatt zehnmal und hundertmal, Wort für Wort und Satz für Satz. Und ich machte auch alsbald die Entdeckung, daß das Gericht mich in der Tat für solche Bösewichterei gehörig beim Schopf fassen könne. — — —

Ich durchlebte einen schlimmen Sonntag. Ich sah mich verurteilt im Gefängnis sitzen und mein Elend den tauben Wänden aufsagen. Ich sah meine Familie unter Bettlern durch die Straßen ziehen und hörte, wie die eignen Kinder den Vater richteten. Und ich war daran, dem beleidigten Schmalzried nachzueilen und ihn um Erbarmung zu bitten, und hätte es auch getan, wenn ich ihn nicht beim Sonntagsausflug gewußt hätte.

Am Montag kam ich auf die Amtsstube wie ein ausgerissen Hündchen, das die Not zurückgetrieben, mit eingezogenem Buckel und leichenbitterer Miene.

Der Herr Sackmann saß bereits auf seinem Stuhl.

Ich setzte mich wortlos auf den meinigen.

Und jetzt geht die Tür auf.

Es ist der Schmalzried. Ich kenne ihn am Tritt.

Mein Herz will stillestehen.

Er grüßt. Er setzt sich.

Ich wende mich halb; denn ich bin bereit, um Erbarmen zu flehen.

Und ich fange schon an zu stottern — — aber die Worte gefrieren mir im Hals, als jetzt der Schmalzried nach der Tasche greift und das Stadtblatt herauszieht und hämisch lächelt. Ich bin halb ohnmächtig und höre nur noch wie von ferne die Rede, die der Schmalzried mir nun ins Ohr bläst: „Ausgezeichnet und feinfein, mein Lieber! Da haben Sie mal unserm werten Sackmann einen verdienten Spiegel vor die Nase gehalten. Ich hab' mich halbtot gelacht, wie ich die Geschichte gelesen. Und ich werd' mal so aus Versehen dem jungen Dachs das Blatt aufs Pult legen," schloß der Fuchs und freute sich über die eigne Helligkeit. Und die Freude wird ihn begleiten bis an sein selig Ende.

Du aber, werter Leser, bist gewiß im vollen Recht, wenn du den Schmalzried für einen „wirklich ganz unglaublich kurzsichtigen Menschen" hältst, und wenn du im Herzen froh bist, daß der liebe Gott mehr des Lichtes auf deine eigne Wiege herniedersandte. Und denke nicht, ich mache mich über dich lustig; denn ich bin ja auch in deiner angenehmen Gesellschaft.



He, Herr Wirt! und bitte, Eier! aber frische, frische!

Von **Wilhelm Schussen.**

Ich wüßte nichts Widersinnigeres als die Einbildung. Und gleichwohl ist kein Laster so verbreitet als eben die Einbildung. So tat ich mir bis vor kurzem viel zu gut auf meine Bedürfnislosigkeit. Den ganzen Sommer lang erzählte ich davon, daß ich im Winter selbst bei der strengsten Kälte keinen Mantel trage, und zwar nicht bloß deshalb, weil ich nie Geld zum Kaufen habe. Ich halte es für lächerlich, einen Spazierstecken durch die Straßen zu tragen. Ich rauche nicht und schnupfe nicht, weil ich von meiner Frau aus nicht darf, dann aber auch, weil ich infolgedessen überhaupt grundsätzlich nicht will. Wenn ich, was sehr selten vorkommt, ein bißchen verreise, fahre ich vierter Klasse, weil es leider noch keine fünfte gibt. Kurz, durch die Not und meiner Frau Gebot und die hieraus entstandene felsenfeste Überzeugung ist die Bedürfnislosigkeit zu einer Art Sport für mich geworden.

Nun pflege ich, im Einverständnis mit meiner Frau, manchmal einen ganzen Sonntag lang ziellos zu wandern. Am Bachesrand hinauf bis zum Ursprung oder durch einen Wald, bis ich das Ende habe, oder um einen schilfumrahmten See herum bis zum Ausgangspunkt.

Nach einer solchen Wanderung kam ich letzthin hungrig wie das Meer und durstig wie die Wüste in einem unbekannten Dorfwirtshause an.

Da ich tags zuvor die trefflichen Gedanken des Schützenvorstandes zu einem passenden Festgedicht beim nächsten Gansessen

so zusammengereimt und -geleimt hatte, daß Inhalt und Form einander wert waren, besaß ich zwei Mark, von denen meine Frau nichts wußte. Und nun wollte ich auf die beiden Löcher Hunger und Durst ein gehöriges Pflaster aufsetzen.

„Frau Wirtin," rief ich noch unter der Tür, „Frau Wirtin, haben Sie Kirschwasser?"

„Jawohl."

„Dann schnell ein Gläschen. Und, halt ein Stück Brot, am liebsten schwarzes."

„Jawohl."

„So, und Schinken, nicht? Den Schinken nicht fett."

„Jawohl."

„Und gleich ein Brot. Und, bitte, Salz und Pfeffer."

„Jawohl."

„Und, Herr Wirt, jetzt ein Glas Bier, womöglich helles."

„Jawohl."

„Haben Sie eine Zeitung?"

„Jawohl."

Ich fing an, einen Aufsatz zu lesen, betitelt: Die Frau als Mann. Dann kam der Schinken.

„So. Nun brauch' ich noch Senf. Aber keinen deutschen. Haben Sie französischen?"

„Jawohl."

„Und noch ein Bier."

„Jawohl."

Mein Behagen wuchs derart, daß ich mich entschloß, nach zehnjähriger Pause meiner Frau wieder mal eine Ansichtskarte zu schreiben. Ich bestellte also Karte und Marke und Bleistift, und weil ich aus Versehen „liebe Alte" statt „alte Liebe" gereimt hatte, bat ich, um den schönen, neuen Besenstiel meiner bisweilen nervösen Gattin zu schonen, um einen Radiergummi. Dann verlangte ich einen Zahnstocher. Und als ich wieder an meine zwei Mark dachte, kitzelte mich ein übermütiges Gefühl. Sollte ich wirklich wieder mal über

die Schnur hauen und wie in ledigen Jahren ein paar Zigaretten rauchen? Du kannst dir ja nachher den Mund ausspülen und keine Seele wird das riechen, sagte ich zu mir selber.

„He, Herr Wirt, zwei Zigaretten. Am liebsten türkische.“

„Gibt nur Zigarren.“

„Hm, dann — in Gottes Namen, eine Zigarre. Aber nicht zu kräftig.“

„Jawohl.“

Unterdessen las ich das Gedicht an meine Frau nochmal durch und fand es so erfolgssicher, daß ich mein noch nicht ganz kuriertes Hungerloch endgültig mit drei Eiern bepflastern wollte.

„He, Frau Wirtin, bitte, drei eingeschlagene Eier. Haben Sie frische?“

„Jawohl.“

„Aber hören Sie! Nur, wenn Sie wirklich ganz frische — — —“

„Jawohl!“ rief jetzt der Wirt kurz dazwischen und bekam einen roten Kopf. Dann ging er hinaus.

Ich achtete nicht weiter darauf und las wieder an meinem Gedicht. Und ich muß fest darein vertieft gewesen sein, sonst hätte ich gehört, wie die Bauern und Fuhrleute am runden Tisch anfingen, in sich hineinzulachen. Erst als der Wirt einen großen Korb vor meiner weisen Nase so wuchtig auf den Tisch setzte, daß es krachte, fiel ich vom blauen Dichterland jählings auf die graue Erde herab.

„Zum Teufel! was machen Sie da?“ fuhr ich auf. „Sorgen Sie lieber, daß ich frische Eier . . . ,“ wollte ich weiter sagen.

„Was ich mache? Ich bring' bloß die Eier. Und damit sie ja recht frisch sind und der Herr gewiß zufrieden ist, hab' ich drei von meinen Hennen mitbracht. Nun darf der Herr bloß die Hennen in den Schwanz klemmen und die Hand hinhalten. Wenn recht fest geklemmt wird, kommt nach dem Ei noch französischer Senf. Der Herr sehen, wir vom Land verstehen's, den verwöhntesten Ansprüchen gerecht zu werden.“

Nach diesen höflichen Reden hob der Wirt den Deckel und ließ die geängstigten Hühner gegen mein verdutztes Gesicht pfludern. Die Bauern brüllten vor Vergnügen. —

Seit jenem Tage erzähle ich nichts mehr von meiner Bedürfnislosigkeit.

Reiselust.

Von **Ludwig Finckh.**

Unter der europäischen Wasserscheide muß man sich ein Hausdach vorstellen, auf dessen einer Seite der Regen zur Donau, auf der anderen zum Rhein herunterfällt; wenn es eine Dachrinne hat, so gibt es zwei Bäche, einen Rheinbach und einen Donaubach, die wie feindliche Brüder auseinandergehen und, auf Umwegen, ein jeder seinem Hauptstrom zufließen.

Ein solches Hausdach steht zu Genkingen auf der rauhen Alb, unweit der Nebelhöhle, und deckt ein Wirtshaus; natürlich sieht man weder etwas vom Rhein noch von der Donau, sondern das Wasser rinnt einfach auf die Straße herunter. Aber die Tatsache bleibt bestehen und man kann sie beweisen.

Davon verstehen die bescheidenen Bauern, die in der hintern Stube beim Wein sitzen und von Sonne und Regen reden, wenig, obwohl es der Schullehrer ihren Kindern eingebläut hat. Aber für Georg Reiff, den Wirtssohn, war es eine beunruhigende Sache, den Regen nachts an die Scheiben prasseln zu hören und still im Bett zu liegen; er kam sich wie ein Herrgott vor, der über Flüsse zu gebieten und den Regen zu verteilen hat; so töricht ist der Mensch, daß er sich als Verdienst anrechnet, was ein Spiel der Natur oder die Laune eines Baumeisters ihm in den Schoß geworfen hat.

Man begreift, daß Georg Reiff noch nicht sehr alt sein konnte; er war noch ein halbes Kind und ein ganzer Schelm und stand in dem Alter, da im Hirnkasten jeden Tag ein paar neue Schubladen aufspringen, die gefüllt sein wollen.

Übrigens war sein Vaterhaus schon von außen ein merkwürdiges Haus; es trug, in die Hauptwand eingelassen, einen großen Spiegel, der immer sauber gehalten und von grünem Weinlaub umrankt war; wer die Straße heraufkam, konnte die beiden Häuserreihen und die Himmelswolken im Spiegel befragen, ob er einkehren solle oder nicht; denn das Wirtshaus stand schräg über die Straße, versperrte sie für die Durstigen und ließ eine Gasse offen für die Nüchternen. Und wenn auch die Albbauern einen harten Winter haben und schon früh im Jahr auf großen Schlitten und Wagen ihr Holz in die Stadt hinunterführen um kargen Verdienst, so tun sie sich doch nicht ungern auf Dreikönig zu einem guten Trunk zusammen und heizen sich einmal feiertags mit neuem Schnaiter ein.

Aber wenn man achtzehn Sommer gesehen und ein Handwerk erlernt hat, das seinen Mann ernährt, so will man nicht bloß Nestspatz sein und am Abend den Gästen den Hausknecht machen. Um es kurz zu sagen: Georg Reiff stach der Haber; und nicht ohne Grund.

Gestern nachmittag war die Wirtschaftstür aufgesprungen und herein war ein altes Bäuerlein getrippelt in Kniehosen, Schnallenschuhen, Rock und roter Weste; das war der Adam Butz aus Holzelfingen, ein sparsamer und knauseriger Mann, der ein rarer Wirtshausvogel und an dieser Stelle eine fremdartige Erscheinung war. Hinter ihm aber trat ein großer Mann auf die Schwelle, mit einem Bart bis auf die Brust herunter, breit und hochgewachsen, der den Türrahmen ganz ausfüllte; wie groß er war, das konnte man erst erkennen, als er in der Stube stand und die kräftigen Verhältnisse von Tisch und Bank beengte. Kaspar, der alte Reiff, machte große Augen, denn er wußte mit dem besten Willen nicht, wo er den Fremden hintun sollte; dessen bäurisch derbes Gesicht war tief gebräunt, und die Augen gingen rasch urteilend und gebietend. Mit der

Geiſtesgegenwart des erfahrenen Gaſtwirts taxierte er ihn in Bauſch und Bogen als Südländer und beſann ſich auf eine gebührende Anrede, als der Gaſt den Mund auftat und im ſchönſten Schwäbiſch



eine auf der Straße begonnene Unterhaltung mit ſeinem Begleiter fortſetzte; Adam Butz aber nötigte den Herrn Vetter unter Komplimenten und vielen Sprüchen an den Wirtstiſch und legte ihm ver=

traulich nahe, einen Schoppen vom Besten springen zu lassen. Es gab ein kleines Zwiegespräch, denn der Gast mochte dem durchsichtigen Geiz des Vetters nicht Vorschub leisten und schob ihm die Bestellung zurück, bis er ihn in der Drangsal hatte und sich nun vergnügt zu einer Flasche verstand. Während der Wirt geräuschvoll in den Keller eilte und die Staatsflasche füllte, stand sein Sohn hinter dem Holzgitter der Anrichte und durchkostete Augenblicke stiller Bewunderung. Was mochte das für ein dunkler Mann sein aus der Fremde, der den gewandten Vater in Verwirrung setzte und des Holzelfingers Roßmängel durchschaute, ohne ihm viel auf den Zahn zu fühlen; er hätte vor ihn auf den Boden fallen können: wer bist du, Brauner, Geheimnisvoller? nimm mich mit dir, ich will groß und sonnenbraun werden wie du.

Als der Vater die volle Literflasche mit: Gesegn's Gott und: zum Wohl auf den Tisch hinstellte, konnte er sich nicht länger bezähmen; der Wissensdurst stand mundhoch.

„Jetzt so eine Bärenmütze habe ich auch noch nie gesehen," begann er vorsichtig. „Mit Verlaub, ich muß dumm fragen: wo kommen jetzt Sie auch her? Gewiß von weit?"

Der Gast nickte, und der Adam schmunzelte.

„Ich schätz, aus Spanien," griff Kaspar waghalsig an.

„O — von weiter."

„Aus Griechenland?" holte Kaspar Atem.

„Weiter!"

„Aus der Türkei?"

„Noch viel, viel weiter," lachte der Fremde.

„Dann weiß ich nicht mehr, wohin ich raten soll; da steht mir der Verstand still."

„Ich komme aus dem Kaukasus," hub der Fremde an, „nicht weit von der persischen Grenze, aus Asien, doch noch von Rußland. Aber ich stamme aus Holzelfingen und heiße Christian Rockenstiel; ich bin herausgekommen, um einen Sohn auf die Ackerbauschule zu bringen und habe da meine Verwandtschaft besucht;

es lebt scheint's nimmer viel Gescheites," setzte er mit einem Seitenblick hinzu.

So war dann die Geschichte ans Licht gekommen, die den jungen Reiff so heftig erregte.

Vor bald neunzig Jahren, erzählte der Fremde, sei ein sonderbar frommer Geist im Lande umgestiegen, der die Seelen beflügelte und eine Sehnsucht nach dem tausendjährigen Reich in den Gemütern aufrührte. Man beschloß, zugleich unter dem Druck politischer Ungunst und einer Hungersnot, in Scharen auszuwandern und das Heil zu suchen, und da der Kaiser Alexander von Rußland des Königs Schwager, und eine fromme Russin, die Frau von Krüdener, im Volke mächtig war, so schienen Richtung und Wegweiser gegeben. Die russische Regierung, die gesundblütige Bauern brauchte, auch wenn sie einen Sparren hatten, bot Land an mit vielen Privilegien als Köder, und nach kurzem Besinnen bissen Heere von schwäbischen Bauern an und zogen mit Kind und Kegel nach Osten; an die sechstausend Mann, wohlgeordnet, in zehn Kolonnen geteilt, rückten sie vor; Grusien, Tiflis, Odessa waren das gelobte Land.

Unterwegs wurden die Geister ernüchtert; die Vögel pfiffen anders, als sie geglaubt, und von Milch und Honig war nichts zu schmecken. Wie aber der Schwabe nie auf halbem Weg stehen bleibt, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt, so schleppten die Landleute, nachdem sie ihren Traum in Not und Fieber hatten stecken lassen, ihren Karren weiter bis ans Ziel; im Kaukasus verstreuten sie sich auf vier, fünf Punkte, wo sie Dörfer gründeten und mit Hab und Gut die Heimat vom Wagen herunterholten; ein Schwarm, fast lauter Reutlinger und Albleute, hatte sich in einem Tal bei Elisabethpol angesiedelt und ihre Gemeinschaft Helenendorf genannt. Die Reutlinger, die zu Hause am Georgenberg und an der Achalm saure Trauben gezogen hatten, fanden ein Klima vor, von dessen Sonne sie gern ein paar Strahlen zur Aufmunterung heimgesandt hätten; hier brannte es den Boden zur Steppe; mag sein, daß auch einer im Wagenstroh versteckt noch Wurzeln von Trollingern und Sil=

bauern mitgeführt hatte; jedenfalls wurde früh Wein gebaut, der saftig in die Beeren schoß und in den Kämpfen gegen Perser und Tataren seine Pflanzer bei Kräften erhielt; die einheimische wilde Rebe wurde veredelt, künstliche Berieselung verwandelte die Steppe in Gartenland.

Die Älbler hatten ihre Planwagen geflickt und hergerichtet; sie mochten im Gebirgsboden ähnliche Verhältnisse getroffen haben wie auf der rauhen Alb; mit geringen Veränderungen bauten sie neue Wagen und verkauften sie an Lesgier und Armenier, die sie hoch bezahlten; noch heute sind die schwäbischen Wagen bis nach Persien hinein begehrt.

In dieser schweren Mühsal mauserten sich die Schwaben; während der russisch-türkische Krieg um sie tobte, bauten sie sich — soviel war von ihrer Frömmigkeit in ihnen hängen geblieben — unerschrockenen Herzens eine Kirche und wurden nichts als Männer, die sich ihr Stück Erde erobern; ihre Köpfe waren geputzt, die Augen geweitet, ihre Fäuste nervig; sie vermehrten sich wie die Kielhasen, denn ein Stamm, der sich bewährt hat, hat das Bedürfnis, vorzusorgen und sich nicht so leicht wieder vom Fleck bringen zu lassen; Landwirtschaft und Handwerk brachte Wohlstand, sie mußten ihre Grenzen weiter stecken, und nun, da die eingewanderten Väter in der Grube lagen, kam einer heraus in die alte Heimat und brachte seinen Sohn auf die landwirtschaftliche Schule nach Hohenheim.

„Das ist unsere Geschichte, Herr Wirt," schloß der Kaukasier seinen Bericht, „und wenn Sie sich von den Geschäften zurückgezogen haben — ich sehe, Sie haben einen Sohn —, so reisen Sie zu uns und besuchen Sie mich."

„Ja, was — reisen!" sagte der Spiegelwirt unwirsch, und die verhaltene Unternehmungslust stak ihm in den Augen. „Unsereins sitzt auf seinen Hosen fest, und wenn's viel ist, so rutscht er einmal nach Stuttgart, um den König zu sehen, oder ins Neckartal zum Weinkauf. Da könnt' ich meinen Unterländer bei euch holen!"

„Das wär'!" dachte Georg Reiff und hielt ganz still. „Das wär' noch der Mühe wert."

„Aber wie schmeckt euch unser Schnaiter auf euren Steppentropfen hin?" frug der Vater und dachte einen gehäuften Lobspruch zu ernten.

„Schon," sagte zurückhaltend der Gast.

„Ist eurer besser? Ja, räs ist er schon. Wir können unser Erdreich nicht anders machen."

„Unser Wein ist herb und feurig, der Kachetiner, und leicht ist er nicht; man muß ihn gewohnt sein."

„Dann brennt bei euch die Sonne billiger. Aber wie schmeckt er dann? Wie Ungerwein?"

„Besser!"

„Wie Burgunder?"

„Viel besser!"

„Das ist mir jetzt aber doch ein gespässiger Wein," lachte ungläubig der Alte, „der von Reutlinger Trollingern stammt und noch besser schmeckt als Burgunder; das ist ja ein Teufelsweinle; das muß ich unseren Stadtherren erzählen."

„Probiert ihn; ihr werdet's schon glauben."

„Das wär ein Spaß," dachte der Sohn bei sich. „Die Rappen anschirren, aufsitzen, mit Hallo durch Rußland knallen und kaukasischen Reutlinger trinken! Ja, wenn der Vater nicht wär! Aber der murrt bloß: ‚Was — reisen! Reisen können die Juden und die großen Herrn; unsereins sitzt fest auf seinen Hosen.'"



Die Verlobung.

Von **Hermann Hesse.**

In der Hirschengasse, die nur aus sieben Häusern besteht, gibt es einen bescheidenen, doch anständigen Weißwarenladen, der gleich seiner Nachbarschaft noch unberührt von den Veränderungen der neuen Zeit in einer etwas kärglich gewordenen Wohlhabenheit dasteht und hinreichenden Zuspruch hat. Man sagt dort noch beim Abschied zu jedem Kunden, auch wenn er seit zwanzig Jahren regelmäßig kommt, die Worte: „Schenken Sie mir die Ehre ein andermal wieder," und es gehen dort noch zwei oder drei alte Käuferinnen ab und zu, die ihren Bedarf an Band und Litzen in Ellen verlangen und auch im Ellenmaß bedient werden. Die Bedienung wird von einer ledig gebliebenen Tochter des Hauses und einer angestellten Verkäuferin besorgt, der Besitzer selbst ist von früh bis spät im Laden und stets geschäftig, doch redet er niemals ein Wort. Er kann nun gegen siebzig alt sein, ist von sehr kleiner Statur, hat nette rosige Wangen und einen kurz geschnittenen grauen Bart, auf dem vielleicht längst kahlen Kopfe aber trägt er allezeit eine runde steife Mütze mit stramingestickten Blumen und Mäandern. Er heißt Andreas Ohngelt und gehört unbestritten zur echten, ehrwürdigen Altbürgerschaft der Stadt.

Dem schweigsamen Kaufmännlein sieht niemand etwas Besonderes an, es sieht sich seit Jahrzehnten gleich und scheint ebensowenig älter zu werden, als jemals jünger gewesen zu sein. Doch war auch Andreas Ohngelt einmal ein Knabe und ein Jüngling, und wenn man alte Leute fragt, kann man erfahren, daß er vorzeiten „der kleine Ohngelt" geheißen wurde und eine gewisse Berühmtheit wider Willen genoß. Einmal, vor etwa fünfunddreißig Jahren,

hat er sogar eine „Geschichte“ erlebt, die früher jedem Gerbersauer geläufig war, wenn sie auch jetzt niemand mehr erzählen und hören will. Das war die Geschichte seiner Verlobung.



Hermann Hesse

Der kleine Ohngelt hatte seinen Übernamen von der geringen Höhe seines Wuchses, doch hätte diese Eigenschaft nicht ganz hin=gereicht, ihn in den Augen seiner Mitbürger zu einer interessanten

und komischen Figur zu machen. Diese Art von Beachtung verdankte er vielmehr seiner inwendigen Natur, in welcher ein schüchtern sanftes Wesen sich mit einem ungemein zärtlichen Gemüte hübsch und drollig verband.

Der junge Andreas war schon in der Schule aller Rede und Geselligkeit abgeneigt, er fühlte sich überall überflüssig und von jedermann beobachtet und war ängstlich und bescheiden genug, jedem andern im voraus nachzugeben und das Feld zu räumen. Vor den Lehrern empfand er einen abgründigen Respekt, vor den Kameraden eine mit Bewunderung gemischte Furcht. Man sah ihn nie auf der Gasse und auf den Spielplätzen, nur selten beim Bad im Fluß, und im Winter zuckte er zusammen und duckte sich, sobald er einen Knaben eine Handvoll Schnee aufheben sah. Dafür spielte er daheim vergnügt und zärtlich mit den hinterbliebenen Puppen seiner älteren Schwester und mit einem Kaufladen, auf dessen Wage er Mehl, Salz und Sand abwog und in kleine Gucken verpackte, um sie später wieder gegeneinander zu vertauschen, auszuleeren, umzupacken und wieder zu wägen. Auch half er seiner Mutter gern bei leichter Hausarbeit, machte Einkäufe für sie oder suchte im Gärtlein die Schnecken vom Salat.

Seine Schulkameraden plagten und hänselten ihn zwar häufig, aber da er nie zornig wurde und fast nichts übelnahm, hatte er im ganzen doch ein leichtes und ziemlich zufriedenes Leben. Was er an Freundschaft und Gefühl bei seinesgleichen nicht fand und nicht weggeben durfte, das gab er seinen Puppen. Den Vater hatte er früh verloren, er war ein Spätling gewesen, und die Mutter hätte ihn wohl anders gewünscht, ließ ihn aber gewähren und hatte für seine fügsame Anhänglichkeit eine etwas mitleidige Liebe.

Dieser leidliche Zustand hielt jedoch nur so lange an, bis der kleine Andreas aus der Schule und aus der Lehre war, die er am obern Markt im Dierlamm'schen Geschäft abdiente. Um diese Zeit, etwa von seinem siebzehnten Jahre an, fing sein nach Zärtlichkeiten dürstendes Gemüt andere Wege zu gehen an. Der klein und schüchtern

gebliebene Jüngling begann mit immer größeren Augen nach den Mädchen zu schauen und errichtete in seinem Herzen einen Altar der Frauenliebe, dessen Flamme desto höher loderte, je trauriger seine Verliebtheiten verliefen.

Zum Kennenlernen und Beschauen von Mädchen jeden Alters war reichliche Gelegenheit vorhanden, denn der junge Ohngelt war nach Ablauf seiner Lehrzeit in den Weißwarenladen seiner Tante eingetreten, den er später einmal übernehmen sollte. Da kamen Kinder, Schulmädchen, junge Fräulein und alte Jungfern, Mägde und Frauen tagaus tagein, kramten in Bändern und Linnen, wählten Besätze und Stickmuster aus, lobten und tadelten, feilschten und wollten beraten sein, ohne doch auf Rat zu hören, kauften und tauschten das Gekaufte wieder um. Alledem wohnte der Jüngling höflich und schüchtern bei, er zog Schubladen heraus, stieg die Bockleiter hinauf und herunter, legte vor und packte wieder ein, notierte Bestellungen und gab über Preise Auskunft, und alle acht Tage war er in eine andere von seinen Kundinnen verliebt. Errötend pries er Litzen und Wolle an, zitternd quittierte er Rechnungen, mit Herzklopfen hielt er die Ladentür und sagte den Spruch vom Wiederbeehren, wenn eine schöne Junge hoffärtig das Geschäft verließ.

Um seinen Schönen recht gefällig und angenehm zu sein, gewöhnte Andreas sich feine und sorgfältige Manieren an. Er frisierte sein hellblondes Haar jeden Morgen auf das nobelste, hielt seine Kleider und Leibwäsche sehr sauber und sah dem allmählichen Erscheinen eines Schnurrbärtchens mit leidenschaftlicher Ungeduld entgegen. Er lernte beim Empfange seiner Kunden elegante Verneigungen machen, lernte beim Vorlegen der Zeuge sich mit dem linken Handrücken auf den Ladentisch stützen und auf nur anderthalb Beinen stehen, und brachte es zur Meisterschaft im Lächeln, das er bald vom diskreten Schmunzeln bis zum innig glücklichen Strahlen beherrschte. Außerdem war er stets auf der Jagd nach neuen schönen Phrasen, die zumeist aus Umstandsworten bestanden und deren er immer neue und köstlichere erlernte oder erfand. Da

er von Hause aus im Sprechen unbeholfen und ängstlich war und schon früher nur selten einen vollkommenen Satz mit Subjekt und Prädikat ausgesprochen hatte, fand er nun in diesem sonderbaren Wortschatz eine Hilfe und gewöhnte sich daran, unter Verzicht auf Sinn und Verständlichkeit sich und andern eine Art von Sprechvermögen vorzutäuschen.

Sagte jemand: „Heut ist aber ein Prachtswetter," so antwortete der kleine Ohngelt: „Gewiß — o ja — denn, mit Verlaub — allerdings —." Fragte eine Käuferin, ob dieser Leinenstoff auch haltbar sei, so sagte er: „O bitte, ja, ohne Zweifel, sozusagen, ganz gewiß." Und erkundigte sich jemand nach seinem Befinden, so erwiderte er: „Danke gehorsamst — freilich wohl — sehr angenehm —." In besonders wichtigen und ehrenvollen Lagen scheute er auch vor Ausdrücken wie „nichtsdestoweniger, aber immerhin, keinesfalls hingegen" nicht zurück. Dabei waren alle seine Glieder vom geneigten Kopf bis zur wippenden Fußspitze ganz Aufmerksamkeit, Höflichkeit und Ausdruck. Am ausdrucksvollsten aber sprach sein verhältnismäßig langer Hals, der mager und sehnig und mit einem erstaunlich großen und beweglichen Adamsapfel ausgestattet war. Wenn der kleine schmachtende Ladengehilfe eine seiner Antworten im Staccato (stoßweise) gab, hatte man neben dem Gefühl unendlicher Hingabe vor allem den Eindruck, er bestehe zu einem Drittel aus Kehlkopf.

Die Natur verteilt ihre Gaben jedoch nicht ohne Sinn, und wenn der bedeutende Hals des Ohngelt in einem Mißverhältnis zu dessen Redefähigkeit stehen mochte, so war er als Eigentum und Wahrzeichen eines leidenschaftlichen Sängers desto berechtigter. Andreas war in hohem Grade ein Freund des Gesanges. Auch beim wohlgelungensten Komplimente, bei der feinsten kaufmännischen Gebärde, beim gerührtesten „Immerhin" und „Wennschon" war ihm vielleicht im Innersten der Seele nicht so schmelzend wohl wie beim Singen. Dieses Talent war in den Schulzeiten verborgen geblieben, kam aber nach vollendetem Stimmbruch zu immer schönerer

Entfaltung, wenn auch nur im geheimen. Denn es hätte zu der ängstlich scheuen Befangenheit Ohngelts nicht gepaßt, daß er seiner heimlichen Lust und Kunst anders als in der sichersten Verborgenheit froh geworden wäre.

Am Abend, wenn er zwischen Mahlzeit und Bettgehen ein Stündlein in seiner Kammer verweilte, sang er im Dunkeln seine Lieder und schwelgte in lyrischen Entzückungen. Seine Stimme war ein ziemlich hoher Tenor, und was ihm an Schulung gebrach, suchte er durch Temperament zu ersetzen. Sein Auge schwamm in feuchtem Schimmer, sein schön gescheiteltes Haupt neigte sich rückwärts zum Nacken und sein Adamsapfel stieg mit den Tönen auf und nieder. Sein Lieblingslied war „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn". Bei der Strophe „Scheiden, ach Scheiden tut weh" hielt er die Töne gar lang und zitternd aus und hatte manchmal Tränen in den Augen.

In seiner geschäftlichen Laufbahn kam er mit schnellen Schritten vorwärts. Es hatte der Plan bestanden, ihn noch einige Jahre nach einer größeren Stadt, etwa Pforzheim oder Heilbronn zu schicken. Nun aber machte er sich im Geschäft der Tante bald so unentbehrlich, daß diese ihn nicht mehr fortlassen wollte, und da er später den Laden erblich übernehmen sollte, war sein äußeres Wohlergehen für alle Zeiten gesichert. Anders stand es mit der Sehnsucht seines Herzens. Er war für alle Mädchen seines Alters, namentlich für die hübschen, trotz seiner Blicke und Verbeugungen nichts als eine komische Figur. Der Reihe nach war er in sie alle verliebt und er hätte jede genommen, die ihm nur einen Schritt entgegen getan hätte. Aber den Schritt tat keine, obwohl er nach und nach seine Sprache um die gebildetsten Phrasen und seine Toilette um die angenehmsten Gegenstände bereicherte.

Eine Ausnahme gab es wohl, allein er bemerkte sie kaum. Das Fräulein Paula Kircher, das Kircherspäule genannt, war immer nett gegen ihn und schien ihn ernst zu nehmen. Sie war freilich weder jung noch hübsch, vielmehr zwei Jahre älter als er und ziem-

lich unscheinbar, sonst aber ein tüchtiges und geachtetes Mädchen aus einer anständigen und wohlhabenden Handwerkerfamilie. Wenn Andreas sie auf der Straße grüßte, dankte sie nett und ernsthaft, und wenn sie in den Laden kam, war sie freundlich, einfach und bescheiden, machte ihm das Bedienen leicht und nahm seine geschäftsmännischen Aufmerksamkeiten wie bare Münze hin. Daher sah er sie nicht ungern und hatte Vertrauen zu ihr, im übrigen aber war sie ihm recht gleichgültig und sie gehörte zu der geringen Anzahl lediger Mädchen, für die er außerhalb seines Ladens keinen Gedanken hatte.

Bald setzte er seine Hoffnungen auf feine, neue Schuhe, bald auf ein nettes Halstuch, ganz abgesehen vom Schnurrbart, der allmählich sproßte und den er wie seinen Augapfel pflegte. Endlich kaufte er sich von einem reisenden Handelsmanne auch noch einen Ring aus Gold mit einem großen Opal daran und mußte es erleben, daß auch diese Verschönerung ohne Einfluß auf die geringe Wertschätzung der Damenwelt für ihn blieb. Damals war er sechsundzwanzig Jahre alt.

Als er aber dreißig wurde und noch immer den Hafen der Ehe nur in sehnsüchtiger Ferne umsegelte, hielten Mutter und Tante es für notwendig, fördernd einzugreifen. Die Tante, die schon recht hoch in den Jahren war, machte den Anfang mit dem Angebot, sie wolle ihm noch zu ihren Lebzeiten das Geschäft abtreten, jedoch nur am Tage seiner Verheiratung mit einer unbescholtenen Gerbersauer Tochter. Dies war denn auch für die Mutter das Signal zum Angriff. Nach manchen Überlegungen kam sie zu dem Befinden, ihr Sohn müsse in einen Verein eintreten, um mehr unter Leute zu kommen und den Umgang mit Frauen zu lernen. Und da sie seine Liebe zur Sangeskunst wohl kannte, dachte sie ihn an dieser Angel zu fangen und legte ihm nahe, sich beim Liederkranz als Mitglied anzumelden.

Trotz seiner Scheu vor Geselligkeit war Andreas in der Hauptsache sofort einverstanden. Doch schlug er statt des Liederkranzes

den Kirchengesangverein vor, weil ihm die ernstere Musik besser gefalle. Der wahre Grund aber war der, daß dem Kirchengesangverein Margret Dierlamm angehörte. Diese war die Tochter von Ohngelts früherem Lehrprinzipal, ein sehr hübsches und fröhliches Mädchen von wenig mehr als zwanzig Jahren, und in sie war Andreas seit neuestem verliebt, da es schon seit geraumer Zeit keine ledigen Altersgenossinnen mehr für ihn gab, wenigstens keine hübschen.

Die Mutter hatte gegen den Kirchengesangverein nichts Triftiges einzuwenden. Zwar hatte dieser Verein nicht halb so viel gesellige Abende und Festlichkeiten wie der Liederkranz, dafür war aber die Mitgliedschaft hier viel wohlfeiler, und Mädchen aus guten Häusern, mit denen Andreas bei Proben und Aufführungen zusammenkommen würde, gab es auch hier genug. So ging sie denn ungesäumt mit dem Herrn Sohn zum Vorstande, einem greisen Schullehrer, der sie freundlich empfing.

„So, Herr Ohngelt," sagte er, „Sie wollen bei uns mitsingen?"

„Ja, gewiß, bitte —"

„Haben Sie denn schon früher gesungen?"

„O ja, das heißt, gewissermaßen —"

„Nun, machen wir eine Probe. Singen Sie irgend ein Lied, das Sie auswendig können."

Ohngelt wurde rot wie ein Knabe und wollte um alles nicht anfangen. Aber der Lehrer bestand darauf und wurde schließlich fast böse, so daß er am Ende doch sein Bangen überwand und nach einem resignierten Blick auf die ruhig dasitzende Mutter sein Leiblied anstimmte. Es riß ihn mit und er sang den ersten Vers ohne Stocken. Der Dirigent winkte, es sei genug. Er war wieder ganz höflich und sagte, das sei allerdings sehr nett gesungen und man merke, daß es con amore (mit Liebe) geschehe, allein vielleicht wäre er doch mehr für weltliche Musik veranlagt, ob er es nicht etwa beim Liederkranz probieren wolle. Schon wollte Herr Ohngelt eine verlegene Antwort stammeln, da legte seine Mutter sich für ihn ins Zeug. Er singe wirklich schön, meinte sie, und sei jetzt nur ein wenig verlegen

gewesen, und es wäre ihr gar so lieb, wenn er ihn aufnähme, der Liederkranz sei doch etwas ganz anderes und nicht so fein, und sie gebe auch jedes Jahr für die Kinderbescherung, und kurz, wenn der Herr Lehrer so gut sein wollte, wenigstens für eine Probezeit, man werde ja alsdann schon sehen. Der alte Mann versuchte noch zweimal begütigend davon zu reden, daß das Kirchensingen kein Spaß sei, und daß es ohnehin schon so eng hergehe auf dem Orgelpodium, aber die mütterliche Beredsamkeit siegte zuletzt doch. Es war dem bejahrten Dirigenten noch nie vorgekommen, daß ein Mann von über dreißig Jahren sich zum Mitsingen gemeldet und seine Mutter zum Beistand mitgebracht hatte. So ungewohnt und eigentlich unbequem ihm dieser Zuwachs zu seinem Chore war, machte ihm die Sache im stillen doch ein Vergnügen, wenn auch nicht um der Musik willen. Er bestellte Andreas zur nächsten Probe und ließ die beiden lächelnd ziehen.

Am Mittwoch abend fand sich der kleine Ohngelt pünktlich in der Schulstube ein, wo die Proben abgehalten wurden. Man übte einen Choral für das Osterfest. Die allmählich ankommenden Sänger und Sängerinnen begrüßten das neue Mitglied sehr freundlich und hatten alle ein so aufgeräumtes und heiteres Wesen, daß Ohngelt sich selig fühlte. Auch Margret Dierlamm war da und auch sie nickte dem Neuen mit freundlichem Lächeln zu. Wohl hörte er manchmal hinter sich leise lachen, doch war er ja gewöhnt, ein wenig komisch genommen zu werden, und ließ es sich nicht anfechten. Was ihn hingegen befremdete, war das zurückhaltend ernste Betragen des Kircherspäule, das ebenfalls anwesend war und, wie er bald bemerkte, sogar zu den geschätzteren Sängerinnen gehörte. Sie hatte sonst immer eine wohltuende Freundlichkeit gegen ihn gezeigt, und jetzt war gerade sie merkwürdig kühl und schien beinahe Anstoß daran zu nehmen, daß er hier eingedrungen war. Aber was ging ihn das Kircherspäule an?

Beim Singen verhielt sich Ohngelt überaus vorsichtig. Wohl hatte er von der Schule her noch eine leise Ahnung vom Notenwesen

und manche Takte sang er mit gedämpfter Stimme den andern nach, im ganzen aber fühlte er sich seiner Kunst erbärmlich wenig sicher und hegte bange Zweifel daran, ob das jemals anders werden würde. Der Dirigent, den seine Verlegenheit lächerte und rührte, schonte ihn und sagte beim Abschied sogar: „Es wird mit der Zeit schon gehen, wenn Sie sich dran halten." Den ganzen Abend aber hatte Andreas das Vergnügen, in Margrets Nähe sein und sie häufig anschauen zu dürfen. Er dachte daran, daß bei dem öffentlichen Singen vor und nach dem Gottesdienst auf der Orgel die Tenöre gerade hinter den Mädchen aufgestellt waren und malte sich die Wonne aus, am Osterfest und bei allen künftigen Anlässen so nahe bei Fräulein Dierlamm zu stehen und sie ungescheut betrachten zu können. Da fiel ihm zu seinem Schmerze wieder ein, wie klein und niedrig er gewachsen war und daß er zwischen den andern Sängern stehend nichts würde sehen können. Mit großer Mühe und vielem Stottern machte er einem der Mitsinger diese seine künftige Notlage auf der Orgel klar, natürlich ohne den wahren Grund seines Kummers zu nennen. Da beruhigte ihn der Kollege lachend und meinte, er werde ihm schon zu einer ansehnlichen Aufstellung verhelfen können.

Nach dem Schluß der Probe lief alles davon, kaum daß man einander grüßte. Einige Herren begleiteten Damen nach Hause, andere gingen miteinander zu einem Glas Bier. Ohngelt blieb allein und kläglich auf dem Platze vor dem finsteren Schulhause stehen, sah den andern und namentlich der Margret beklommen nach und machte ein enttäuschtes Gesicht, da kam das Kircherspäule an ihm vorbei und als er den Hut zog, sagte sie: „Gehen Sie heim? Dann haben wir ja einen Weg und können miteinander gehen." Dankbar schloß er sich an und lief neben ihr her durch die feuchten, märzkühlen Gassen heimwärts, ohne mehr Worte als den Gutenachtgruß mit ihr zu tauschen.

Am nächsten Tag kam Margret Dierlamm in den Laden und er durfte sie bedienen. Er faßte jeden Stoff an, als wäre er Seide,

und bewegte den Maßstab wie einen Fiedelbogen, er legte Gefühl und Anmut in jede kleine Dienstleistung, und leise wagte er zu hoffen, sie würde ein Wort von gestern und vom Verein und von der Probe sagen. Richtig tat sie das auch. Gerade noch unter der Türe fragte sie: „Es war mir ganz neu, daß Sie auch singen, Herr Ohngelt. Singen Sie denn schon lang?“ Und während er unter Herzklopfen hervorstieß: „Ja — vielmehr nur so — mit Verlaub,“ entschwand sie leicht nickend in die Gasse.

„Schau, schau!“ dachte er bei sich und spann Zukunftsträume, ja er verwechselte beim Einräumen zum ersten Male in seinem Leben die halbwollenen Litzen mit den reinwollenen.

Indessen kam die Osterzeit immer näher, und da sowohl am Karfreitag wie am Ostersonntag der Kirchenchor singen sollte, gab es mehrmals in der Woche Proben. Ohngelt erschien stets pünktlich und gab sich alle Mühe, nichts zu verderben, wurde auch von jedermann mit Wohlwollen behandelt. Nur das Kircherspäule schien nicht recht mit ihm zufrieden zu sein, und das war ihm nicht lieb, denn sie war schließlich doch die einzige Dame, zu der er ein volles Vertrauen hatte. Auch fügte es sich regelmäßig, daß er an ihrer Seite nach Hause ging, denn der Margret seine Begleitung anzutragen, war wohl stets sein stiller Wunsch und Entschluß, doch fand er nie den Mut dazu. So ging er denn mit dem Päule. Die drei ersten Male wurde auf diesem Heimgang kein Wort geredet. Das nächste Mal nahm die Kircher ihn ins Gebet und fragte, warum er nur so wortkarg sei, ob er sie denn fürchte.

„Nein,“ stammelte er erschrocken, „das nicht — vielmehr — gewiß nicht — im Gegenteil.“

Sie lachte leise und fragte: „Und wie geht's denn mit dem Singen? Haben Sie Freude dran?“

„Freilich ja — sehr — jawohl.“

Sie schüttelte den Kopf und sagte leiser: „Kann man denn mit Ihnen wirklich nicht reden, Herr Ohngelt? Sie drücken sich auch um jede Antwort herum.“

Er sah sie hilflos an und stotterte.

„Ich meine es doch gut," fuhr sie fort. „Glauben Sie das nicht?"

Er nickte heftig.

„Also denn! Können Sie denn gar nichts reden als wieso und immerhin und mit Verlaub und dergleichen Zeug?"

„Ja, schon, ich kann schon, obwohl — allerdings."

„Ja obwohl und allerdings. Sagen Sie, am Abend mit Ihrer Frau Mutter und mit der Tante reden Sie doch auch deutsch, oder nicht? Dann tun Sie's doch auch mit mir und mit andern Leuten. Man könnte dann doch ein vernünftiges Gespräch führen. Wollen Sie nicht?"

„Doch ja, ich will schon — gewiß —"

„Also gut, das ist gescheit von Ihnen. Jetzt kann ich doch mit Ihnen reden. Ich hätte nämlich einiges zu sagen."

Und nun sprach sie mit ihm, wie er es nicht gewöhnt war. Sie fragte, was er denn im Kirchengesangverein suche, wenn er doch nicht singen könne und wo fast nur Jüngere als er seien. Und ob er nicht merke, daß man sich dort manchmal über ihn lustig mache und mehr von der Art. Aber je mehr der Inhalt ihrer Rede ihn traurig machte, ja demütigte und entrüstete, desto eindringlicher empfand er die gütige und wohlmeinende Art ihres Zuredens. Etwas weinerlich schwankte er zwischen kühler Ablehnung und gerührter Dankbarkeit. Da waren sie schon vor dem Kircherschen Hause. Paula gab ihm die Hand und sagte ernsthaft:

„Gute Nacht, Herr Ohngelt, und nichts für ungut. Nächstes Mal reden wir weiter, gelt?"

Verwirrt ging er heim, und so weh ihm war, wenn er an ihre Enthüllungen dachte, so neu und tröstlich war es ihm, daß jemand so freundschaftlich und ernst und wohlgesinnt mit ihm gesprochen hatte.

Auf dem Heimweg von der nächsten Probe gelang es ihm schon, in ziemlich deutscher Sprache zu reden, etwa wie daheim mit der

Mutter, und mit dem Gelingen stieg sein Mut und sein Vertrauen. Am folgenden Abend war er schon soweit, daß er ein Bekenntnis abzulegen versuchte, er war sogar halb entschlossen, die Dierlamm mit Namen zu nennen, denn er versprach sich Unmögliches von Päules Mitwisserschaft und Hilfe. Aber sie ließ ihn nicht dazu kommen. Sie schnitt seine Geständnisse plötzlich ab und sagte: „Sie wollen heiraten, nicht wahr? Das ist auch das Gescheiteste, was Sie tun können. Das Alter haben Sie ja."

„Das Alter, ja das schon," sagte er traurig. Aber sie lachte nur und er ging ungetröstet heim. Das nächste Mal kam er wieder auf diese Angelegenheit zu sprechen. Das Päule entgegnete bloß, er müsse ja wissen, wen er haben wolle; gewiß sei nur, daß die Rolle, die er im Gesangverein spiele, ihm nicht förderlich sein könne, denn junge Mädchen nehmen schließlich bei einem Liebhaber alles in den Kauf, nur nicht die Lächerlichkeit.

Die Bedenken und Seelenqualen, in welche ihn diese deutlichen Worte versetzt hatten, wichen endlich der Aufregung und den Vorbereitungen zum Karfreitag, an welchem Ohngelt zum erstenmal im Chor auf der Orgeltribüne sich zeigen sollte. Er kleidete sich an diesem Morgen mit besonderer Sorgfalt an und kam mit gewichstem Zylinder frühzeitig in die Kirche. Nachdem ihm sein Platz angewiesen worden war, wandte er sich nochmals an jenen Kollegen, der ihm bei der Aufstellung behilflich zu sein versprochen hatte. Wirklich schien dieser die Sache nicht vergessen zu haben, er winkte dem Orgeltreter und dieser brachte schmunzelnd ein kleines Kistlein, das wurde an Ohngelts Stehplatz hingesetzt und der kleine Mann darauf gestellt, so daß er nun im Sehen und Gesehenwerden dieselben Vorteile genoß wie die längsten Tenöre. Nur war das Stehen auf diese Art mühevoll und gefährlich, er mußte sich genau im Gleichgewicht halten und vergoß manchen Tropfen Schweiß bei dem Gedanken, er könnte umfallen und mit gebrochenen Beinen unter die an der Brüstung postierten Mädchen hinabstürzen, denn der Orgelvorbau neigte sich in schmalen, stark abfallenden Terrassen

niederwärts gegen das Kirchenschiff. Dafür hatte er aber das Vergnügen, der schönen Margret Dierlamm aus beklemmender Nähe in den Nacken schauen zu können, was ihn ebenfalls nicht wenig mitnahm. Da der Gesang und der ganze Gottesdienst vorüber war, fühlte er sich erschöpft und atmete tief auf, als die Türen geöffnet und die Glocken gezogen wurden.

Tags darauf warf ihm das Kircherspäule vor, sein künstlich erhobener Standpunkt sehe recht hochmütig aus und mache ihn lächerlich. Er versprach, sich späterhin seines kurzen Leibes nicht mehr zu schämen, doch wollte er morgen am Osterfeste noch ein letztes Mal das Kistlein benutzen, schon um den Herrn, der es ihm angeboten, nicht zu beleidigen. Sie wagte nicht zu sagen, ob er denn nicht sehe, daß jener die Kiste nur hergebracht habe, um sich einen Spaß mit ihm zu machen. Kopfschüttelnd ließ sie ihn gewähren und war über seine Dummheit so ärgerlich wie über seine liebe Arglosigkeit gerührt.

Am Ostersonntage ging es im Kirchenchor noch um einen Grad feierlicher zu als neulich. Es wurde eine schwierige Musik aufgeführt, und Ohngelt balancierte tapfer und erfolgreich auf seinem Gerüste. Gegen den Schluß des Chorals hin nahm er jedoch mit Entsetzen wahr, daß sein Standörtlein unter seinen Sohlen zu wanken und unfest zu werden begann. Er konnte nichts tun, als stillhalten und womöglich den Sturz über die Terrasse vermeiden. Dieses gelang ihm auch und statt eines Skandals und Unglücks ereignete sich nichts, als daß der Tenor Ohngelt unter leisem Krachen sich langsam verkürzte und mit angsterfülltem Gesichte abwärts sinkend aus der Sichtbarkeit verschwand. Der Dirigent, das Kirchenschiff, die Emporen und der schöne Nacken der blonden Margret gingen nacheinander seinem Blick verloren, doch kam er heil zu Boden und in der Kirche hatte außer den grinsenden Sangesbrüdern nur ein Teil der nahesitzenden männlichen Schuljugend den Vorgang wahrgenommen. Über die Stätte seiner Erniedrigung hinweg jubilierte und frohlockte der kunstreiche Osterchoral, während der

Versunkene reuig an die guten Ermahnungen der Jungfer Kircher dachte.

Als unterm Kehraus des Organisten das Volk die Kirche verließ, blieb der Verein auf seiner Tribüne noch auf ein paar Worte beinander, denn morgen am Ostermontag sollte wie jedes Jahr ein festlicher Vereinsausflug unternommen werden. Auf diesen Ausflug hatte Andreas Ohngelt von Anfang an große Erwartungen gestellt. Er fand jetzt sogar den Mut, Fräulein Dierlamm zu fragen, ob sie auch mitzugehen gedenke, und die Frage kam ohne viel Anstoß über seine Lippen.

„Ja, gewiß gehe ich mit," sagte das schöne Mädchen mit Ruhe, und dann fügte sie hinzu: „Übrigens, haben Sie sich vorhin nicht weh getan?" Dabei stieß sie das verhaltene Lachen so, daß sie auf keine Antwort mehr wartete und davonlief. In demselben Augenblick schaute das Päule herüber, mit einem merkwürdig mitleidigen und ernsthaften Blick, der Ohngelts trostlose Verwirrung noch steigerte. Sein flüchtig aufgeloderter Mut war nicht minder eilig wieder umgeschlagen, und wenn er von dem Ausflug nicht schon mit seiner Mama geredet und diese nicht schon zum Mitgehen aufgefordert gehabt hätte, so wäre er jetzt am liebsten vom Ausflug, vom Verein und von allen seinen Hoffnungen still zurückgetreten.

Der Ostermontag war so blau und sonnig wie gemalt und um zwei Uhr kamen fast alle Mitglieder des Gesangvereins mit mancherlei Gästen und Verwandten oberhalb der Stadt in der Lärchenallee zusammen. Ohngelt brachte seine Mutter mit. Er hatte ihr am vergangenen Abend gestanden, daß er in Margret verliebt sei und zwar wenig Hoffnungen hege, dem mütterlichen Beistande aber und dem Ausflugsnachmittage doch noch einiges zutraue. So sehr sie ihrem Kleinen das Beste gönnte, so schien ihr doch Margret zu jung und zu hübsch für ihn zu sein. Man konnte es ja versuchen; die Hauptsache war, daß Andreas bald eine Frau bekam, schon des Ladens wegen.

Man rückte ohne Gesang aus, denn der Waldweg ging ziemlich

steil und beschwerlich bergauf. Frau Ohngelt fand trotzdem Sammlung und Atem genug, um erstlich ihrem Sohn die letzten Verhaltungsmaßregeln für die kommenden Stunden einzuschärfen und hernach ein aufgeräumtes Gespräch mit Frau Dierlamm anzufangen. Margrets Mutter bekam, während sie Mühe hatte im Bergansteigen Luft für die notwendigsten Antworten zu erübrigen, eine Reihe angenehmer und interessanter Dinge zu hören. Frau Ohngelt begann mit dem prächtigen Wetter, ging von da zu einer Würdigung der Kirchenmusik, einem Lob für Frau Dierlamms rüstiges Aussehen und einem Entzücken über das Frühlingskleid der Margret und ihre Schönheit über, sie verweilte bei Angelegenheiten der Toilette und gab schließlich eine Darstellung von dem erstaunlichen Aufschwung, den der Weißwarenladen ihrer Schwägerin in den letzten Jahren genommen habe. Frau Dierlamm konnte auf dieses hin nicht anders, als auch des jungen Ohngelt lobend zu erwähnen, der so viel Geschmack und kaufmännische Fähigkeiten zeige, was ihr Mann schon vor manchen Jahren während Andreas' Lehrzeit bemerkt und anerkannt habe. Auf diese Schmeichelei antwortete die entzückte Mutter mit einem halben Seufzer. Freilich, der Andreas sei tüchtig und werde es noch weit bringen, auch sei der prächtige Laden schon so gut wie sein Eigentum, ein Jammer aber sei es mit seiner Schüchternheit gegen das Frauenzimmer. Seinerseits fehle es weder an Lust noch an den wünschenswerten Tugenden für das Heiraten, wohl aber an Zutrauen und Unternehmungsmut, und wenn schon dies ja in einem gewissen Sinne für ihn spreche, so komme er doch auf diese Weise in der erwähnten Hauptsache niemals vorwärts.

Frau Dierlamm, da die Gesellschaft mittlerweile die Hügelhöhe und einen nahezu ebenen Pfad erreicht hatte, begann mit wiedergewonnenem Atem nun die besorgte Mutter zu trösten, und wenn sie dabei auch weit davon entfernt war, an ihre Tochter zu denken, versicherte sie doch, daß eine Verbindung mit Andreas für jede ledige Tochter der Stadt nur willkommen sein könnte. Diese Worte sog

die Ohngelt wie Honig ein und über ihr vom Gehen warm gewordenes Gesicht leuchtete eine so reine Genugtuung, daß es fast wie Schadenfreude anzusehen war.

Unterdessen war Margret mit anderen jungen Leuten der Gesellschaft weit vorangeeilt und diesem kleinen Kreise der Jüngsten und Lustigsten schloß sich auch Ohngelt an, obwohl er alle Not hatte, mit seinen kurzen Beinen nachzukommen.

Wieder waren alle ausnehmend freundlich gegen ihn, denn für diese Spaßvögel war der ängstliche Kleine mit seinen verliebten Augen ein gefundenes Fressen. Auch die hübsche Margret tat mit und zog den Anbeter je und je mit scheinbarem Ernste ins Gespräch, so daß er vor glücklicher Erregung und verschluckten Satzteilen ganz heiß wurde.

Allein das Vergnügen dauerte nicht lange. Allmählich merkte der arme Teufel doch, daß er hinterrücks beständig ausgelacht wurde, und wenn er sich auch darein zu schicken wußte, so ward er doch niedergeschlagen und ließ alle Hoffnung wieder sinken. Äußerlich ließ er sich jedoch möglichst wenig anmerken. Die Ausgelassenheit der jungen Leute stieg mit jeder Viertelstunde und er lachte angestrengt desto lauter mit, je deutlicher er alle Witze und Andeutungen als auf ihn selber gemünzt erkannte. Schließlich endete der Keckste von den Jungen, ein baumlanger Apothekergehilfe, die Neckereien durch einen recht groben Scherz.

Man kam gerade an einer schönen alten Eiche vorüber und der Apotheker bot sich an zu versuchen, ob er den untersten Ast des hohen Baumes mit den Händen erreichen könne. Er stellte sich auf und sprang mehrmals in die Höhe, aber es reichte nicht ganz, und die im Halbkreise umherstehenden Zuschauer begannen ihn auszulachen. Da kam er auf den Einfall, sich durch einen Witz wieder in Ehren und einen andern an die Stelle des Ausgelachten zu bringen. Plötzlich griff er den kleinen Ohngelt um den Leib, hob ihn in die Höhe und forderte ihn auf, den Ast zu fassen und sich daran zu halten. Der Überraschte war empört und wäre gewiß nicht darauf eingegangen, hätte er nicht in seiner schwebenden Lage

Furcht vor einem Sturze gehabt. So packte er denn zu und klammerte sich an; sobald sein Träger dies aber bemerkte, ließ er ihn los und Ohngelt hing nun unter dem Gelächter der Jugend hilflos hoch am Aste, mit den Beinen zappelnd und zornige Schreie ausstoßend.

„Herunter!" schrie er heftig. „Nehmen Sie mich sofort wieder herunter, Sie!" Seine Stimme überschlug sich, er fühlte sich vollkommen vernichtet und ewiger Schande preisgegeben. Der Apotheker aber meinte, nun müsse er sich loskaufen, und alle jubelten Beifall.

„Sie müssen sich loskaufen," rief auch Margret Dierlamm. Da konnte er doch nicht widerstehen. „Ja, ja," rief er, „aber schnell!"

Sein Peiniger hielt nun eine kleine Rede des Inhalts, daß Herr Ohngelt schon seit drei Wochen Mitglied des Kirchengesangvereins wäre, ohne daß jemand ihn habe singen hören. Nun könne er nicht eher aus seiner hohen und gefährlichen Lage befreit werden, als bis er der Versammlung ein Lied vorgesungen habe.

Kaum hatte er gesprochen, so begann Andreas auch schon zu singen, denn er fühlte sich von seinen Kräften verlassen. Halb schluchzend fing er an: „Gedenkst du noch der Stunde" — und war noch nicht mit der ersten Strophe fertig, so mußte er loslassen und stürzte mit einem Schrei herab. Alle waren nun doch erschrocken und wenn er ein Bein gebrochen hätte, wäre er gewiß eines reumütigen Mitleids sicher gewesen. Aber er stand zwar blaß, doch unversehrt wieder auf, griff nach seinem Hute, der neben ihm im Moose lag, setzte ihn sorgfältig wieder auf und ging schweigend davon — denselben Weg zurück, den sie gekommen waren. Hinter der nächsten Wegbiegung setzte er sich am Straßenrande nieder und suchte sich zu erholen.

Hier fand ihn der Apotheker, der ihm mit schlechtem Gewissen nachgeschlichen war. Er bat um Verzeihung, ohne eine Antwort zu erhalten. „Es tut mir wirklich furchtbar leid," sagte er nochmals bittend, „ich hatte gewiß nichts Böses im Sinn. Bitte verzeihen Sie mir und kommen Sie wieder mit!" — „Es ist schon gut", sagte Ohngelt und winkte ab, und der andere ging unbefriedigt davon.

Wenig später kam der zweite Teil der Gesellschaft mit den älteren Leuten und den beiden Müttern dabei langsam angerückt. Ohngelt ging zu seiner Mutter hin und sagte: „Ich will heim."

„Heim? Ja warum denn? Ist was passiert?"

„Nein. Aber es hat doch keinen Wert, ich weiß es jetzt gewiß."

„So? Hast du einen Korb gekriegt?".

„Nein. Aber ich weiß doch —"

Sie unterbrach ihn und zog ihn mit. „Jetzt keine Faxen! Du kommst mit und es wird schon recht werden. Beim Kaffee setz' ich dich neben die Margret, paß auf." Er schüttelte bekümmert den Kopf, gehorchte aber und ging mit. Das Kircherspäule versuchte eine Unterhaltung mit ihm anzufangen und mußte es wieder aufgeben, denn er blickte schweigend geradeaus und hatte ein gereiztes und verbittertes Gesicht, wie es niemand an ihm je gesehen hatte.

Nach einer halben Stunde erreichte die Gesellschaft das Ziel des Ausflugs, ein kleines Walddorf, dessen Wirtshaus durch seinen guten Kaffee bekannt war und in dessen Nähe die Ruinen einer kleinen Raubritterburg lagen. Im Wirtsgarten war die schon länger angekommene Jugend lebhaften Spielen hingegeben, Gelächter und laute Rufe klangen hell durch die sonnige Frühlingsluft. Jetzt wurden Tische aus dem Hause gebracht und zusammengerückt, die jungen Leute trugen Stühle und Bänke herbei; frisches Tischzeug wurde aufgelegt und die Tafeln mit Tassen, Kannen, Tellern und Backwerk bestellt. Frau Ohngelt gelang es richtig, ihren Sohn an Margrets Seite zu bringen. Er aber nahm seines Vorteils nicht wahr, sondern dämmerte im Gefühl seines Unglücks trostlos vor sich hin, rührte gedankenlos mit dem Löffel im erkaltenden Kaffee und schwieg hartnäckig trotz allen Blicken, die seine Mutter ihm sandte. Gleichgültig hörte er zu, wie Margret mit ihrem andern Tischnachbarn ein lebhaftes Gespräch begann und weiterführte, und er nickte nur still vor sich hin, als weiter unten an der Tafel im Gewirre der Unterhaltungen auch Anspielungen auf sein Abenteuer laut wurden. Er hörte mehrmals unter Kichern das Wort Zachäus

aussprechen und wußte, wem es galt, und dennoch war er nicht mehr zornig, sondern gab sich dem Gefühl eines widerstandslosen Untersinkens in Schmach und Unglück mit einer Art von Wollust hin.

Nach der zweiten Tasse beschlossen die Anführer der Jungen, einen Gang nach der Burgruine zu tun und dort Spiele zu machen. Lärmend erhob sich die Jungmannschaft samt den Mädchen. Auch Margret Dierlamm stand auf und im Aufstehen übergab sie dem mutlos verharrenden Ohngelt ihr hübsches perlengesticktes Handtäschlein mit den Worten: „Bitte bewahren Sie mir das gut, Herr Ohngelt, wir gehen zum Spielen.“ Er nickte und nahm das Ding zu sich. Die grausame Selbstverständlichkeit, mit der sie annahm, er werde bei den Alten bleiben und sich nicht an den Spielen beteiligen, wunderte ihn nicht mehr. Ihn wunderte nur noch, daß er das alles nicht von Anfang an bemerkt hatte, die merkwürdige Freundlichkeit bei den Proben, die Geschichte mit dem Kistlein und alles andere.

Als die fröhlichen jungen Leute gegangen waren und die Zurückgebliebenen weiter Kaffee tranken und Gespräche spannen, verschwand Ohngelt unvermerkt von seinem Platz und ging hinterm Garten übers Feld dem Walde zu. Die hübsche Tasche, die er in der Hand trug, glitzerte freudig im Sonnenlicht; er aber wußte nicht, sollte er das nette Spielzeug mit Küssen bedecken oder weit in die Büsche schleudern. Vor einem frischen Baumstrunk machte er Halt. Er zog sein Taschentuch heraus, breitete es über das noch lichte, feuchte Holz und setzte sich darauf. Dann stützte er den Kopf in die Hände und brütete über traurigen Gedanken, und als sein Blick wieder auf die bunte Tasche fiel und als zugleich mit einem Windzug die Schreie und Freudenrufe der in der Burg Ballspielenden herüberklangen, neigte er den schweren Kopf tiefer und begann lautlos und kindlich zu weinen.

Wohl eine Stunde lang blieb er so sitzen. Seine Augen waren wieder trocken und seine Erregung verflogen, aber das Traurige seines Zustandes und die Hoffnungslosigkeit seiner sehnlichsten Bestrebungen waren ihm jetzt noch klarer als zuvor. Da hörte er einen

leichten Schritt sich nähern, ein Kleid rauschen, und ehe er von seinem Sitze aufspringen konnte, stand die Paula Kircher neben ihm.

„Ganz allein?“ fragte sie scherzend. Und da er nicht antwortete und sie ihn genauer anschaute, wurde sie plötzlich ernst und fragte mit frauenhafter Güte: „Wo fehlt es denn? Ist Ihnen ein Unglück geschehen?“

„Nein,“ sagte Ohngelt leise und ohne nach Phrasen zu suchen. „Nein. Ich habe nur eingesehen, daß ich nicht unter die Leute passe. Und daß ich ihr Hanswurst gewesen bin.“

„Nun, so schlimm wird es nicht sein —“

„Doch, gerade so. Ihr Hanswurst bin ich gewesen, und besonders noch den Mädchen ihrer. Weil ich gutmütig gewesen bin und es redlich gemeint habe. Sie haben recht gehabt, ich hätte nicht in den Verein gehen sollen.“

„Sie können ja wieder austreten und dann ist alles gut.“

„Austreten kann ich schon, und ich tu es lieber heut als morgen. Aber damit ist noch lange nicht alles gut.“

„Warum denn nicht?“

„Weil ich zum Spott für sie geworden bin. Und weil jetzt vollends keine mehr —“ Das Schluchzen übernahm ihn beinahe.

Sie fragte freundlich: „— und weil jetzt keine mehr —?“

Mit zitternder Stimme fuhr er fort: „Weil jetzt vollends kein Mädchen mehr mich achtet und mich ernst nehmen will.“

„Herr Ohngelt,“ sagte das Päule langsam, „sind Sie jetzt nicht ungerecht? Oder meinen Sie, ich achte Sie nicht und nehme Sie nicht ernst?“

„Ja, das wohl, das war nicht recht von mir. Aber das war auch eigentlich nicht das, was ich gemeint habe. Ich glaube schon, daß Sie mich noch achten. Aber das ist es nicht.“

„Ja, was ist es denn?“

„Ach Gott, ich sollte gar nicht davon reden. Aber ich werde ganz irr, wenn ich denke, daß jeder andere es besser hat als ich, und ich bin doch auch ein Mensch, nicht? Aber mich — mich will — mich

will keine heiraten!“ — Es entstand eine längere Pause. Dann fing das Päule wieder an: „Ja, haben Sie denn schon die eine oder andre gefragt, ob sie will oder nicht?“

„Gefragt! Nein, das nicht. Zu was auch? Ich weiß ja vorher, daß keine will.“

„Dann verlangen Sie also, daß die Mädchen zu Ihnen kommen und sagen: Ach, Herr Ohngelt, verzeihen Sie, aber ich möchte so schrecklich gern haben, daß Sie mich heiraten! Ja, auf das werden Sie freilich noch lang warten können.“

„Das weiß ich wohl,“ seufzte Andreas. „Sie wissen schon, wie ich's meine, Fräulein Päule. Wenn ich wüßte, daß eine es gut mit mir meint und mich ein wenig gut leiden könnte, dann —“

„Dann würden Sie vielleicht so gnädig sein und ihr zublinzeln oder mit dem Zeigfinger winken! Lieber Gott, Sie sind — Sie sind —“

Damit lief sie davon, aber nicht etwa mit einem Gelächter, sondern mit Tränen in den Augen. Ohngelt konnte das nicht sehen, doch hatte er etwas Sonderbares in ihrer Stimme und in ihrem Davonlaufen bemerkt, darum rannte er ihr nach und als er bei ihr war und beide keine Worte fanden, hielten sie sich plötzlich umarmt und gaben sich einen Kuß. Da war der kleine Ohngelt verlobt.

Als er mit seiner Braut verschämt und doch tapfer Arm in Arm in den Wirtsgarten zurückkehrte, war alles schon zum Aufbruch bereit und hatte nur noch auf die zwei gewartet. In dem allgemeinen Tumult, Erstaunen, Kopfschütteln und Glückwünschen trat die schöne Margret vor Ohngelt und fragte: „Ja, wo haben Sie denn meine Handtasche gelassen?“

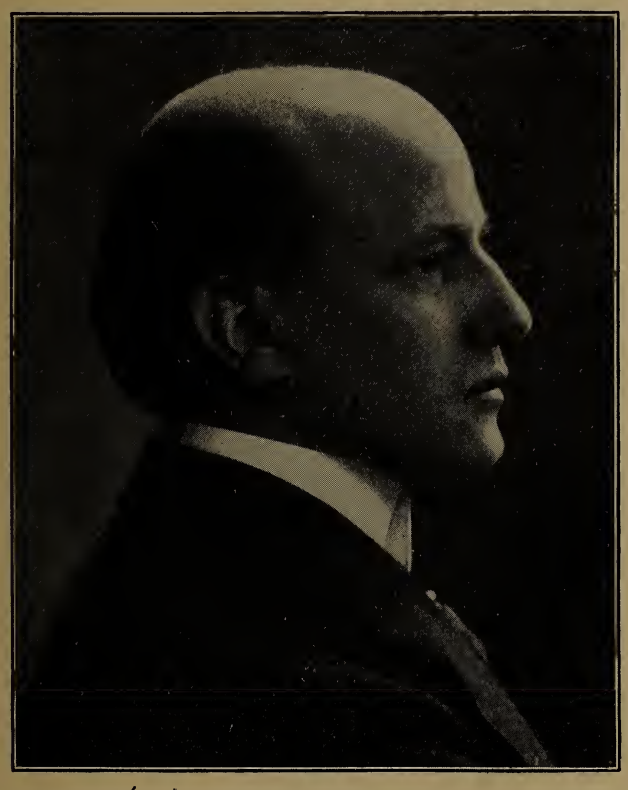
Bestürzt gab der Bräutigam Auskunft und eilte in den Wald zurück, und das Päule lief mit. An der Stelle, wo er so lang gesessen und geweint hatte, lag im braunen Laube der schimmernde Beutel, und die Braut sagte: „Es ist gut, daß wir noch einmal herüber sind. Da liegt ja auch noch dein Sacktuch.“

Die Kraft der Schwachheit.

Von Heinrich Lilienfein.

Das weiträumige Zimmer lag in verträumtem Halbdunkel. Die hohen, kirschbraunen Regale, die mit ihren großen und kleinen, hell- und dunkelrückigen Bänden die Längswände verbauten, ließen ihre geschnitzten Konturen mehr und mehr in der Dämmerung und dem Dunst der Zigarren verschwimmen. Nur ein einziger verwegener Sonnenstrahl glitt über den Schreibtisch mit seinem getürmten Wirrwarr von Manuskripten und Broschüren hinauf nach einer hohen Bücherreihe, ließ das matte Rot der Bände und den goldnen Druck auf ihrem Rücken über Gebühr aufleuchten und verlor sich mit zartem, rosigem Schimmer droben auf der marmornen Büste Darwins, die diese Huldigung oder Schelmerei mit ihrer klaren, festen Milde gelassen hinnahm. Die beiden alten Herren, in der Ecke gegenüber, saßen schon eine gute Viertelstunde in ziemlich unveränderter Stellung beieinander. Der eine dozierte mit einer kleinen und feinen Stimme ohne Unterlaß über das Steigen und Fallen der Säfte in den Pflanzen; seine Hand wühlte mit nervösem Eifer in dem silberstruppigen Vollbart, und die lebhaften Augen schienen irgend einen eingebildeten Gegner in der Nähe des Ofens in Grund und Boden zu blitzen. Der andere saß still dabei, die Arme auf den Sessellehnen und die Hände fest ineinandergeschlossen. Die Linien seines Kopfes traten streng hervor; sie umrissen ein echtes Gelehrtengesicht: eine hochgeründete, kahle Stirn mit einer energischen Falte zwischen den Brauen, eine kräftig geschwungene Nase über schmalen, zusammengepreßten Lippen und einem starken Kinn, dem der wohlgepflegte weiße Spitzbart nichts von seiner Bestimmtheit nehmen konnte. Sein Blick schweifte durchs Fenster und ging mit einer Rastlosigkeit, die zu der vornehmen Ruhe seiner Haltung nicht paßte und auch sonst den großen

treffsicheren Augen nicht eigen sein mochte, hin und her zwischen den Ästen, die sich draußen im Garten noch immer winterkahl im



Märzwind wiegten und die vordringliche Düsterkeit des Abends ungut zu begrüßen schienen.

Die Standuhr im Flur schlug mit hellem Ruf die halbe Stunde.

Die feine und kleine Stimme, nachdem sie einen Augenblick sich atemschöpfend zurückgehalten hatte, setzte wieder eifrig ein. Die Sonne stahl sich ganz leise davon. Nur noch auf dem Schreibtische, auf dem Heft eines Papiermessers glomm und blinkte es schüchtern. Mit hartnäckiger Neugier wartete der zerstreute Zuhörer auf das Erlöschen des letzten spielenden Fünkchens. Es erlosch. Jetzt mußte auch seine Unschlüssigkeit ein Ende haben. Einen Moment schaute er noch zögernd auf den Freund, der ahnungslos den Ozean einer Fachkontroverse durchquerte. Dann reckte er sich, stand auf und klopfte dem Redner auf die Schulter.

„Verzeih mal, lieber Prollius, wenn ich dich unterbreche!"

Ein erschrockener, verständnisloser Blick begegnete ihm.

„Was — meinst — du?"

„Ich erwarte gegen sechs einen Besuch und habe bis jetzt noch nicht Gelegenheit genommen, dir zu sagen, warum ich dich zu mir bat."

„Ach so — ja — ja — ganz richtig —!"

„Ich habe in meiner Praxis — du weißt, ich übe sie außerhalb der Klinik nur im engsten Kreis — einen Fall," er stockte und fuhr sich wie beschwichtigend über die Stirn. „Einen Fall, den ich gern einmal noch einer anderen Einsicht als der meinigen vorlegen möchte."

„Einen medizinischen Fall — mir —?" Professor Prollius riß hilflos die Augen noch weiter auf.

„Einen — sagen wir — ethischen Fall," fuhr Geheimrat Alldorf fort. „Nimm an, in einem Hause ist die Anlage zu irgend einer gefährlichen Krankheit erblich. Noch mehr: ich kann mit einer Gewißheit von neunundneunzig zu hundert annehmen, die Tochter des Hauses ist bereits infiziert. Diese Tochter will sich verheiraten. Es besteht Gefahr für sie, für ihren zukünftigen Mann, für ein ganzes kommendes Geschlecht. — Auf der anderen Seite — —"

Alldorf hielt inne. Gegen seine Gewohnheit hatte er sich erregt. Die Worte wollten ihm nicht gehorchen. Prollius ließ ihm nicht Zeit, den Satz zu vollenden. Der alte Herr stürzte sich mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit auf das neue Problem.

„Andere Seite?“ hob er an, „andere Seite, lieber Aldorf? Du, der immer in Wort und Schrift für den heiligen Geist der Natur eingetreten ist! Du, der wie kaum einer den Satz hochgehalten hat: nicht das Heilen, das Vorbeugen ist das Wesen der ärztlichen Kunst! Du fragst mich ja nicht im Ernst, Aldorf! Andere Seite! Wer wollte es denn heute noch verantworten für solche — solche Krüppelehen einzutreten, die den Keim einer Krankheit fortzeugen von Geschlecht zu Geschlecht! Heute, wo wir doch alle einig sind in dem Prinzip, daß die Gattung und ihr Fortschritt in jedem solchen Fall rücksichtslos vom Einzelnen Opfer verlangen! Ist es denn in der übrigen Natur anders? Wenn ich auf mein Fachgebiet blicke — —“

Der Strom der professoralen Beredsamkeit, den der Geheimrat durch seine schwere Frage in ein festes Bett hatte zwingen wollen, war wieder entfesselt. Freund Prollius strebte wieder hinaus und hinab in die grenzenlose Weite und Tiefe der Wissenschaft. Aldorf stand neben ihm, den Kopf gesenkt, die Lippen scharf ineinandergekniffen, den Sesselrücken mit hartem Griff umfassend. Er hatte ja gewußt, was der Professor sagen würde! Genau das hatte er ja selbst mit etwas weniger emphatischen Worten dem jungen Manne geschrieben! Warum hatte er es überhaupt noch von einem anderen hören müssen? War ihm sein eignes ärztliches Gewissen nicht genug? Daß der Fall ihn näher anging, daß er ihn und sein Kind anging — tat das irgend etwas zur Sache? Und wenn sich dem ein gewisses Gefühl nicht fügen wollte, so war das Schwachheit! Und mit dieser Schwachheit mußte er allein fertig werden. Er mußte, und darum konnte er . . . .

Der Diener, auf den Fußspitzen gehend, brachte eine Karte herein. Der Geheimrat besah sie flüchtig. Dann gab er ein Zeichen, Licht zu machen. Rücksichtslose elektrische Helle durchdrang die späte Dämmerung und die behaglichen Rauchwolken. Die beiden alten Herren schüttelten sich die Hände.

Der Diener war dem Professor gefolgt und hatte ihm in den Mantel geholfen. Jetzt trat er geräuschlos wieder ein und erwartete

Bescheid. Er wagte nicht, den Geheimrat zu stören, der, die Karte noch immer in der Hand haltend, nachdenklich am Schreibtisch lehnte.

„Ist Fräulein Melanie zu Hause?" fragte er nach einer Weile hastig.

„Das gnädige Fräulein wollte in einer Stunde zurück sein. Fräulein Ramberg war hier, und das gnädige Fräulein wollte sie ein Stück begleiten."

„Ich lasse den Herrn bitten, einzutreten."

Aldorf wandte sich um. Er schien unter den Papieren auf dem Schreibtisch etwas zu suchen. Inzwischen hatte Franz den Besucher eingelassen und die Tür wieder hinter ihm geschlossen.

Der Geheimrat sah auf.

Er hatte mit Erich Hermeling, dem Sohn eines verstorbenen Jugendfreundes und Kollegen, immer auf sehr herzlichem Fuß gestanden. Heute fühlte er sich befremdet und gab seinem Willkomm unwillkürlich eine gewisse Förmlichkeit. Er vergaß es, ihm wie sonst die Hand zu drücken, und wies nur stumm, mit einer verbindlichen Handbewegung nach dem Sessel, den der alte Prollius eben verlassen hatte.

Der junge Doktor verbeugte sich und folgte der Aufforderung. Er war eine hochgeschossene, schlanke Erscheinung. Jugend und frühgewonnener Ernst verbanden sich sympathisch in seinen Zügen und Bewegungen. Er war Astronom. Wie man in den Augen von Seeleuten so oft die Weite des Meeres gespiegelt zu sehen meint, so schien in seinem Blick etwas von der Unendlichkeit der Sternenwelt zu träumen. Jetzt begegnete er ohne Scheu dem des Geheimrats: es war zwischen beiden wie stilles, achtungsvolles Waffenprüfen.

Gemessener, akademischer, als er selber wollte, begann Aldorf: „Sie haben mich um eine Unterredung gebeten, Erich. Sie können sich denken, daß es mir nicht ganz leicht wurde, Ihren Wunsch zu erfüllen. Die Lage der Dinge und meinen Standpunkt kennen Sie aus der Antwort auf Ihren Brief. Eine Aussprache wird nur schmerzlich sein, aber nichts ändern können."

„Herr Geheimrat," klang es nach einer Pause ruhig und tonvoll zurück, „weiß Fräulein Melanie schon von Ihrem abschlägigen Bescheid?"

Aldorf schüttelte den Kopf. „Noch nicht. Ich möchte mich auch zuerst vergewissern, wie viel Einsicht oder gar Hilfe ich von Ihnen erwarten kann," erwiderte er ausweichend. „Ich denke nicht daran, Ihnen oder ihr irgend welche Vorwürfe zu machen. Im Gegenteil: ich hätte die Augen besser offen halten sollen. Ich hätte Ihnen, Erich, ehe es so weit kam, eine Andeutung machen müssen. Jetzt ist es für Andeutungen zu spät. Jetzt muß ich auch Melanie —"

„Sie wollen Melanie die volle Wahrheit sagen?" unterbrach ihn Hermeling lebhafter, „Ihr mit wissenschaftlicher Kaltblütigkeit wie mir auseinandersetzen, daß sie verzichten muß? — Das können Sie nicht, Herr Geheimrat!"

„Ich muß es können. — Und wenn Sie es mit meiner Tochter gut meinen, unterstützen Sie mich. Wir werden ihr sagen, daß sie noch zu jung ist; daß ihre Zartheit fordert, noch einige Jahre zu warten; daß —"

„Niemals! Mit meinem Einverständnis wird sie etwas derartiges niemals erfahren! Und Sie, Herr Geheimrat, wenn Sie es auch könnten, Sie dürfen ihr nichts davon sagen!"

„Ich — darf nicht?" fragte Aldorf betreten und heftete einen abweisenden Blick auf den jungen Doktor.

Hermeling ließ sich nicht irre machen. Er hatte sich straffer in seinem Sessel aufgerichtet und fuhr energisch fort.

„Sie dürfen es nicht, weil Ihnen, genau so wie mir, das Recht auf Glück heilig sein muß, das Recht Ihres Kindes auf sein Glück."

Der Geheimrat machte einige erregte Schritte. Dann schüttelte er von neuem den Kopf: „Recht auf Glück?" wiederholte er mit erzwungener Kühle. „Das sind Worte, Doktor Hermeling! Worte, die nicht standhalten vor der Unerbittlichkeit der Tatsachen! Ich als Arzt habe festgestellt, daß eine Patientin, die unglücklicher-, aber in diesem Zusammenhang nebensächlicherweise meine Tochter ist,

kraft einer mütterlicherseits ererbten Anlage zur Lungentuberkulose infiziert ist. Wann, wo, wie das trotz aller Vorsicht möglich war, tut nichts zur Sache. Eine eheliche Verbindung wäre gefahrdrohend für die Kranke, für ihren künftigen Mann und, was nicht zuletzt ins Gewicht fällt, für eine kommende Generation! Also verbietet sie mein ärztliches Gewissen!"

Doktor Hermeling erhob sich.

„Vom Mann bäte ich abzusehen. Er steht für sich selbst," erwiderte er mit der Hast einer zurückgehaltenen inneren Bewegung.

Aldorf stand ihm gegenüber. An Widerspruch nicht gewöhnt, legte er jetzt unwillkürlich eine stolze Schärfe in seinen Ton.

„Um so weniger dürfte dieser Mann absehen von der schweren Verantwortung gegenüber einer künftigen Generation!"

„Und warum nicht, Herr Geheimrat? Reden wir nicht von mir! Reden wir nur von Melanie! Sie sind der Ansicht, daß ihre Liebe, ihr Glück unbedingt zurückstehen muß aus humanitären, aus hygienischen, aus sozialethischen Gründen, kurz: aus Raisonnement —"

„Und Sie wollten sagen —?"

„Ich will sagen, daß hier Recht gegen Recht gilt! Daß —"

„Sie sind selbst Naturwissenschaftler, Erich! Sie achten die gleichen Gesetze der Entwicklung, die ich —"

„Nein, Herr Geheimrat! Ich sehe jetzt keine Gesetze, keine Entwicklung, als nur das eine Gesetz der Selbstreife, die eine Entwicklung zur Individualität, für die die Vereinigung mit dem geliebten Menschen eine Bedingung ist, eine Notwendigkeit, ein Recht, das zu hemmen und zu unterdrücken niemand befugt ist! Wer sagt uns, daß ein paar Jahre oder, wenn es sein soll, auch nur ein paar Monate jener Seligkeit, die zwei Menschen einer im anderen empfinden, nicht mehr Entwicklung enthalten, höhere, seelische Entwicklung, als das bloß natürliche Werden und Vergehen kommender Generationen? Wenn die Natur in ihrer Unerbittlichkeit ein Menschenleben körperlich verkümmern und vernichten will — sollen wir dann die Unerbittlichkeit vollkommen machen? Sollen wir es auch vollends

seelisch verkümmern und vernichten helfen? Bloß weil unser bißchen wissenschaftliche Vernunft vielleicht recht behalten wird? Bloß deshalb? . . ."

Stürmisch, leidenschaftlich, elementar waren die Worte und Sätze aus Hermelings Innerem hervorgebrochen und hatten ihn ganz vergessen lassen, wo er war und wem er gegenüberstand. Jetzt erst fiel es ihm ein, daß er in Gebärde und Ausdruck das Maß verloren haben mochte, das er dem Geheimrat schuldig war. Wie entschuldigend trat er einen Schritt zurück und fuhr sich über die Stirn, als könnte er sich selber damit beschwichtigen.

Aldorf war hinter den Schreibtisch getreten. Die laute, beinahe herrische Leidenschaftlichkeit des Jüngeren hatte ihn gekränkt, abgestoßen. Er wollte eine Distanz zwischen sich und ihn setzen, die seiner Würde entsprach. Dann hatte er in das bewegte, von der Erregung verschönte Gesicht gesehen, und es war allmählich etwas anderes in ihm wach geworden, etwas wie heimliche Befriedigung, wie leise Anerkennung oder selbstloser Stolz, weil diese Überschwenglichkeit dem Kinde galt, das er liebte. War nicht schließlich das, was er hier so rücksichtslos und jugendlich lebhaft zu hören bekam, dasselbe, was er, wenn er erst darauf horchen wollte, in sich selber vernahm? was er Schwachheit nannte und was ihn seine Vernünftigkeit verdoppeln ließ? Nur daß es bei Hermeling in moderne Formen gekleidet war, zugespitzt, zu jenem Individualismus gesteigert, der in diesen Jüngeren sich auflehnte gegen die kühle Verwissenschaftlichung des Lebens, die ihm und seiner Generation für das Richtige galt. Aber doch ein Ton, der auch zu seinem Gewissen sprach. Erst zaghaft; dann lauter; dann mit einer Bestimmtheit, die ihm neu war, ihn wie ein körperliches Unbehagen berührte. — Er hatte sich still in seinen Schreibtischstuhl gesetzt und gewartet, bis das leidenschaftliche Unwetter des Doktors sich vertobte.

Dann herrschte lautlose Stille im Zimmer. Nur draußen an den Vorfenstern schaffte leise und klirrend der Märzwind, und vom Flur klang bisweilen das schleppende Ticken der Standuhr.

„Ich fürchte," begann Aldorf nach einer Weile weicher, und mit erzwungener, Wort um Wort suchender Ruhe, „wir werden uns durch noch so langes, noch so überzeugtes Hin- und Widerreden nicht einigen. Ich habe mich getäuscht, wenn ich in Ihnen einen Helfer und nicht einen ausgesprochenen Gegner erwartet habe. — — Ich verhehle Ihnen nicht, Erich, wie leid es mir tut, gerade zu Ihnen Nein sagen zu müssen —"

„Denken Sie nicht an mich!" warf Hermeling gedämpft und bitter dazwischen. Er stand mit halbgeschlossenen Augen im Zimmer. Krampfhaft schlossen und öffneten sich seine Hände, während die Arme erschlafft niederhingen. Das Zittern der Nasenflügel, ab und zu ein Zucken der Mundwinkel unter dem schmalen schwarzen Schnurrbart verriet, was in ihm vorging. „Denken Sie nur an Melanie!" setzte er lauter hinzu.

„Weiß Gott, das tue ich. — Aber —"

„Und wenn ich es nicht kann? Wenn ich es nicht aushalten, nicht zugeben kann, daß sie von dieser Enthüllung zu Boden geschlagen wird –"

Der Geheimrat legte einen Finger vor den Mund und machte mit der anderen Hand eine wehrende Gebärde. Er glaubte im Flur das Geräusch einer Türe und flüchtiger Schritte gehört zu haben. Hermeling achtete nicht auf ihn.

„Und ich soll untätig dabeistehen? Ich soll es geschehen lassen — nein, Herr Geheimrat, Sie dürfen ihr nicht das Recht nehmen, selbst über ihr Los zu entscheiden! Sie dürfen —"

Mit einem jähen Ruck war Aldorf aufgestanden und hatte ihm so entschieden zugewinkt, daß es ihm nicht mehr entgehen konnte. Er stutzte und sah hinter sich. Die Tür hatte sich spaltweit geöffnet. Ein dunkelumflochtener Mädchenkopf schob sich ins Zimmer, und zwei tiefblaue Augen, mit ihrem überlebendigen Glanz das ganze, anmutig-schmächtige Gesichtchen beherrschend, blickten schalkhaft an Hermeling vorbei, nach dem Geheimrat.

„Darf ich?" die Frage verstummte vor dem ernsten, beinahe unwilligen Aussehen Aldorfs.

„Entschuldige, Papa. Ich kam eben zurück. Der Diener getraute sich nicht, schon wieder zu stören, wie er sagt. Und sie haben doch von der Klinik nach dir telephoniert. Und du mußt vorher einen Bissen essen, eh' du wieder fort darfst!"

„Nicht wahr, Sie verzeihen, Erich!" Ein strahlender, voller Blick traf den Doktor. Sie war eingetreten und schaute nun mit verwunderter Beklommenheit von einem zum andern.

Der Geheimrat stand unbeweglich. Die Strenge war aus seinen Mienen gewichen und hatte einer hilflosen Befangenheit Platz gemacht, die der Kontrast mit den starkgeprägten Zügen noch verdoppelte. Seine Augen irrten von ihr hinüber zu Hermeling, der düster vor sich hinsah.

In Melanies Gesicht flammte eine jähe Röte auf. Sie hatte sich nichts gedacht bei Erichs Anwesenheit: er kam ja manchmal, und Papa liebte es, mit ihm über wissenschaftliche Dinge ein wenig zu streiten. Heute mußte es etwas anderes, Wichtigeres sein. Sollte Erich —? Sie waren ja freilich miteinander einig. Aber daß er so schnell handeln würde! So — ohne Vorsicht! Wo Papa so empfindlich sein konnte! — Instinktiv fühlte sie eine Gefahr, eine fremde, übermächtige. Tränen wollten in ihr aufsteigen. Wie töricht das war! — Sie machte ein paar tapfere Schritte auf ihren Vater zu. Sie wollte sich an seinen Hals werfen und ihn um Verzeihung bitten, daß sie nicht früher über all das mit ihm geredet hatte. Sie stockte. Erich hatte ihr ein Zeichen gemacht, abwehrend, bittend . . .

Der Geheimrat hatte den beiden den Rücken gekehrt. Die eine Hand ruhte schwer auf der Schreibtischplatte. Mit der anderen bedeckte er die Augen.

Ein leises, kaum merkbares Zittern ging über ihn hin. So hatte es nicht kommen dürfen. Der Ton, derselbe Ton, den Erichs ungestüme Beredsamkeit in ihm hatte anklingen lassen: jetzt war er wieder da! Warm und laut und gebietend. Er sollte sich gebieten lassen? Von einer Schwachheit, die seine Vernunft niederdrückte!

Von einer Kraft — und welche Kraft war in dieser Schwachheit — die er nicht kannte! nicht anerkannte! nicht gelten lassen durfte . . .

Er wandte sich um. Mit einem verschleierten Blick umfaßte er die beiden jungen Menschenkinder, die jetzt beieinanderstanden und sich eben in einem bangen, tiefen Blick trafen.

„Sag — mal — Melanie", klang es unsicher, „ich — wir —" er stammelte. Dann nahm er sich zusammen. „Ihr habt euch wohl — sehr lieb, ihr zwei?" — er meinte, eine fremde Stimme aus sich reden zu hören, so eigen und überraschend kamen ihm die Worte und trugen ihn fort, ob er wollte oder nicht. „Was wir sprachen, bleibt unter uns, Erich. Ich wollte nur so ein wenig sondieren, wie tief — das sitzt bei Ihnen. Und hab' deshalb ein bißchen übertrieben!"

Er schritt langsam — wie ein Nachtwandler kam es ihm vor — an den beiden vorüber und nickte ihnen zu.

„Ich muß in die Klinik. Wir sehen uns noch!" Er drückte ihnen fest, aber flüchtig die Hand. Bei der Tür drehte er sich noch einmal um. Ein eigentümliches Lächeln zuckte in seinem Gesicht: „Freut euch, Kinder! Und küßt euch — wenn ich draußen bin!" — —

Ehe die beiden aus ihrem frohen Schrecken erwachten, fiel die Tür hinter Aldorf zu. Melanie wollte ihm nacheilen — dankbar — jauchzend vor unerwarteter Glückseligkeit. Erich hielt sie zurück und zog sie in seine Arme. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Schon Anfang Mai wurde Hochzeit gefeiert. Dann kamen an den Geheimrat jubelnde Briefe. Erst von der Riviera. Melanie kannte sich nicht vor Wonne. Den ganzen Segen des Südens und ihrer überreichen Liebe schüttete sie in seine Einsamkeit. Später, im Sommer flogen die Nachrichten aus der süddeutschen Universität, wo Erich auf der Sternwarte erster Assistent geworden war, in das stille, weiträumige Zimmer mit den hochgebauten Bücherständen. Aldorfs Augen leuchteten über all der Wärme und Dankbarkeit. Dann im Herbst schrieb Erich. Aus Davos. Zur Vorsicht hatte

er Melanie dorthin gebracht. Eine leichte Erkältung hatte sie über Erwarten angegriffen. Wehmütig beugte sich der Geheimrat über die lakonischen Zeilen. Er las sie wieder und wieder. Es hatte so kommen müssen — er wußte es. Vielleicht schon im Frühling lautete es schlimmer. Aber er hatte nicht anders gekonnt: es war über ihn gekommen — damals — mächtiger als alle Vernunft — die Kraft der Schwachheit. Und darum mußte es gut so sein . . . .

Lied der Nibelunge.

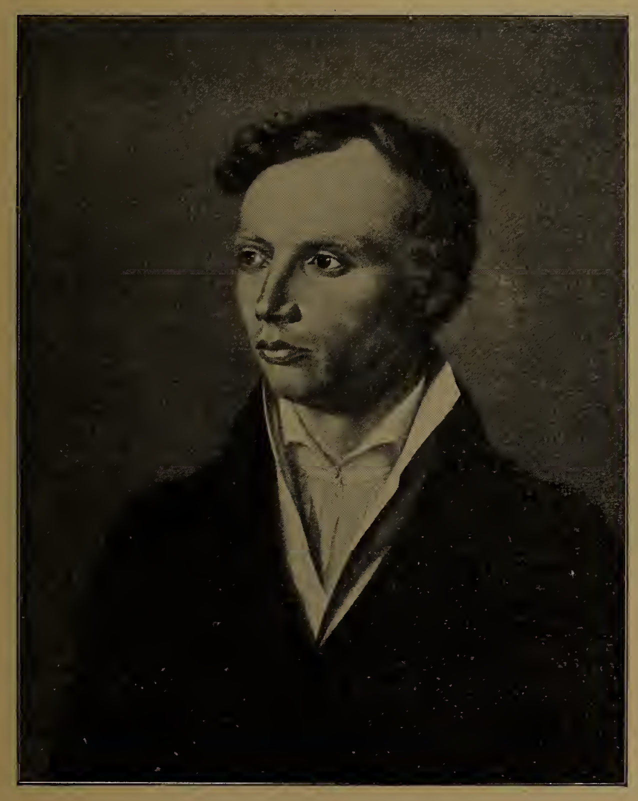
Nacherzählt von **Ludwig Uhland.**

In Burgunden erwuchs Jungfrau Kriemhild, die schönste in allen Landen. Drei königliche Brüder haben sie in Pflege, Gunther, Gernot und der junge Giselher. Zu Worms am Rheine wohnen sie in großer Macht; kühne Recken sind ihre Dienstmannen: Hagen von Tronje und sein Bruder Dankwart, der Marschalk; deren Neffe, Ortwin von Metz; Gere und Eckewart, zwei Markgrafen; Volker von Alzei, der Spielmann; Sindolt, der Schenke; Hunolt, der Kämmerer, und Rumolt, der Küchenmeister. In diesen hohen Ehren träumt Kriemhilden, wie ein schöner Falke, den sie gezogen, von zwei Aaren ergriffen wird. Ute, ihre Mutter, deutet dieses auf einen edeln Mann, den Kriemhild frühe verlieren möge. Aber Kriemhild will immer ohne Mannes Minne leben. Viele werben vergeblich um sie. Da hört auch Siegfried, Sohn des Königs Siegmund und der Siegelind zu Santen in Niederlanden, von ihrer großen Schönheit. In früher Jugend schon hat er Wunder mit seiner Hand getan; den Hort der Nibelunge hat er gewonnen, samt dem Schwerte Balmung und der unsichtbar machenden Tarnkappe, den Lindwurm erschlagen und in dem Blute seine Haut zu Horn gebadet. Selbzwölfte zieht er jetzt aus, Kriemhilden zu erwerben, umsonst gewarnt von den Eltern vor der burgundischen Recken Übermut.

Köstlich ausgerüstet, reitet er zu Worms auf den Hof und fordert den König Gunther zum Kampf um Land und Leute. Doch im Gedanken an die Jungfrau läßt er sich begütigen und bleibt ein volles Jahr in Freundschaft und Ehre dort, ohne Kriemhilden zu sehen. Sie aber blickt heimlich durch das Fenster, wenn er auf dem Hofe den Stein oder den Schaft wirft. Siegfried heerfahrtet für Gunthern gegen die Könige Liudeger von Sachsenland und dessen Bruder, Liudegast von Dänemark; beide nimmt er gefangen. Als Kriemhilden ein Bote meldet, wie herrlich vor allen Siegfried gestritten, da erblüht rosenrot ihr schönes Antlitz; reichen Lohn läßt sie dem Boten geben. Gunther aber bereitet seinen Helden ein großes Fest, bei dem Siegfried Kriemhilden sehen soll; denn die Könige wollen ihn festhalten. Wie aus den Wolken der rote Morgen, geht die Minnigliche hervor; wie der Mond vor den Sternen, leuchtet sie vor den Jungfrauen, die ihr folgen. Sie grüßt den Helden, sie geht an seiner Hand; nie in Sommerzeit noch Maientagen gewann er solche Freude.

Fern über See, auf Island, wohnt die schöne Königin Brünhild. Wer ihrer Minne begehrt, muß in drei Spielen ihr obsiegen, in Speerschießen, Steinwurf und Sprung; fehlt er in einem, so hat er das Haupt verloren. Auf sie stellt König Gunther den Sinn und gelobt seine Schwester dem kühnen Siegfried, wenn der ihm Brünhilden erwerben helfe. Mit Hagen und Dankwart besteigen die beiden ein Schifflein und führen selbst das Ruder. Sie fahren mit gutem Winde den Rhein hinab in die See. Am zwölften Morgen kommen sie zur Burg Isenstein, wo Brünhild mit ihren Jungfrauen im Fenster steht. Als die Helden an das Land getreten, hält Siegfried dem Könige das Roß, damit er für dessen Dienstmann gehalten werde. Sie reiten in die Burg, Siegfried und Gunther mit schneeweißen Rossen und Gewanden, Hagen und Dankwart rabenschwarz gekleidet. Brünhild grüßt Siegfrieden vor dem Könige. Die Kampfspiele heben an. Unsichtbar durch die Tarnkappe, steht Siegfried bei Gunthern; er übernimmt die Werke, der König die Gebärde. Brün-

hild streift sich die Ärmel auf, einen Schild faßt sie, den vier Kämmerer kaum hergetragen, einen Speer, gleichmäßig schwer, schießt sie auf Gunthers Schild, daß die Schneide hindurchbricht und die beiden



Ludwig Uhland.

Männer straucheln; aber kräftiger noch wirft Siegfried den umgekehrten Speer zurück. Einen Stein, den zwölf Männer mühlich trügen, wirft sie zwölf Klafter weit; über den Wurf hinaus noch

springt sie in klingendem Waffenkleid; doch weiter wirft Siegfried den Stein, weiter trägt er den König im Sprunge. Zürnend erkennt Brünhild sich besiegt und heißt ihre Mannen Gunthern huldigen.

Brünhild wird nun heimgeführt und zu Worms herrlich empfangen. Am gleichen Tage führt Gunther Brünhilden, Siegfried Kriemhilden in die Brautkammer. Doch Brünhild hat geweint, als sie Kriemhilden bei Siegfried am Mahle sitzen sah; vorgeblich, weil ihr leid sei, daß des Königs Schwester einem Dienstmann gegeben werde; und in der Hochzeitnacht will sie nicht Gunthers Weib werden, bevor sie genau wisse, wie es so gekommen. Sie erwehrt sich Gunthers, bindet ihm mit ihrem Gürtel Füß' und Hände zusammen und läßt ihn so die Nacht über an einem Nagel hoch an der Wand hängen. Siegfried bemerkt am andern Tage des Königs Traurigkeit, errät den Grund und verspricht, ihm die Braut zu bändigen. In der Tarnkappe kommt er die nächste Nacht in Gunthers Kammer, ringt gewaltig mit Brünhilden und bezwingt sie dem Könige. Einen Ring, den er heimlich ihr vom Finger gezogen, und den Gürtel nimmt er mit sich hinweg.

Bald hernach führt er Kriemhilden in seine Heimat nach Santen, wo sein Vater ihm die Krone abtritt. Zehn Jahre vergehen und stets denkt Brünhild, warum Siegfried von seinem Lande keinen Lehendienst leiste. Sie beredet Gunthern, den Freund und die Schwester zu einem großen Fest auf nächste Sonnenwende zu laden. Der alte Siegmund reitet mit ihnen nach Worms. Beim Empfange blickt Brünhild unterweilen auf Kriemhilden, wie ihre Farbe gegen dem Golde glänzt. In festlicher Freude verbringen sie zehn Tage. Am elften, vor Vesperzeit, als Ritterspiel auf dem Hofe sich hebt, sitzen die zwei Königinnen zusammen. Da rühmt Kriemhild ihren Siegfried, wie er herrlich vor allen Recken gehe. Brünhild entgegnet, daß er doch nur Gunthers Eigenmann sei. So eifern sie in kränkenden Worten, und als man nun zur Vesper geht, kommen sie, die sonst immer beisammen gingen, jede mit besondrer Schar ihrer Jungfraun zum Münster. Brünhild heißt Kriemhilden als Frau eines Unfreien

zurückstehn; da wirft Kriemhild ihr vor, Siegfried habe ihr das Magdtum abgewonnen, und geht in das Münster vor der weinenden Königin. Nach dem Gottesdienste wartet Brünhild vor dem Münster und verlangt von Kriemhilden Beweis jener Rede. Kriemhild zeigt Ring und Gürtel, die Siegfried ihr gegeben, und abermals weint die Königin. Umsonst schwört Siegfried im Ringe der Burgunden, daß er Brünhilden nicht geminnet. Hagen gelobt, ihr Weinen an Siegfried zu rächen, und er zieht die Königin in den Mordrat.

Falsche Boten werden bestellt und reiten zu Worms ein, als hätten sie von Liudeger und Liudegast, die man auf Treu und Glauben freigelassen, neuen Krieg anzusagen. Siegfried, der seinen Freunden stets gerne dient, erbietet sich alsbald, den Kampf für sie zu bestehen. Als das Heer bereit ist, nimmt Hagen von Kriemhilden Abschied. Sie bezeigt Reue über das, was sie Brünhilden getan, und bittet ihn, über Siegfrieds Leben in der Schlacht zu wachen. Deshalb vertraut sie ihm, daß Siegfried an einer Stelle, zwischen den Schultern, verwundbar sei, wohin ihm ein Lindenblatt gefallen, als er sich im Blute des Drachen gebadet. Diese Stelle zu bezeichnen, näht sie, nach Hagens Rat, auf ihres Mannes Gewand ein kleines Kreuz. Hagen freut sich der gelungenen List und kaum ist Siegfried ausgezogen, so kommen andre Boten mit Friedenskunde. Ungerne kehrt Siegfried um; statt der Heerfahrt soll nun im Wasgenwald eine Jagd auf Schweine, Bären und Wisente (wilde Ochsen) gehalten werden. Weinend ohne Maß, entläßt Kriemhild den Gemahl. Ihr hat geträumt, wie ihn zwei wilde Schweine über die Heide gejagt und die Blumen von Blute rot geworden, wie zwei Berge über ihm zusammengefallen und sie ihn nimmermehr gesehen.

Mit Gunthern, Hagen und großem Jagdgefolge reitet Siegfried zu Walde. Gernot und Giselher bleiben daheim. Viel Rosse, mit Speise beladen, werden über den Rhein geführt auf einen Anger vor dem Walde. Die Jagdgesellen trennen sich, damit man sehe, wer der beste Weidmann sei. Siegfried nimmt sich einen alten Jäger mit einem Spürhund; kein Tier entrinnt ihm, Berg und Wald macht

er leer, er gewinnt Lob vor allen. Schon wird zum Imbiß geblasen, als Siegfried einen Bären aufjagt. Er springt vom Rosse, läuft dem Tiere nach, fängt und bindet es auf seinen Sattel. So reitet er zur Feuerstätte; herrlich ist sein Jagdgewand, mächtig der Bogen, den nur er zu spannen vermag, reich der Köcher, von Golde das Horn. Als er abgestiegen, läßt er den Bären los, der unterm Gebell der Hunde durch die Küche rennt, Kessel und Brände zusammenwirft, zuletzt aber von Siegfried ereilt und mit dem Schwert erschlagen wird. Die Jäger setzen sich zum Mahle; Speise bringt man genug, aber die Schenken säumen. Hagen gibt vor, er habe gemeint, das Jagen soll heut im Spessart sein, dorthin hab' er den Wein gesandt. Doch hier nahe sei ein kühler Brunnen. Zu diesem beredet er mit Siegfried einen Wettlauf. Sie ziehen die Kleider aus, Siegfried legt sich vor Hagens Füße; wie zwei Panther laufen sie durch den Klee; Siegfried, all sein Waffengerät mit sich tragend, erreicht den Brunnen zuerst. Doch trinkt er nicht, bevor der König getrunken. Wie er sich zur Quelle neigt, faßt Hagen den Speer, den Siegfried an die Linde gelehnt, und schießt ihn dem Helden durch das Kreuzeszeichen, daß sein Blut an des Mörders Gewand spritzt. Hagen flieht, wie er noch vor keinem Manne gelaufen. Siegfried springt auf, die Speerstange ragt ihm aus der Wunde, den Schild rafft er auf, denn Schwert und Bogen trug Hagen weg; so ereilt er den Mörder und schlägt ihn mit dem Schilde zu Boden. Aber dem Helden weicht Kraft und Farbe, blutend fällt er in die Blumen; die Verräter scheltend, die seiner Treue so gelohnt, und doch Kriemhilden dem Bruder empfehlend, ringt er den Todeskampf.

In der Nacht führen sie den Leichnam über den Rhein. Hagen heißt ihn vor Kriemhilds Kammertür legen. Als man zur Mette läutet, bringt der Kämmerer Licht und sieht den blutigen Toten, ohne ihn zu erkennen. Er meldet es Kriemhilden, die mit ihren Frauen zum Münster gehen will. Sie weiß, daß es ihr Mann ist, noch ehe sie ihn gesehen; zur Erde sinkt sie und das Blut bricht ihr aus dem Munde. Der alte Siegmund wird herbeigerufen; Burg und Stadt

erschallen von Wehklage. Am Morgen wird der Leichnam auf einer Bahre im Münster aufgestellt. Da kommen Gunther und der grimme Hagen; der König jammert. „Räuber," sagt er, „haben den Helden erschlagen." Kriemhild heißt sie zur Bahre treten, wenn sie sich unschuldig zeigen wollen; da blutet vor Hagen die Wunde des Toten. Drei Tage und drei Nächte bleibt Kriemhild bei ihm; sie hofft, auch sie werde der Tod hinnehmen. Meßopfer und Gesang für seine Seele rasten nicht in dieser Zeit. Als darauf Siegfried zu Grabe getragen wird, heißt Kriemhild den Sarg wieder aufbrechen, erhebt noch einmal sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, küßt den Toten und ihre lichten Augen weinen Blut. Freudlos kehrt der König Siegmund heim. Kriemhild läßt sich am Münster eine Wohnung bauen, von wo sie täglich zum Grabe des Geliebten geht. Vierthalb Jahre spricht sie kein Wort mit Gunthern und ihren Feind Hagen sieht sie niemals. Hagen aber trachtet, daß der Nibelungenhort in das Land komme. Gernot und Giselher bringen die Schwester erst dahin, daß sie Gunthern, mit Tränen, wieder grüßt; dann wird sie beredet, den Hort, ihre Morgengabe von Siegfried, herführen zu lassen. Als sie aber das Gold freigebig austeilt, fürchtet Hagen den Anhang, den sie damit gewinne. Da werden ihr die Schlüssel abgenommen, und als sie darüber klagt, versenkt Hagen den ganzen Schatz im Rheine.

Dreizehn Jahre hat Kriemhild im Witwentum gelebt. Da stirbt Frau Helke, des gewaltigen Hunnenkönigs Etzel Gemahlin. Ihm wird geraten, um die edle Kriemhild zu werben, und er sendet nach ihr den Markgrafen Rüdiger mit großem Geleite. Den Königen zu Worms ist die Werbung willkommen; Hagen aber widerrät. Kriemhild selbst widerstrebt lange: Weinen geziem' ihr und andres nicht. Erst als Rüdiger heimlich mit ihr spricht und ihr schwört, mit allen seinen Mannen jedes Leid, das ihr widerfahre, zu rächen, hofft sie noch Rache für Siegfrieds Tod und reicht ihre Hand dar. Sie fährt mit den Boten hin, im Geleit ihrer Jungfrauen und des Markgrafen Eckewart, der mit seinen Mannen ihr bis an sein Ende dienen will. Ihr Weg geht über Passau, wo der Bischof Pilgrim, ihrer

Mutter Bruder, sie wohl empfängt, dann über Pechlarn, wo sie in Rüdigers gastlichem Hause einspricht. Bei Tuln reitet König Etzel ihr entgegen mit all den Fürsten, die ihm dienen, Heiden und Christen. Die Hochzeit wird zu Wien begangen; zu Wiselburg schiffen sie sich auf die Donau ein. So kommen sie gen Etzelnburg, wo Kriemhild fortan gewaltig an Helken Stelle sitzt. Sie genest eines Sohnes, der Ortlieb genannt wird.

Aber in dreizehn Jahren solcher Ehre vergißt sie nicht ihres Leides; allezeit denkt sie, wie sie es räche. Sie klagt dem Gemahle, daß man sie für freundlos halte, weil ihre Verwandte noch niemals zu ihr gekommen. So bewegt sie ihn, ihre Brüder zu einem Fest auf nächste Sonnenwende herzuladen. Werbel und Swemmel, des Königs Spielleute, werden als Boten gesandt und Kriemhild empfiehlt ihnen, daß Hagen nicht zurückbleibe, der allein der Wege kundig sei. König Gunther bespricht sich mit seinen Brüdern und Mannen über die Botschaft. Hagen, des Mordes eingedenk, rät ab von der Reise; als aber Gernot und Giselher ihn der Furcht zeihen, schließt er zürnend sich an, rät jedoch, mit Heeresmacht auszufahren. Rumolts, des Küchenmeisters, Rat ist, daheimzubleiben, bei guter Kost und schönen Frauen. Als sie zur Fahrt bereit sind, hat Frau Ute einen bangen Traum, wie alles Geflügel im Lande tot sei.

Mit tausend und sechzig ihrer Mannen, dazu tausend Nibelungen, und mit neuntausend Knechten erheben sich die Könige; durch Ostfranken ziehen sie zur Donau, zuvorderst reitet Hagen. Der Strom ist angeschwollen und kein Schiff zu sehen. Hagen geht gewappnet umher, einen Fährmann suchend. Er hört Wasser rauschen und horcht; in einem schönen Brunnen baden Meerweiber. Er schleicht ihnen nach, aber ihn gewahrend entrinnen sie und schweben, wie Vögel, auf der Flut. Ihr Gewand jedoch hat er genommen und die eine, Hadeburg, verspricht ihm, wenn er es wiedergebe, das Geschick der Reise vorherzusagen. Wirklich verkündet sie, daß die Fahrt in Etzels Land wohl ergehen werde. Als er darauf die Kleider zurückgegeben, rät die andre, Sieglind, jetzt noch umzukehren, sonst

werden sie alle bei den Hunnen umkommen, nur des Königs Kaplan werde heimgelangen. Noch sagen sie ihm, wenn er die Fahrt nicht lassen wolle, wie er über das Wasser komme. Jenseits des Stromes wohnt der Ferge des bayrischen Markgrafen Else; laut ruft Hagen hinüber und nennt sich Amelrich, einen Mann des Markgrafen; hoch am Schwerte bietet er einen Goldring, als Fährgeld. Der Ferge rudert herüber, als er sich aber betrogen sieht und Hagen nicht vom Schiffe weichen will, schlägt er den Helden mit dem Ruder. Hagen greift zum Schwerte, schlägt dem Fergen das Haupt ab und wirft es an den Grund. Dann bringt er das Schiff, das von Blute raucht, zu seinen Herrn und fährt selbst, den ganzen Tag arbeitend, das Heer über. Den Kaplan aber schwingt Hagen aus dem Schiffe und stößt ihn, als er zu schwimmen versucht, zürnend zu Grunde; dennoch kommt der Priester unversehrt an das Ufer zurück. Hagen sieht daraus, daß unvermeidlich sei, was die Meerweiber verkündet; da schlägt er das Schiff zu Stücken und wirft es in die Flut, damit, gibt er zuerst vor, kein Zager entrinnen könne. Bald aber sagt er den Recken ihr Schicksal, davor manches Helden Farbe wechselt.

Über Passau kommen sie auf Rüdigers Mark, wo sie den Hüter schlafend finden, dem Hagen das Schwert nimmt. Es ist Eckewart, der mit Kriemhilden hingezogen. Beschämt über seine üble Hut, empfängt er das Schwert zurück und warnt die Helden. Zu Pechlarn erfahren sie die Gastfreiheit des Markgrafen Rüdiger und seiner Hausfrau Gotelind. Die schöne Tochter des Hauses wird Giselhern verlobt; keiner von ihnen geht unbeschenkt hinweg. Rüdiger selbst mit fünfhundert Mannen begleitet die Helden zum Feste. Dietrich von Bern, der bei den Hunnen lebt, reitet mit seinen Amelungen den Gästen entgegen. Auch er warnt, daß die Königin noch jeden Morgen um Siegfried weine.

Kriemhild steht im Fenster und blickt nach ihren Verwandten aus, der nahen Rache sich freuend. Als die Burgunden zu Hofe reiten, fragt jedermann nach Hagen, der den starken Siegfried schlug. Der Held ist wohl gewachsen, von breiter Brust und langen Beinen;

die Haare grau gemischt, schrecklich der Blick, herrlich der Gang. Zuerst küßt Kriemhild Giselhern; als Hagen sieht, daß sie im Gruß unterscheide, bindet er sich den Helm fest. Ihn fragt sie nach dem Horte der Nibelunge; Hagen erwidert, er hab' an Schild und Brünne (Brustharnisch), Helm und Schwert genug zu tragen gehabt. Als die Helden ihre Waffen nicht abgeben wollen, merkt Kriemhild, daß sie gewarnt sind; wer es getan, dem droht sie den Tod. Zürnend sagt Dietrich, daß er gewarnt. Hagen nimmt sich Volkern zum Heergesellen; sie setzen sich Kriemhilds Saale gegenüber auf eine Bank. Die Königin, durchs Fenster blickend, weint und fleht Etzels Mannen um Rache an Hagen. Sechzig derselben wappnen sich; als ihr diese zu wenig dünken, rüsten sich vierhundert. Die Krone auf dem Haupte, kommt sie mit dieser Schar die Stiege herab. Der übermütige Hagen legt über seine Beine ein lichtes Schwert, aus dessen Knopf ein Jaspis scheint, grüner denn Gras; wohl erkennt Kriemhild, daß es Siegfrieds war. Furchtlos sitzen sie da und keiner steht auf, als die Königin ihnen vor die Füße tritt. Sie wirft Hagen vor, daß er ihren Mann erschlagen; da spricht Hagen laut aus, daß er es getan, räch' es, wer da wolle! Die Hunnen sehen einander an und ziehen ab, den Tod fürchtend.

König Etzel, von all dem nichts wissend, empfängt und bewirtet die Helden auf das beste. Zur Nachtruhe werden sie in einen weiten Saal geführt, wo kostbare Betten bereitet sind. Hagen und Volker halten vor dem Hause Schildwacht. Volker lehnt den Schild von der Hand, nimmt die Fiedel und setzt sich auf den Stein an der Türe. Süßer und süßer läßt er seine Saiten tönen, bis alle die Sorgenvollen entschlummert sind. Mitten in der Nacht glänzen Helme aus der Finsternis; es sind Gewaffnete, von Kriemhilden geschickt; doch als sie die Türe so wohl behütet sehn, kehren sie wieder um.

Morgens, da man zur Messe läutet, heißt Hagen seine Gefährten statt der Seidenhemde die Harnische nehmen, statt der Mäntel die Schilde, statt der Kränze die Helme, statt der Rosen die Schwerter. Etzel fragt, ob ihnen jemand Leides getan. Hagen antwortet, es sei Sitte seiner Herren, bei allen Festen drei Tage gewappnet zu

gehen. Aus Übermut sagen sie dem König ihren Argwohn nicht. Nach der Messe beginnen Ritterspiele. Dietrich verbietet seinen Recken teilzunehmen; auch Rüdiger hält die seinigen ab, weil er die Burgunden unmutig sieht. Einem Hunnen, der bräutlich aufgeputzt daherreitet, sticht Volker den Speer durch den Leib. Die Verwandten des Hunnen rufen nach Waffen, Etzel selbst muß schlichten; er reißt einem das Schwert aus der Hand und schlägt die andern hinweg. Ehe sie zu Tische sitzen, sucht Kriemhild Dietrichs Hilfe; doch er verweist ihr den Verrat an ihren Blutsfreunden. Williger findet sie Blödeln, Etzels Bruder, dem sie das Land des erschlagenen Nudung und dessen schöne Braut verheißt. Mit tausend Gewappneten zieht er feindlich zur Herberge, wo Dankwart, der Marschalk, mit den Knechten speist. Nach kurzem Wortwechsel springt Dankwart vom Tisch und schlägt ihm einen Schwertschlag, daß ihm das Haupt vor den Füßen liegt. Das ist die Morgengabe zu Nudungs Braut. Ein grimmer Kampf erhebt sich. Die Hälfte der Hunnen wird erschlagen; aber andre zweitausend kommen und lassen nicht vom Streite, bis all die Knechte tot liegen. Dankwart allein haut sich zum Saale durch, wo die Herren sind. Eben wird Ortlieb, Etzels junger Sohn, seinen Oheimen zu Tische getragen. Da tritt Dankwart in die Tür, mit bloßem Schwert, all sein Gewand mit Hunnenblut beronnen. Laut rufend verkündet er den Mord in der Herberge. Hagen heißt ihn der Türe hüten, daß kein Hunne hinauskomme. Dann schlägt er das Kind Ortlieb, daß sein Haupt in der Königin Schoß springt. Dem Erzieher des Knaben schlägt er das Haupt ab und dem Spielmann Werbel, zum Botenlohne, die rechte Hand auf der Fiedel. So wütet er fort im Saale. Kriemhild ruft Dietrichs Hilfe an. Der Held, auf dem Tische stehend und mit der Hand winkend, läßt seine Stimme schallen wie ein Wisenthorn. Gunther hört im Sturme den Ruf und gebietet Stillstand. Dietrich verlangt, daß man ihn und die Seinigen mit Frieden aus dem Hause lasse. Gunther gewährt es. Da nimmt der Berner die Königin unter den Arm, an der andern Seite führt er Etzeln, mit ihm gehen sechshundert Recken. Auch Rüdiger mit fünf=

hunderten räumt ungefährdet den Saal. Einem Hunnen aber, der mit Etzeln hinaus will, schlägt Volker das Haupt ab. Was von Hunnen im Saal ist, wird niedergehauen. Die Toten werden die Stiege hinabgeworfen.

Vor dem Hause stehen viel tausend Hunnen. Hagen und Volker spotten ihrer Feigheit; umsonst beut die Königin einen Schild voll Goldes, samt Burgen und Land, dem, der ihr Hagens Haupt bringe. — Noch vor Abend werden zwanzigtausend Hunnen versammelt; bis zur Nacht währt der harte Streit. Da versuchen die Könige noch, Sühne zu erlangen. Kriemhild begehrt vor allem, daß sie ihr Hagen herausgeben. Die Könige verschmähen solche Untreue. Darauf läßt Kriemhild die Helden alle in den Saal treiben und diesen an vier Enden anzünden. Vom Winde brennt bald das ganze Haus. Das Feuer fällt dicht auf sie nieder, mit den Schilden wehren sie es ab und treten die Brände in das Blut. Rauch und Hitze tut ihnen weh; von Durst gequält trinken sie, auf Hagens Anweisung, das Blut aus den Wunden der Erschlagenen; besser schmeckt es jetzt denn Wein. Am Morgen sind ihrer noch sechshundert übrig zu Kriemhilds Erstaunen. Mit neuem Kampfe bietet man ihnen den Morgengruß. Die Königin läßt das Gold mit Schilden herbeitragen, den Streitern zum Solde.

Markgraf Rüdiger kommt und sieht die Not auf beiden Seiten. Ihm wird vorgeworfen, daß er für Land und Leute, die er vom König habe, noch keinen Schlag in diesem Streite geschlagen. Etzel und Kriemhild flehen ihn fußfällig um Hilfe. Jener will ihn zum Könige neben sich erheben; diese mahnt ihn des Eides, daß er all ihr Leid rächen wolle. Was Rüdiger läßt oder beginnt, so tut er übel. Er hat die Burgunden hergeleitet, sie in seinem Hause bewirtet, seine Tochter, seine Gabe ihnen gegeben. Land und Burgen, was er vom Könige hat, heißt er wiedernehmen und will zu Fuß ins Elend gehen. Doch er muß leisten, was er gelobt, steht auch Seel' und Leib auf der Wage. Weib und Kind befiehlt er den Gebietern und heißt seine Mannen sich rüsten. Kriemhild ist freudenvoll und

weint. Als Giselher den Schwäher mit seiner Schar daherkommen sieht, freut er sich der vermeinten Freundeshilfe. Rüdiger aber stellt den Schild vor die Füße und sagt den Burgunden die Freundschaft auf. Umsonst mahnen sie in aller Lieb' und Treue. Er wünscht, daß sie am Rheine wären und er mit Ehren tot; aber den Streit kann niemand scheiden. Schon heben sie die Schilde, da verlangt Hagen noch eines. Der Schild, den ihm Frau Gotelind gegeben, ist ihm vor der Hand zerhauen; er bittet Rüdigern um den seinigen. Rüdiger gibt den Schild hin, es ist die letzte Gabe, die der milde Markgraf geboten. Manches Auge wird von heißen Tränen rot, und wie grimmig Hagen ist, erbarmt ihn doch die Gabe. Er und sein Geselle Volker geloben, Rüdigern nicht im Streite zu berühren. Hinan springt Rüdiger mit den Seinen; sie werden in den Saal gelassen, schrecklich klingen drin die Schwerter. Da sieht Gernot, wie viel seiner Helden der Markgraf erschlagen, und springt zum Kampfe mit diesem. Schon hat er selbst die Todeswunde empfangen, da führt er noch auf Rüdigern den Todesstreich mit dem Schwerte, das der ihm gegeben. Tot fallen beide nieder, einer von des andern Hand. Die Burgunden üben grimmige Rache, nicht einer von Rüdigers Mannen bleibt am Leben.

Ungeheure Wehklage erhebt sich von Weib und Mann; wie eines Löwen Stimme erschallt Etzels Jammerruf. Helfrich bringt die Kunde, daß Rüdiger samt seinen Mannen erschlagen sei. Der Berner will von den Burgunden selbst erfahren, was geschehen sei, und schickt den Meister Hildebrand. Als dieser gehen will, tadelt ihn Wolfhart, daß er ungewaffnet gehe und so dem Schelten sich aussetze. Da waffnet sich der Weise nach der Unbesonnenen Rat. Zugleich rüsten sich, ohne Dietrichs Wissen, all seine Recken und begleiten den Meister. Hildebrand befragt die Burgunden und Hagen bestätigt Rüdigers Tod; Tränen rinnen Dietrichs Recken über die Bärte. Der Meister bittet um den Leichnam, damit sie nach dem Tode noch des Mannes Treue vergelten. Wolfhart rät, nicht lange zu flehen. Sie sollen ihn nur aus dem Hause holen, erwidert Volker; mit trotzigen Reden

reizen sich die beiden. Wolfhart will hinanspringen, aber Hildebrand hält ihn fest, an Dietrichs Verbot mahnend. „Laß ab den Leuen!“ spottet Volker. Da rennt Wolfhart in weiten Sprüngen dem Saale zu; zornvoll alle Berner ihm nach. Ein wütender Kampf beginnt. Niemand bleibt lebend als Gunther und Hagen und von den Bernern Hildebrand, der mit einer starken Wunde von Hagens Hand entrinnt. Blutberonnen kommt er zu seinem Herrn, der traurig im Fenster sitzt. Dietrich fragt, woher das Blut. Hildebrand erzählt, wie sie Rüdigern haben wegtragen wollen, den Gernot erschlagen. Als Dietrich den Tod Rüdigers bestätigen hört, will er selbst hingehen und befiehlt dem Meister, die Recken sich waffnen zu heißen. „Wer soll zu euch gehn?“ sagt Hildebrand; „was ihr habt der Lebenden, die seht ihr bei euch stehn.“ Mit Schrecken hört der Berner den Tod seiner Mannen; das Haus erschallt von seiner Klage. Da sucht er selbst sein Waffengewand, Hildebrand hilft ihn wappnen. Dietrich geht zu Gunthern und Hagen, hält ihnen vor, was sie ihm Leides getan, und verlangt Sühne. Sie sollen sich ihm zu Geiseln ergeben, dann woll' er selbst sie heimgeleiten. Hagen nennt es schmählich, daß zwei wehrhafte Männer sich dem einen ergeben sollen. Schon als er den Berner kommen sah, vermaß er sich, allein den Helden zu bestehen. Des mahnt ihn jetzt Dietrich. Sie springen zum Kampfe. Dietrich schlägt dem Gegner eine tiefe Wunde, aber töten will er nicht den Ermüdeten; den Schild läßt er fallen und umschlingt ihn mit den Armen. So bezwingt er ihn und führt ihn gebunden zu der Königin. Das ist ihr ein Trost nach herbem Leide. Dietrich verlangt, daß sie den Gefangenen leben lasse. Dann kehrt er zu Gunthern; nach heißem Kampfe bindet er auch diesen und übergibt ihn Kriemhilden mit dem Beding der Schonung. Sie aber geht zuerst in Hagens Kerker und verspricht ihm das Leben, wenn er wiedergebe, was er ihr genommen. Hagen erklärt, er habe geschworen, den Hort nicht zu zeigen, solang seiner Herren einer lebe. Da läßt Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es am Haare vor Hagen. Dieser weiß nun allein den Schatz; nimmer, sagt er, soll

sie ihn erfahren. Aber ihr bleibt doch Siegfrieds Schwert, das er getragen, als sie ihn zuletzt sah. Das hebt sie mit den Händen und schlägt Hagen das Haupt ab. Der alte Hildebrand erträgt es nicht, daß ein Weib den kühnsten Recken erschlagen durfte. Zornig springt er zu ihr, nichts hilft ihr Schreien, mit schwerem Schwertstreich haut er sie zu Stücken. So liegt all die Ehre darnieder; mit Jammer hat das Fest geendet, wie alle Lust zujüngst zum Leide wird.

Der arme Heinrich.

Nacherzählt von **Gustav Schwab.**

In Schwaben war ein Herr ansässig, dem keine Tugend fehlte, die ein junger Ritter, der nach vollem Lobe strebet, haben soll, so daß im ganzen Lande von niemand so viel Gutes gesagt ward. Er war reich und von edler Geburt; sein Name war wohlbekannt, er hieß Heinrich, und sein Geschlecht war von Aue genannt.

Wie nun dieser Mann, gepriesen und geehrt, sich Reichtums und fröhlichen Sinnes erfreute, da ward auf einmal sein hoher Mut in ein gar armes Leben herabgebeugt; denn wer in der höchsten Weltseligkeit lebt, der ist vor Gott gering. Darum fiel auch Herr Heinrich mit Gottes Willen aus seinem besten Glücke in ein gar schmähliches Leid und ihn ergriff der Aussatz. Als nun diese Heimsuchung an seinem Leibe sichtbar ward, da wendeten sich Mann und Weib von ihm ab, und, wie angenehm er der Welt zuvor war, so unerträglich ward er ihr jetzt, so daß ihn, wie den geschlagenen Hiob, niemand mehr ansehen wollte. Als der arme Heinrich sah, daß er, gleich allen Aussätzigen, der Welt widerwärtig war, da unterschied ihn jedoch sein bitterer Schmerz von Hiobs Geduld. Er trauerte, daß er so viel Glück hinter sich lassen mußte, ja oft verwünschte und verfluchte er den Tag, an welchem er zur Welt geboren war.

Doch empfand er wieder ein wenig Freude, als ihm zum Troste gesagt wurde, daß diese Krankheit gar verschieden sei, und zuweilen heilbar. Da dachte er hin und her, wie er wohl genesen könnte, zog gen Montpellier und fragte die Ärzte um Rat; aber es wurde ihm geantwortet, er sei nicht zu heilen und werde nimmer vom Aussatze rein. Traurig hörte er dies an, und zog weiter gen Salerno in Italien, die weisen Ärzte auch dort zu befragen. Nun sagte ihm der beste Meister, der dort war, eine wunderbare Sache, nämlich: daß er zwar heilbar wäre, aber doch nimmermehr werde geheilt werden. „Wie mag das zugehen," sprach Heinrich, „du redest gar unverständlich! bin ich heilbar, so werde ich auch geheilt; denn was an Geld oder Zurüstung verlangt wird, das getraue ich mir beizuschaffen!" — „Lasset das Dingen," antwortete der Meister. „Eure Krankheit ist nun einmal der Art! Was frommt's, daß ich's Euch sage! Es gibt wohl eine Arznei dafür, die Euch heilt: aber kein Mensch ist so mächtig oder klug, daß er sie gewinnen könnte; darum werdet Ihr nimmer geheilt, Gott wolle denn Euer Arzt sein." — Da sprach der arme Heinrich: „Was nehmet Ihr mir meinen Trost hinweg? Ich habe doch so großes Gut; ich kann Euch mir gewiß geneigt machen, daß Ihr mir gerne helfet!" — „Mir fehlet nicht der Wille," antwortete der Meister. „Wär' es eine Arznei, die man feil fände oder sonst auf irgendeine Art erlangen könnte, so ließe ich Euch gewiß nicht verderben! Aber es ist leider nicht so, und wäre Eure Not noch größer, so müßte Euch doch meine Hilfe versagt bleiben! Höret an: Ihr müßt eine reine Jungfrau haben, die aus freiem Willen den Tod für Euch leidet. Nun ist's aber nicht der Menschen Art, daß jemand so etwas freiwillig tut. Und doch, wie ich Euch gesagt habe, dies allein ist die rechte Arznei für Eure Krankheit!"

Nun erkannte der arme Heinrich wohl, wie es unmöglich sei, daß jemand gern für ihn stürbe, und aller Trost, auf den er ausgezogen, war ihm hinweggenommen. Fernerhin hatte er keinen Gedanken mehr an seine Genesung, und war des Lebens überdrüssig. Er zog heim und fing an, sein Erbe, wie es ihm am besten

schien, auszuteilen. Im stillen machte er seine armen Verwandten reich, und linderte auch das Elend Fremder; das übrige gab er Gotteshäusern, damit sich der Herr seiner Seele erbarme. Von aller seiner



Gustav Schwab

Habe behielt er nur ein neu angebautes Land, wohin er vor den Menschen floh. Aber nicht er selbst nur klagte über dieses traurige Verhängnis, sondern er wurde auch von allen, die ihn selbst oder nach

anderer Sage kannten, bejammert. Jenes Neuland aber baute ein freier Meier, der hier in Ruhe und Friede lebte, während andere Bauern, unter böser Herrschaft, nicht einmal mit Steuer und Gabe großes Ungemach meiden konnten. Was dieser Meier tat, das war dem armen Heinrich recht, der ihn auch von aller fremden Last befreit hatte, so daß keiner im ganzen Lande so wohlhabend war.

Zu diesem Manne zog der arme Heinrich; der vergalt ihm alle seine Milde, und nichts verdroß ihn, was er um des Kranken willen leiden mußte; er war so treu gesinnt, daß er Sorgen und Mühe willig ertrug und seinem Herrn alles gemächlich einrichtete. Gott hatte dem Meier ein glückliches Leben beschieden, denn er hatte einen gesunden, frischen Leib, eine fleißige sittsame Frau, dazu schöne Kinder, recht, wie sie des Mannes Freude sind. Darunter war ein Mägdlein von zwölf Jahren, von gar freundlichen Sitten. Sie war so lieblich, daß sie nach ihrer schönen Gestalt dem Alleredelsten im Reiche als Kind wohl angestanden hätte. Die andern Hausgenossen waren solchen Sinnes, daß sie den Kranken wohl zu Zeiten, wie es sich schickte, mieden; sie aber eilte in jeder Stunde zu ihm, und wollte nirgends anderswohin; mit reiner Kindesgüte hatte sie ihm ihr Herz so ganz zugewendet, daß man das süße Mädchen allezeit zu seinen Füßen sitzend fand, dagegen liebte auch er sie wiederum vor allen, und was ihr Freude machte, was Kindern bei ihren Spielen gefällt und ihr Herz so leicht gewinnt, das schenkte er ihr oft; bald einen kleinen Spiegel, bald ein Haarband, oder was sonst zu kaufen war. Durch solche Freundlichkeit machte er sie so zutraulich und heimlich, daß er sie seine Frau zu nennen pflegte.

So diente sie ihm drei Jahre, welche der arme Heinrich bei dem Meier zubrachte. Nun trug es sich zu, daß dieser mit seinem Weib und seiner Tochter, von der Arbeit ruhend, bei ihm saß und sie sein Leid beklagten. Denn es tat ihnen weh; auch mußten sie fürchten, daß sie sein Tod schwer treffen und ein neuer hartgesinnter Herr sie um ihr Glück bringen würde. So saßen sie in Sorgen beisammen, bis endlich der Meier anfing: „Lieber Herr, wenn es mit Euren

Hulden sein kann, so fragte ich gerne: da zu Salerno so viele Meister in der Heilkunst sind, wie kommt es, daß keiner so weise ist, und für Eure Krankheit einen Rat findet? Herr, das wundert mich!" Da holte der arme Heinrich mit bitterlichem Schmerz einen Seufzer aus dem Herzensgrund und antwortete so traurig, daß das Seufzen ihm die Worte im Munde zerbrach: „Ich habe diese schimpfliche und verspottete Krankheit wohl verdient, du hast ja gesehen, daß mein Tor weltlicher Lust weit offen stand. Da achtete ich wenig darauf, daß Gott mir dieses Wunschleben nur nach seiner Gnade verliehen; ich dachte in meinem Sinne, wie alle Weltkinder, daß ich solche Ehre und Freude auch ohne Gott haben könnte. Nun hat Gott eine Krankheit auf mich gelegt, von der mich niemand befreien kann. Die Guten fliehen mich, die Bösen verschmähen mich; ja keiner ist so schlecht, der mir nicht seine Verachtung zeigt und die Augen von mir abwendet. Nun leuchtet d e i n e Treue erst recht an mir, daß du mich Siechen bei dir duldest und nicht fliehest. Und dennoch, so wenig du mich scheuest — so wie die Sachen mit mir stehen, ertrügest du doch wohl leicht meinen Tod! Nun sage, wessen Unwert, wessen Not war je größer in der Welt? Vorher war ich dein Herr, nun bin ich dein bedürftig, lieber Freund; und du, dein Weib und meine Frau hier, ihr drei verdient das ewige Leben, daß ihr mich Kranken also pfleget. — Was du mich aber gefragt hast, darauf will ich dir antworten: ich ging nach Salerno und konnte dort keinen Meister finden, der sich meiner Heilung unterwinden durfte oder wollte, denn ich sollte ein Mittel herbeischaffen, wie es niemand auf der Erde mit irgend etwas gewinnen kann. Mir ward nichts andres gesagt, als daß ich eine Jungfrau haben müßte, die entschlossen wäre, für mich den Tod zu leiden. Würde ihr ins Herz geschnitten und ihr Herzblut gewonnen, das allein könnte mir helfen. Aber das ist ganz unmöglich, daß für mich jemand gerne den Tod leide; darum muß ich diese schwere Schande bis an mein Ende tragen, das mir Gott bald gewähre!"

Was der arme Heinrich dem Vater sagte, das hörte die reine

Jungfrau mit an. Sie achtete auf seine Worte und merkte sie wohl, und sie blieben in ihrem Herzen bis zur Nacht eingeschlossen. Als sie sich aber nach ihrer Gewohnheit zu Füßen ihres Vaters und ihrer Mutter niedergelegt hatte und beide eingeschlafen waren, da holte sie über das Unglück ihres Herrn manchen tiefen Seufzer. Da erwachten die Eltern und fragten, was ihr wäre und welch Unglück sie so heimlich beklagte. Sie wollte es aber lange nicht sagen, bis endlich ihr Vater durch sanfte und strenge Worte es dahin brachte, daß sie sprach: „Ihr möget immerhin auch mit mir klagen; denn was kann uns leider sein als das Unglück unsers Herrn, den wir verlieren sollen. Nimmermehr bekommen wir einen so guten Herrn, der an uns tut, wie dieser!" Sie antworteten: „Du sprichst wahr. Doch frommt uns leider unsre herbe Trauer und Klage nicht haarbreit. Liebes Kind, wende deine Gedanken davon ab; es tut uns gewiß so weh wie dir, aber leider steht es nicht in unsrer Macht ihm zu helfen. Gott hat es getan; wär' es ein anderer, so müßten wir ihm fluchen." So geschweigten sie das Kind; aber sie schlief nicht und blieb traurig die ganze Nacht und den folgenden Tag; was man auch vorbrachte, es kam nicht aus ihrem Herzen. Als sie die andere Nacht wieder schlafen gingen, und sie selbst sich in ihre Bettstätte gelegt hatte, da beschloß sie festiglich bei sich, wenn sie den morgenden Tag erlebte, so wollte sie ihr Leben für ihren Herrn dahingeben. Über diesem Entschlusse ward sie froh und leichten Mutes; ihre einzige Sorge war, daß Herr Heinrich, wenn sie es ihm verkündigte, daran verzagen und daß alle drei es ihr nicht zugeben möchten. Darüber wurde ihre Unruhe so groß, daß Vater und Mutter wie in voriger Nacht davon erwachten. Sie richteten sich auf und sprachen: „Was nimmt dir die Ruhe? Du bist recht albern, daß du mit solcher Klage, die doch niemand enden kann, dir dein Herz schwer machst! Warum lässest du uns nicht schlafen?" So verwiesen sie ihr die unnütze Sorge und meinten sie beschwichtigt zu haben; aber ihr Entschluß war ihnen noch nicht kund. Da antwortete sie: „Und doch hat mein Herr gesagt, daß er wohl erhalten werden könnte. Bei Gott! Wenn ihr mir

es nicht wehret, so bin ich zu seiner Arznei gut; denn ich bin fest entschlossen, ehe ich ihn verderben sehe, den Tod für ihn zu leiden."

Über diese Rede wurden Vater und Mutter sehr betrübt. Der Vater sprach: „Von solchen Dingen laß ab, und verheiße unserem Herrn nicht mehr, als du vollbringen kannst, denn dies geht über deine Kräfte. Du bist ein Kind, du hast den Tod noch nicht gesehen; kommt es dann dazu und du sollst sterben, so möchtest du gerne noch leben, und dann ist es zu spät; du hast noch nie in den finstern Abgrund geblickt. Darum schließe deinen Mund, oder es soll dir übel gehen!" So meinte er sie mit Bitten und Drohungen zum Schweigen zu bringen, aber er vermochte es nicht. „Lieber Vater," sprach sie, „so unerfahren ich bin, so wohnt mir doch so viel Verstand bei, daß ich die Not des Todes aus der Sage kenne, und weiß, daß es etwas Herbes ist. Aber wer sein Leben mit mühsamer Arbeit hoch bringt, dem ist auch nicht allzuwohl; denn wenn er mit großer Not seinen Leib bis ins Alter fristet, so muß er doch den Tod leiden, und vielleicht ist alsdann seine Seele dahin, und es wäre ihm besser, er wäre niemals zur Welt geboren. Mir aber ist's zuteil geworden, daß ich noch in jungen Jahren für das ewige Leben meinen Leib hingeben mag. Ihr sollt mir's nicht verleiden; ich tue uns allen damit wohl, denn so lange unser Herr lebt, steht auch eure Sache wohl. Gönnet mir's, denn es muß sein." Die Mutter, als sie ihres Kindes Ernst sah, sprach weinend: „Gedenke, liebste Tochter, wie groß die Beschwerden sind, die ich deinetwillen erlitten, und laß mich bessern Lohn empfangen, als von dem ich dich sprechen höre. Du willst mir das Herz brechen! Und willst du denn auch bei Gott dein Heil verwirken? Denkst du nicht an sein Wort, daß man Vater und Mutter ehren soll, und daß er uns zum Lohn dort der Seele Wohlfahrt und hier auf Erden ein langes Leben verheißen hat? Du solltest ein Stab unsers Alters sein, und willst schuld werden, daß wir weinend über deinem Grabe stehen?" Die Jungfrau antwortete: „Ich glaube wohl, Mutter, daß du und der Vater mir mit Liebe zugetan sind, und finde es auch täglich. Von eurer Liebe habe ich Seele und einen schönen Leib,

um den mich jedermann preiset. Wem sollte ich also nächst Gott mehr Gnade verdanken als euch zweien? Aber eben weil ich Leib und Seele durch eure Liebe habe, so gönnet mir, daß ich beides vom Teufel erlöse und mich Gott ergebe. Ich fürchte, würde ich älter, daß die Süßigkeit der Welt mich unter ihre Füße brächte, wie sie so manchen zur Hölle hinabgezogen hat. Und bedenket noch weiter: stirbt unser Herr, so kommet ihr in große Arbeit und Not; lebt er aber in seiner Krankheit noch so lange fort, bis man mich einem reichen und ehrenwerten Mann gebe, so denkt ihr freilich, mir sei Heil widerfahren, und es ist geschehen, was ihr nur immer hoffen könnet. Aber ganz anders sagt es mir mein Herz: wird mir mein Mann lieb, das ist eine Not, denn ich habe meinen leidenden Herrn vor Augen; wird er mir verhaßt, so ist es gar der Tod. Setzet mich lieber in das volle Glück, das nimmer vergeht! Ihr habt noch mehr Kinder, die laßt eure weltliche Freude sein und tröstet euch über meinen Tod!"

Als die Eltern sahen, daß ihr Kind so fest zum Tode entschlossen war, so weise redete und menschlichen Rechtes Schranke zerbrach, da wagten sie nicht länger, sie von dem abzuwenden, was sie so fest ergriffen hatte und wozu ihr der Entschluß von Gott gekommen war. Doch als sie dann wieder nur der Liebe zu ihrem Kinde gedachten, saßen sie beide still in ihrem Bett, frierend vor Jammer, und keines sprach ein Wort, und die Mutter hatte zuerst ihre Rede vor Leid abgebrochen. Am Ende dachten sie doch, es wäre das beste, sie gönnten ihr's, weil sie doch ihr Kind nie herrlicher verlören. Da sprachen sie zu ihr, es möge geschehen, was sie erbeten hätte.

Nun freute sich das reine Mägdlein und kaum als der Tag angebrochen war, ging sie in das Schlafgemach ihres Herrn und rief ihn an: „Herr, schlafet Ihr?" — „Nein, liebe Frau, aber sage, warum bist du heute so früh auf?" — „Ach, Herr, dazu zwingt mich der Jammer über Eure Krankheit!" Er antwortete: „Liebe Frau, damit zeigst du ein gutes Gemüt gegen mich. Gott vergelte dir's! Aber Rat für dieses Übel gibt es nicht!" — „Ei gewiß, lieber Herr, es

wird dafür guter Rat. Ihr habt uns doch gesagt, wenn Ihr eine Jungfrau hättet, die gerne für Euch den Tod leide, so könntet Ihr wohl durch sie geheilt werden. Nun, weiß Gott, die will ich selber sein, denn Euer Leben ist besser und edler als das meine." Da dankte ihr der Herr für ihren guten Willen, und seine Augen füllten sich mit heimlichen Tränen. „Liebe Frau," sprach er, „sterben ist nicht eine sanfte Not, wie du dir vielleicht gedacht. Ich bin überzeugt, daß du mir gerne hälfest. Ich erkenne deinen guten und reinen Willen; das genügt mir. Deine Treue wolle dir Gott vergelten; aber alle, die davon höreten, würden spotten, daß ich, nachdem meine Krankheit so weit gekommen und alle Mittel nichts halfen, noch zu einem neuen greife. Liebe Frau, du tust wie Kinder tun, die ein Gelüste haben, und hernach reut es sie wieder. Bedenke doch, Vater und Mutter können dich nicht entbehren; auch ich kann nicht dessen Unglück verlangen, der mir allezeit Liebe erzeigt hat; was die beiden dir raten werden, liebe Frau, das tue!" So redete er zu der Guten, lächelte und versah sich dessen wenig, was hernach geschah. Denn Vater und Mutter sprachen: „Herr, Ihr habt uns geliebt und geehret, es wäre nicht recht von uns gehandelt, wenn wir es Euch nicht mit Gutem vergelten wollten. Unsere Tochter ist des Willens, den Tod für Euch zu leiden, und wir gönnen's ihr wohl. Heute ist der dritte Tag, daß sie uns um Gewährung ihrer Bitte anlag, und nun hat sie es von uns erhalten. Gott lasse Euch genesen, denn wir wollen sie für Euch hingeben."

Als dem armen Heinrich auf diese Weise die Jungfrau für seine Krankheit den Tod anbot und er ihren Ernst sah, da erhub sich großes Leid unter den Vieren. Vater und Mutter konnten nicht anders, sie mußten um ihr Kind bitterlich weinen. Aber auch den Kranken ergriff ein Schmerz, daß er zu weinen anhub, und nicht wußte, was besser wäre, getan oder gelassen. Vor Furcht weinte auch das Mägdlein, denn es meinte, er verzage an ihrem Entschlusse. Zuletzt bedachte sich der arme Heinrich, dankte allen für ihre Treue und willigte ein. Da wurde das Mägdlein fröhlichen Mutes und nun bereitete

sie sich aufs beste zur Fahrt nach Salerno. Was sie nur bedurfte, das ward ihr gegeben, schöne Pferde und reiche Kleidung, wie sie vorher nie getragen, von Hermelin, Samt und dem köstlichsten Zobel. Wer könnte das Herzeleid ihrer Eltern beschreiben? Gewiß wäre das Scheiden jämmerlich gewesen, als sie ihr liebes Kind so schön und frisch in den Tod fortschickten, wenn nicht Gottes Güte ihre Not gesänftigt hätte, desselben Gottes, von dem auch dem jungen Mägdlein der Mut erwuchs, daß es den Tod willig hinnahm.

So fuhr denn die Jungfrau mit ihrem Herrn fröhlich und zufrieden nach Salerno. Was konnte sie nun noch betrüben, als daß der Weg so weit war und sie nicht eher ihn erlöste. Sobald sie dort angelangt waren, ging Herr Heinrich zu seinem Meister und sagte ihm: „Hier bringe ich eine Jungfrau, wie du sie verlangt hast!“ Mit diesen Worten zeigte er sie ihm. Dem Meister däuchte das unglaublich, und er sprach: „Kind, hast du solchen Entschluß selbst gefaßt, oder haben Bitten und Drohungen deines Herrn bewirkt, daß du so sprichst?“ — „Nein,“ antwortete sie, „dieser Entschluß ist aus meinem eigenen Herzen gekommen.“ Darüber verwunderte sich der Arzt, führte sie beiseite und beschwur sie, ihm zu sagen, ob etwa ihr Herr solche Worte von ihr mit Drohen erzwungen habe. „Kind,“ sprach er, „dir ist not, daß du dich besser berätst; ich will dir recht sagen, wie es ist: wenn du den Tod nicht ganz freiwillig leidest, und was du tust, nicht gerne tust, so ist dein junges Leben dahin und hilft uns nicht so viel als ein Brosamen. Auch will ich dir sagen, wie dir geschehen wird: ich schneide dir nach dem Herzen, und breche es noch lebend heraus. Mägdlein, nun sage mir, wie steht dir dein Mut? Es geschah nie einem Kinde so weh, wie dir geschehen wird; nur daß ich es tun und ansehen soll, macht mir schon große Angst. Und bedenke weiter, gereuet es dich eines Haares breit, so habe ich meine Mühe und du hast dein Leben verloren.“ So beschwor er sie noch einmal. Sie aber fühlte sich zu standhaft, als daß sie abgelassen hätte. Daher sprach sie mit Lachen: „Gott lohne Euch, lieber Herr, daß Ihr mir so die Wahrheit herausgesagt habt; ja, wahrhaftig, ich fange an,

ein wenig zu verzagen, und es ist mir ein Zweifel aufgekommen, den ich Euch vorlegen will: ich fürchte nämlich, daß unser Vorhaben durch Eure Zaghaftigkeit unterwegs bleibt. Getrauet Ihr mich zu schneiden; ich getraue mir wohl, zu leiden! Die Angst und Not, von der Ihr mir da vorgesprochen habt, die habe ich schon vorher auch ohne Euch gewußt. Gewiß, ich wäre nicht hieher gekommen, wenn nicht mein Entschluß so fest und sicher gewesen wäre, daß ich wußte, ich würde nimmermehr schwanken. Laßt Eure Meisterschaft sehen, was zaudert Ihr länger? Versucht's und fürchtet Euch nicht, meinem Herrn seine Gesundheit wiederzugeben, mir aber das ewige Leben."

Als der Meister sie so gar unwandelbar fand, brachte er sie zu dem Siechen zurück und sprach zu ihm: „Uns irrt kein Zweifel mehr, ob Eure Jungfrau vollkommen tüchtig sei. Wohlan, freut Euch, ich mache Euch bald gesund!" Hierauf führte er das Mädchen in ein verborgenes Kämmerlein, und schloß den armen Heinrich zur Türe hinaus, damit er ihr Ende nicht mit ansehen sollte. In dieser Kammer, die mit mancherlei Arzneien verstellt war, hieß er das Mägdlein die Kleider ablegen. Als sie der alte Meister ansah, dachte er, daß in der ganzen Welt keine schönere Kreatur gefunden werden könnte, und es erbarmte ihn so sehr, daß ihm das Herz fast verzagte. Es stand da ein hoher Tisch; auf den hieß er sie steigen und sich niederlegen, und band sie fest. Dann nahm er ein Messer in die Hand, das für solche Dinge bereitlag und lang und breit war, das versuchte er, aber es schnitt nicht so gut, als ihm lieb gewesen wäre. Und da sie nun doch einmal nicht leben sollte, so erbarmte ihn ihre Not, und er wollte ihr den Tod sanft antun. Daher faßte er einen guten Wetzstein, der dabeilag, und fing an, das Messer langsam auf und ab zu streichen, zu schärfen und zu wetzen. Das hörte draußen der, für den sie sterben sollte, der arme Heinrich, und es jammerte ihn unsäglich, daß er sie nimmermehr lebendig mit den Augen erblicken sollte. Da suchte er, ob er nicht eine Öffnung in der Wand fände, und sah durch einen Ritz, wie sie gebunden dalag, und ihre Gestalt

so gar schön und lieblich war. Er schaute sie an und wieder sich; da wandte sich sein Sinn; ihm däuchte nicht mehr gut, was er gedacht hatte, und der alte, finstere Entschluß machte milder Güte Platz. „Du Tor, sprach er zu sich selber, begehrst du zu leben, ohne das Wohlgefallen dessen, gegen den niemand etwas vermag? Fürwahr, du weißt nicht, was du tust, wenn du dieses schmähliche Leben, das Gott über dich hat kommen lassen, nicht willig und demütig erträgst. Und weißt du denn, ob dich dieses Kindes Tod sicher heilt? Was dir Gott beschieden hat, das laß dir widerfahren! Nein, ich will dieses Kindes Tod nicht sehen!"

Da hielt er nicht länger zurück, klopfte an die Wand und rief: „Laßt mich hinein!" Der Meister antwortete: „Ich habe jetzt nicht Zeit, Euch einzulassen!" — „Nein, Meister, redet mit mir!" — „Herr, jetzt kann ich nicht, wartet bis ich fertig bin!" — „Nein, Meister, redet zuvor mit mir!" — „So sagt mir's durch die Türe!" — „Es läßt sich so nicht sagen!" — Da ließ ihn der Meister ein, und Heinrich ging zu dem Mägdlein, wo es gebunden lag und sprach: „Dies Kind ist so wonniglich, daß ich wahrhaftig seinen Tod nicht zu sehen vermag. Es geschehe Gottes Wille an mir! Wir wollen sie wieder aufstehen lassen. Wie ich mit Euch gedingt habe, Silber und Gold gebe ich Euch; aber die Jungfrau sollt Ihr leben lassen!" Da das Mägdlein nun erst recht sah, daß es nicht sterben und ihn nicht erlösen sollte, da war ihr das Herz schwer; sie raufte zornig ihre Haare und gebärdete sich zum Erbarmen. Bitterlich weinte sie und rief: „Wehe mir Armen, wehe! wie soll es mir nun ergehen? Soll ich die reiche Himmelskrone, die mir um diese kurze Not geschenkt worden wäre, verlieren? Jetzt bin ich erst tot! Nun entbehrt mein Herr und entbehre ich die Ehre, die uns zugedacht war!" Umsonst bat sie um den Tod, der sie glücklich machen sollte. Dann wandte sie sich zu dem armen Heinrich, hub an, ihn zu schelten und sprach: „Ich muß leiden für meines Herrn Zaghaftigkeit; ich sehe wohl, die Menschen haben mich getäuscht; ich hörte sie allezeit sagen, Ihr hättet festen Mannesmut! Gott helfe mir, sie haben gelogen. Ihr getrauet Euch nicht einmal

geschehen zu lassen, was ich doch mir zu leiden getraue!" So bat und schalt sie ihn; aber umsonst. Sie mußte ihr Leben behalten. Der arme Heinrich nahm Vorwurf und Spott tugendlich hin, wie einem frommen Ritter geziemte. Als er die unglückliche Jungfrau wieder angekleidet und den Arzt bezahlt hatte, wie ausgemacht war, fuhr er zurück in die Heimat, obgleich er wußte, daß er dort in aller Mund nur Hohn und Schmähung finden würde. Aber alles dieses stellte er Gott anheim.

Das gute Mägdlein aber hatte sich so verweint und verklagt, daß sie dem Tode nahe war. Da erkannte ihre Not der, der die Nieren prüft, vor dem kein Herzenstor verschlossen ist. Er hatte beide nach seiner Liebe und Macht recht aus dem Grunde versuchen wollen, wie er es bei dem reichen Hiob getan. Da zeigte der Herr, wie lieb ihm Treue und Erbarmung ist; er schied beide von ihrem Elend und machte ihn zur Stunde rein und gesund. So schnell besserte es sich mit dem guten Heinrich, daß er noch unterwegs wieder frisch und schön wurde, ja er genaß so durch Gottes Pflege, daß er so jung ward wie vor zwanzig Jahren. Dieses Heil, das ihm widerfahren war, ließ er allen ansagen, von denen er wußte, daß sie Liebe und Güte gegen ihn im Herzen trugen. Als nun seine besten Freunde von seiner Ankunft hörten, ritten und gingen sie ihm drei Tagreisen entgegen, ihn wohl zu empfangen. Sie wollten keiner Sage, nur ihren eigenen Augen glauben, bis sie selbst die Wunder an seinem Leibe gesehen hätten. Der Meier und sein Weib blieben auch nicht still zu Hause sitzen. Die Freude, die sie empfanden, ist unbeschreiblich; ihre Herzen waren so bewegt, daß den lachenden Mund der Augen Regen begoß; ihr Mund wollte nicht mehr los werden vom Mund ihrer Tochter. Auch wer die Schwaben je in ihrem Lande sah, der muß sagen, daß von ihnen nie größere Liebe erzeigt wurde, als da sie Herrn Heinrich bei seiner Heimkehr empfingen. Dieser ward reicher, als er vorher war, an Gut und Ehren. Nun aber wendete er sich stets an Gott und hielt seine Gebote strenger als zuvor; und deswegen war seine Ehre unvergänglich. Dem Meier und seinem

Weib, denen er so großen Dank schuldig war, gab er das Neubruchland, wo er krank gelegen hatte, zum Eigentum.

Als nun seine Freunde in ihn drangen, sich zu verehelichen, da sprach er: „Ich bin entschlossen, und will nach meinen Verwandten senden, damit ich ihrem Rate folge. Als dies geschehen und alle beisammen waren, Männer und Frauen, so sagten alle aus einem Munde, es wäre recht und Zeit, daß er sich vermähle. Nun aber erhob sich ein großer Streit im Rate seiner Verwandten, wen er sich wählen sollte. Der eine riet hin, der andere her, wie Leute pflegen, wenn sie Rat geben sollen. Als sie sich nun nicht vereinigen konnten, sprach der arme Heinrich: „Ihr Herren und Frauen, es ist euch allen wohl bekannt, daß ich vor kurzer Zeit in schmählicher Krankheit lag und allen Menschen widerwärtig war; jetzt scheut mich niemand mehr, und durch Gottes Gnade habe ich wieder einen gesunden Leib. Jetzt ratet mir alle, wie soll ich es dem vergelten, durch den ich wieder gesund worden bin?" Sie antworteten: „Fasset den Entschluß, daß Euer Leib und Gut ihm untertänig sei!" —

Das Mägdlein stand neben ihm, als sie dieses sagten. Da sah er sie liebreich an, umfing sie und sprach: „Ihr Herren und Frauen, ich sage euch allen, daß ich durch diese gute Jungfrau, die ihr hier bei mir stehen seht, mich meiner Gesundheit wieder erfreue. Nun ist sie ledig und frei, wie ich es bin, und mein Herz rät mir, daß ich sie zum Weibe nehme. Wenn dies Gott und euch gefällt, so soll es geschehen. Ist es aber nicht möglich, so will ich unverehelicht sterben; denn Ehre und Leben habe ich von ihr allein! Bei Gottes Hulden aber will ich euch insgesamt bitten, daß es euch wohl gefalle!" Da antworteten alle, die zugegen waren: „Ja, so ist es ziemlich und recht!" Und da auch geistliche Herren darunter waren, so stand es nicht weiter an, daß sie zusammen getraut wurden.

Nach süßem, langem Leben kamen sie zusammen ins ewige Reich der Liebe.

Die Siegfriedsage
in ihrer nordischen Gestalt.

Nacherzählt von **Wilhelm Hertz.**

Als oberster Lenker der Schlachten pflegte Odin (Wodan), der höchste der germanischen Götter, die Walküren zu entsenden, einst göttliche Wesen, nun aber sterbliche Jungfrauen mit Götterkraft geweiht, welche im goldenen Waffenschmuck durch die Lüfte reitend nach seinem Befehl Sieg oder Tod den Kämpfenden zuteilen mußten. Oft, wenn die Waffen ruhten, kamen sie in Schwangestalt zu einsamen Wassern geflogen, legten die Schwanhemden ab und badeten sich; wer sich da ihres Gewandes bemächtigte, erhielt Gewalt über sie. So erging es Brynhild, einer der schönsten dieser Schar. Ihr raubte einst, da sie kaum zwölf Winter alt war, ein junger Held das Gewand und zwang sie in seinen Dienst, so daß sie ihm in einer Fehde, wider Odins ausdrücklichen Befehl, den Sieg verlieh und seinen Feind, einen alten Günstling Odins, in den Tod sandte. Da zürnte der Gott und erklärte ihr, sie solle fortan nicht mehr der Schlachten walten, sondern einem Manne untertan werden. Aber sie erwiderte, sie werde sich keinem vermählen, der sich fürchten könne. Da stach sie Odin mit dem Schlafdorn, umschloß die Schläferin mit einer Schildburg und ließ ringsherum hohe Flammen lodern.

Unterdessen erwuchs ihr von Odin bestimmter Befreier am dänischen Hof. Er war vom Heldenstamm der Wölsungen. Sein Vater, König Siegmund, war im Kampf gegen ein feindliches Geschlecht, die Söhne Hundings, gefallen, und seine Mutter Hiördis war, als sie einsam auf dem Walfeld (Kampfplatz) bei dem Toten saß, von einer zufällig landenden Wikingsschar (nordische Seehelden) nach Dänemark entführt worden. Dort hatte sie bald hernach als Kriegs-

gefangene den lichtäugigen Sohn geboren und Sigurd (Siegfried) genannt. Zum Erzieher gab man ihm den kunstreichen Schmied Regin; der war ein Zwerg von Wuchs, weise, grimmgemut und zauberkundig. Seit lange aber drückte ihn ein schwerer Harm; denn sein Bruder Fafnir hatte ihm seinen Anteil am Erbe ihres Vaters Hreidmar vorenthalten.

Sie waren einst drei Brüder gewesen. Otr, der dritte, war ein rüstiger Jäger und hatte die Gabe, Tiergestalt anzunehmen. Als er eines Tages in der Gestalt einer Fischotter an einem Flusse saß und blinzelnd von einem Lachs aß, den er sich eben gefangen hatte, kamen drei Götter herzu, welche ausgezogen waren, die Welt zu durchwandern, Odin, Loki und Hönir. Loki hob sofort einen Stein auf und zerschmetterte ihm den Kopf. Dann nahmen die Götter Otter und Lachs mit sich und baten im Gehöfte Hreidmars um Nachtherberge. Doch als der Alte die erschlagene Fischotter erkannte, legten er und seine Söhne Hand an die Gäste und verlangten als Lösegeld, daß sie den abgezogenen Balg innen mit Gold füllen und dann außen völlig mit Gold bedecken sollten. Loki wurde ausgesandt, das Gold zu schaffen. Er ging nach dem Land der Schwarzelben, fing einen schatzhütenden Zwerg, Andvari geheißen, und verlangte von ihm als Lösegeld seinen ganzen Hort. Der Zwerg trug alles aus dem Steine hervor, was er hatte; nur einen kleinen Ring verbarg er in der Hand. Den bat er ihm zu lassen, weil ein Zauber darin liege, wodurch er sein Gold wieder mehren könne. Aber Loki entriß ihm den Ring. Da legte der Zwerg einen Fluch auf den Ring, daß er jeden, der ihn besitze, das Leben kosten solle. Als Loki den Hort zu den Göttern brachte, gedachte Odin, den Ring für sich zu behalten. Sie füllten nun mit dem Golde den Otterbalg, stellten ihn aufrecht und überschütteten ihn von außen. Aber als alles Gold verbraucht war, gewahrte Hreidmar noch ein unbedecktes Barthaar, und Odin mußte Andvaris Ring vom Finger ziehen, um den Vertrag nicht zu brechen. Darauf gingen die Götter mit schlimmen Weissagungen von dannen.

Hreidmar nahm all das Gold als Buße für seinen Sohn; Regin und Fafnir aber verlangten ihren Teil daran als Bruderbuße. Da ihnen der Alte den verweigerte, verschwuren sie sich gegen ihn. Fafnir



Wilhelm Hertz.

ermordete den Vater im Schlaf und bemächtigte sich des Hortes; den Bruder aber, der nun seinen Anteil forderte, jagte er mit Todesdrohungen hinweg. Dann fuhr Fafnir auf die Gnitaheide,

wühlte sich dort ein Bette und legte sich in Drachengestalt über den Hort.

Regin, der an den Königshof von Dänemark geflohen war, reizte nun seinen Zögling Sigurd zum Kampf mit dem Drachen. Sigurd verlangte von ihm ein Schwert, und Regin schmiedete eines. Das zerschlug aber der junge Held auf dem Amboß und ebenso ein zweites. Da ließ er sich von seiner Mutter die Stücke des Schwertes Gram (Zorn) geben, das Odin einst seinem Vater Siegmund verliehen hatte; daraus schmiedete ihm Regin ein neues Schwert, dessen Schneiden wie Feuer flammten. Sigurd hielt es ins fließende Wasser, und es zerschnitt eine dagegen schwimmende Wollflocke; dann ging er in die Schmiede und zerspaltete damit den Amboß bis auf den Grund, ohne daß es schartig wurde. Mit diesem Schwert stellte sich Sigurd in eine Grube auf dem Wege, wo der Drache zum Wasser zu kriechen pflegte, und durchstach ihn von unten. Sterbend krümmte sich Fafnir und sprach: Das klingende Gold, das glutrote Gut, dir werden die Ringe zum Mörder. — Nun kam Regin herzu, schnitt dem Drachen das Herz aus und trank von seinem Blut. Dann sprach er zu Sigurd: Ich will schlafen gehen; halte du Fafnirs Herz ans Feuer; ich will es zu essen haben nach diesem Trunk. — Als der Saft aus dem Herzen schäumte, rührte Sigurd daran, um zu prüfen, ob es gar sei. Da verbrannte er sich und steckte den Finger in den Mund. Doch sobald Fafnirs Herzblut auf seine Zunge kam, verstand er die Sprache der Vögel und hörte, wie Adlerweibchen über ihm davon sprachen, daß Regin in verstelltem Schlaf mit sich Rat halte, wie er Sigurd verderbe. Da ging Sigurd hin und hieb Regin das Haupt ab. So war der Fluch an Hreidmar und seinen Söhnen erfüllt und heftete sich nun an den jungen Helden, der in des Wurmes Lager von dem Horte Besitz nahm.

Darauf ritt Sigurd weiter, südwärts gen Frankenland. Da sah er auf einem Berg ein loderndes Feuer und in dem Feuer eine Schildburg. Er ritt furchtlos hindurch und fand einen Gewappneten in tiefem Schlaf. Er zog ihm den Helm ab und sah nun, daß es ein

Weib war. Ihr Ringpanzer umschloß sie so fest, als wäre er ans Fleisch gewachsen. Da ritzte er ihn mit dem Schwerte auf, und nun — da der Schlafdorn herausfiel — erwachte sie mit segnenden Worten. Lange lauschte er ihren Reden und sprach dann: Niemand lebt so weise wie du, und das schwöre ich, daß ich dich haben will; denn du bist nach meinem Sinne. — Und sie erwiderte: Sollte ich wählen unter allen Helden der Welt, so wählte ich dich. — Das befestigten sie unter sich mit heiligen Eiden, und Sigurd verlobte sich der Jungfrau mit dem kostbarsten Ring seines Hortes. Es war der Fluchring Andvaris.

Dann ritt er auf seinem goldbeladenen Roß nach einer Königsburg am Rhein. Dort herrschte Giuki (Gibich); der hatte von seiner Gemahlin Grimhild drei Söhne, Gunnar (Gunther), Högni (Hagen) und Guttorm und eine Tochter Gudrun (die Kriemhild des Nibelungenliedes). Sigurd wurde von Giuki freundlich aufgenommen und lebte an seinem Hofe in hohen Ehren. Die alte Königin Grimhild aber war schlimmen Sinns und zauberkundig. Um den Helden und seinen Hort für ihr Haus zu gewinnen, braute sie einen Vergessenheitstrank und reichte ihn Sigurd beim Gastmahl. Während er trank, sprach sie mit Zauberworten: Dein Vater sei König Giuki, ich deine Mutter, deine Brüder Gunnar und Högni, und euresgleichen wird nicht sein auf Erden. — Von Stund an war die Liebe zu Brynhild ausgelöscht aus Sigurds Gedächtnis. Man bot ihm die schöne junge Gudrun zur Gattin an; er vermählte sich mit ihr und schwur Gunnar und Högni Waffenbrüderschaft. Da Gunnar sich gleichfalls vermählen wollte, redete ihm die alte Königin zu, mit Sigurds Hilfe um die schöne Brynhild zu werben.

Die harrte noch immer des Geliebten in ihrer flammenumloderten Burg und hatte sich auf das Drängen ihrer Verwandten dem zur Gattin verheißen, der durch das Feuer zu ihr ritte, da sie wohl wußte, daß dies keiner als Sigurd vollbringen werde. Die Helden kamen vor die Burg, und Gunnar spornte seinen Hengst gegen die Flammen; aber der scheute und wich zurück. Da lieh ihm Sigurd seinen Hengst Grani, den Grauen, der von Odins Roß abstammte und ihn schon

einmal durch die Lohe getragen hatte; aber das Roß wollte niemand gehorchen als seinem Herrn. Nun brauchten Gunnar und Sigurd einen Zauber, den sie die alte Königin gelehrt hatte, und vertauschten gegenseitig die Gestalt. So ritt dann Sigurd selbst gegen das Feuer: die Erde bebte, die Flammen rasten und sausten und schlugen wider den Himmel; aber der Held ritt hindurch, und die Glut erlosch vor ihm. Erschrocken sah Brynhild den fremden Mann, der von ihr die Erfüllung ihres Gelübdes forderte. Kein Ausweg blieb ihr. Er nannte sich Gunnar, Giukis Sohn, und verlobte sich ihr, indem er ihr den Ring Andvaris, den sie von ihm erhalten, vom Finger zog und ihr dafür Gunnars Brautring ansteckte. Doch er küßte sie nicht, noch umfing er sie, sondern legte zwischen sich und sie sein scharfes Schwert. Dann ritt er zurück zu Gunnar, um wieder mit ihm die Gestalt zu vertauschen, und dieser führte nun seine Braut an den Rhein.

Als aber dort die verratene Brynhild ihren Geliebten mit einer andern vermählt fand, verzehrte sich ihre Seele in Gram und Grimm.

Sie saß einsam draußen zur Abendzeit,
Und laut mit sich selber begann sie zu sprechen:
Sigurd will ich haben oder doch sterben,
Den jungen Helden in meinem Arm.
Nun sprach ich ein Wort, das mich wieder reut:
Sein Weib ist Gudrun, und ich bin Gunnars.
Leide Nornen schufen uns langes Weh. —
Sie schritt, im Innern auf Schlimmes sinnend,
Über Eis und Schneefeld jeden Abend,
Wenn er und Gudrun zum Lager gingen:
Nun geh' ich verlassen von Lust und Liebe
Und muß mich ergetzen an grimmen Gedanken. —

Zum Ausbruch kam ihr Haß gegen Gudrun, als sie eines Tages mit ihr im Rheine badete. Sie schritt weiter hinein in den Strom und erwiderte auf Gudruns Frage: Ich will das Wasser nicht an mir leiden, das von deinen Haaren rinnt; denn mein Gatte ist ein ruhm-

reicher König und ritt durch das brennende Feuer, deiner aber war des Dänenkönigs Knecht. — Da zürnte Gudrun und rief: Dir ziemt es am wenigsten, Sigurd zu lästern; denn er ist dein erster Mann. Er ritt in Gunnars Gestalt durch das brennende Feuer und nahm dir den Ring, den ich hier am Finger trage. — Als Brynhild den Ring erkannte, erbleichte sie wie eine Tote, ging heim und warf sich auf ihr Bette und lag dort tagelang regungslos wie in tiefem Schlaf. Vergebens war alles Bemühen, sie zu versöhnen. Sie forderte von Gunnar Sigurds Tod. Nach langem Schwanken willigte dieser ein, doch mehr um des Hortes als der Rache willen. Guttorm, der jüngste Bruder, der mit Sigurd keine Eide der Treue getauscht hatte, wurde zum Morde gereizt; sie brauten ihm Zaubertränke, gaben ihm Schlangen- und Wolfsfleisch zu essen, und wütend gemacht durch diese Künste erstach er den schlafenden Sigurd im Bette an Gudruns Seite, fiel aber selbst durch das Schwert Gram, das ihm der Sterbende nachwarf. Schreiend erwachte Gudrun, vom warmen Blute ihres Gatten überströmt.

Da lachte Brynhild einmal noch aus vollem Herzen, als sie von fernher Gudruns gellenden Schrei vernahm. Dann aber legte sie in feierlichem Ernst die goldene Rüstung wieder an, die sie einst als Walküre getragen, und machte sich bereit, dem toten Geliebten zu folgen. Vergebens schlang ihr Gunnar die Arme um den Hals; sie stieß ihn zurück und durchbohrte sich mit dem Schwert. Sterbend ordnete sie ihre Totenhochzeit an und bat, daß man sie mit Sigurd auf e i n e m Scheiterhaufen verbrenne, zwischen beiden wie einst sein blankes Schwert: Zum Unheil werden noch allzulange Männer und Weiber ins Leben geboren; doch wir beide bleiben zusammen, ich und Sigurd! —

Darauf bemächtigten sich Gunnar und Högni des Hortes. Gudrun aber floh nach Dänemark, wo Sigurd aufgewachsen war, und lebte dort bis ins vierte Jahr. Dann, durch einen Zaubertrank ihrer Mutter milde gestimmt, versöhnte sie sich mit ihren Brüdern und ließ sich von ihnen mit Brynhilds Bruder Atli vermählen, der sie zur

Sühne für den Tod seiner Schwester forderte. Im Grunde seines Herzens war es aber Sigurds Hort allein, was er begehrte. Mit Mordgedanken lud er daher eines Tages seine Schwäger zu Gaste. Gudrun gab zwar dem Boten als Warnungszeichen Andvaris Ring mit, um den sie ein Wolfshaar geschlungen hatte. Aber die trotzigen Männer ließen sich nicht schrecken. Doch bevor sie aufbrachen, verbargen sie den Hort im Rhein. Im Hunnenland wurden sie sofort mit offener Feindschaft empfangen; Wolf und Adler freuten sich dieses Festes. Umsonst versuchte Gudrun, Frieden zu stiften; da legte sie selbst eine Rüstung an und trat mit bloßem Schwert an ihrer Brüder Seite. So schritt sie vorwärts im tobenden Kampf wie der kühnste Mann und erschlug zwei Brüder Atlis. Doch die Gäste wurden von der Übermacht der Hunnen erdrückt. Als die letzten Lebenden fielen Gunnar und Högni in Atlis Gewalt. Der ließ Gunnar fragen, ob er sich mit Sigurds Hort loskaufen wollte. Gunnar erwiderte, er müsse erst Högnis Herz in der Hand halten; doch als man es ihm brachte, sprach er: Nun weiß niemand vom Hort als ich und die Götter; der gewaltige Rhein soll ihn behalten! — Auf diese Rede hin ließ ihn Atli in den Wurmgarten werfen, wo er vom Biß der Giftschlangen starb. Gudrun verbarg ihren Grimm über der Brüder Tod hinter gelassenen Mienen und stellte sich versöhnlich gegen Atli. Aber nachts ermordete sie ihn im Schlaf, legte Feuer an das Haus und verbrannte es mit allen, die darin waren. So rächte die Schwester der Brüder Fall.



Verfasser und Werke.

1. **Friedrich Schiller,** geboren 10. November 1759 in Marbach a. N., gestorben 9. Mai 1805 in Weimar. — „Der Verbrecher aus verlorener Ehre" erschien 1786 in der von Schiller herausgegebenen Zeitschrift „Thalia". Zugrunde liegen dieser Meistererzählung Schillers die Lebensschicksale des 1760 in Vaihingen an der Enz hingerichteten Friedrich Schwan, Sonnenwirtssohn aus Ebersbach bei Göppingen, mit welchen Schiller schon in der Karlsschule in Stuttgart durch seinen Lehrer Professor Abel bekannt gemacht worden war. Denselben Stoff hat auch Hermann Kurz behandelt in seinem Roman „Der Sonnenwirt".

Das Bildnis nach dem aus Schillers Stuttgarter Zeit stammenden Ölgemälde im Schillermuseum zu Marbach.

2. **Justinus Kerner,** geboren 18. September 1786 in Ludwigsburg, Arzt, von 1819 an in Weinsberg, gestorben daselbst 21. Februar 1862. — Gedichte; Die Reiseschatten; Die Heimatlosen, darin das 1811 verfaßte Märchen „Goldener"; Bilderbuch aus meiner Knabenzeit.

Das Bild erstmals veröffentlicht nach der Originalzeichnung von Duttenhofer im Schillermuseum in Marbach.

3. **Wilhelm Hauff,** geboren 29. November 1802 in Stuttgart, gestorben als Redakteur des „Morgenblatts" in Stuttgart am 18. November 1827. — Lichtenstein; Phantasien im Bremer Ratskeller; Erzählungen; Märchen; Gedichte.

Das Bild nach der Büste von Wilhelm Rösch im Schillermuseum in Marbach.

4. **Wilhelm Waiblinger,** geboren 21. November 1804 in Heilbronn, lebte von 1826 an in Rom, wo er am 17. Januar 1830 starb. — Gedichte, Dramen, Erzählungen, Satiren, Reisebilder aus Italien.

Das Bildnis nach dem Relief von Theodor Wagner im Schillermuseum in Marbach.

5. **Berthold Auerbach,** geboren 28. Februar 1812 in Nordstetten bei Horb, gestorben in Cannes in Südfrankreich 8. Februar 1882. — Schwarzwälder Dorfgeschichten, 1843 ff., aus diesen die hier aufgenommene, 1841 geschriebene Erzählung; Volksschriften; Romane: „Auf der Höhe", u. a. Gesammelte Werke, wohlfeile Ausgabe, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., 1911.

Das Bildnis nach einem Stich im Schillermuseum in Marbach.

6. **Ottilie Wildermuth,** geborene Rooschüz, geboren 22. Februar 1817 in Rottenburg a. N., gestorben 12. Juli 1877 in Tübingen. — Erzählungen und Jugendschriften. Die aufgenommene Erzählung ist aus „Bilder und Geschichten aus Schwaben", Bd. I und II der „Gesammelten Werke", Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1892 ff.

Das Bildnis nach der Steinzeichnung von Adelheid Scholl im Schillermuseum in Marbach.

7. **Eduard Mörike,** geboren 8. September 1804 in Ludwigsburg, Pfarrer in Cleversulzbach, später Professor in Stuttgart, gestorben daselbst 4. Juni 1875. — Gedichte; Idylle vom Bodensee; Erzählungen und Märchen (Das Stuttgarter Hutzelmännlein, 1853); Maler Nolten, Roman, 1832.

Das Bildnis zum erstenmal getreu wiedergegeben nach der Zeichnung von Professor Karl Kurtz in Stuttgart (1856), nach einer Photographie im Schillermuseum in Marbach. — Das Hutzelmännlein S. 211 nach der Titelvignette von F. Fellner in der 1. Ausgabe.

8. **Hermann Kurz,** geboren 30. November 1813 in Reutlingen, gestorben als Universitätsbibliothekar in Tübingen 10. Oktober 1873. — Gedichte; Romane: Schillers Heimatjahre, Der Sonnenwirt (s. o. unter Schiller); Erzählungen: Das Wirtshaus gegenüber, Die beiden Tubus, Der Weihnachtsfund, u. a.

Das Bild S. 213 nach einem Jugendbildnis im Schillermuseum; das Bild S. 227 nach dem Relief seines Sohns, Professor Erwin Kurz in München.

9. **Friedrich Vischer,** geboren 30. Juni 1807 in Ludwigsburg, Professor der Ästhetik und deutschen Literatur in Tübingen, Zürich und Stuttgart, gestorben 14. September 1887 in Gmunden in Österreich. — Dichterische Werke: Lyrische Gänge, 1881; Allotria, 1892, in dieser Sammlung auch die unter dem Namen Philipp Ulrich Schartenmayer veröffentlichten Jugendgedichte und Der deutsche Krieg 1870—71, sowie das schwäbische Lustspiel Nicht I a; „Auch Einer", Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1878. Aus diesem Roman ist der in einem Gasthof in Brunnen am Vierwaldstättersee spielende Abschnitt entnommen.

Das Bild nach dem Ölgemälde von Emilie Weisser in Stuttgart.

10. **Carl Weitbrecht,** geboren 8. Dezember 1847 in Neuhengstett, gestorben als Professor der deutschen Literatur in Stuttgart 10. Juni 1904. — Dichterische Werke: Gesammelte Gedichte, 1902; Dramen; Erzählungen: Verirrte Leute; Geschichtenbuch; Der Kalenderstreit von Sindringen; Heimkehr; Phaläna; Geschichten eines Verstorbenen; Erzählungen in schwäbischer Mundart (zusammen mit seinem Bruder Richard Weitbrecht): Gschichta-n aus-m Schwôba'land, Nohmôl Schwôbagschichta', Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart 1882; aus dieser Sammlung die aufgenommene Erzählung.

11. **Richard Weitbrecht,** geboren 20. Februar 1851 in Heumaden bei Stuttgart, Pfarrer in Wimpfen a. B. — Außer den vorstehend angeführten Sammlungen von Erzählungen in schwäbischer Mundart (aus deren 2. das aufgenommene Stück): Allerhand Leut, D'Pfarrmagd, No gstät, A Goischt, De Überzwerch, Dinaweag, Der Blomabäure ihr Domme, Verzwickte Gschichta; Erzählungen in hochdeutscher Sprache; Bohlinger Leute, ein schwäbischer Bauern- und Pfarrerroman, 1910.

12. **Wilhelm Schrader,** geboren 12. Januar 1847 in Neuenstein bei Öhringen, lebt als Obersteuerrat in Ulm a. D. — Erzählungen in Hohenloher Mundart: Bamm alte Gäwele, Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1895, daraus das aufgenommene Stück; Aus 'em scheine Hohenlohe; Öhringe und Naiestaan im Johr Achtevärzich; Was se der Houfgarte z' Öhringe alles verzeihlt; Der Straußenkrieg.

13. **Tony Schumacher,** geb. von Baur-Breitenfeld, geboren 17. Mai 1848 in Ludwigsburg, lebt in Stuttgart. — Was ich als Kind erlebt; Opfer der Schuld; Das Beferl vom Eibsee; Vom Schulmädel bis zur Großmutter; Überleg's; Spaziergänge ins Alltagsleben; Jugendschriften.

14. **Max Eyth,** geboren in Kirchheim u. T. 6. Mai 1836, als Maschineningenieur 20 Jahre in vier Weltteilen tätig, Begründer und geschäftsführendes Vorstandsmitglied der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, gestorben in Ulm a. D. 25. August 1906. — Hinter Pflug und Schraubstock, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1899, daraus die aufgenommene Erzählung; Der Kampf um die Cheopspyramide; Feierstunden; Im Strom unserer Zeit, aus Briefen eines Ingenieurs; Der Schneider von Ulm, Roman; Gesammelte Schriften.
Das Bildnis nach dem Prägbild von Ringel d'Illzach im Schillermuseum aus der Stuttgarter Metallwarenfabrik Wilhelm Mayer und Franz Wilhelm.

15. **Isolde Kurz,** geboren in Stuttgart 21. Dezember 1853, Tochter von Hermann Kurz, lebt in München. — Florentiner Novellen; Phantasien und Märchen; Italienische Erzählungen; Von dazumal, Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin 1900, aus dieser Sammlung die aufgenommene Erzählung; Unsere Carlotta; Genesung; Frutti di mare; Lebensfluten. Gedichte; Im Zeichen des Steinbocks; Die Kinder der Lilith.

16. **Cäsar Flaischlen,** geboren in Stuttgart 12. Mai 1864, lebt in Berlin. — Nachtschatten; Im Schloß der Zeit; Professor Hardtmut; Flügelmüde; Von Alltag und Sonne, Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin 1898, daraus „Lotte"; Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens; Jost Seyfried; Neujahrsbuch; Zwischenklänge; Dramen; Vom Haselnußroi', Gedichte.

17. **Auguste Supper,** geb. Schmitz, geboren in Pforzheim 22. Januar 1867, lebt in Stuttgart. — Der Mönch von Hirsau; Da hinten bei uns, Erzählungen aus dem Schwarzwald; Der schwarze Doktor; Leut', Schwarzwalderzählungen; Lehrzeit, Roman; Holunderduft, Verlag der Süddeutschen Monatshefte, München 1910, daraus die aufgenommene Erzählung.

18. **Anna Schieber,** geboren in Eßlingen 12. Dezember 1867. — Alle guten Geister, Roman; Jugendschriften; Erzählungen: Sonnenhunger; Wanderschuhe, Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn, 1910, daraus die aufgenommene Erzählung.

19. **Wilhelm Schussen** (Wilhelm Frick), geboren 11. August 1874 in Schussenried, Reallehrer in Gmünd. — Vinzenz Faulhaber; Meine Steinauer; Johann Jakob Schäufeles philosophische Kuckucksеier, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1909, daraus die beiden aufgenommenen Stücke; Gildegarn, Roman.
Das Bild nach der Zeichnung von Karl Bauer in München aus „Sieben Schwaben", Verlag von Eugen Salzer in Heilbronn.

20. **Ludwig Finckh,** geboren in Reutlingen 21. März 1876, Dr. med. in Gaienhofen am Bodensee. — Erzählungen: Der Rosendoktor; Rapunzel; Biskra. — Gedichte: Fraue du, du süße; Rosen. Das aufgenommene Stück ist bisher ungedruckt.

21. **Hermann Hesse,** geboren in Calw 2. Juli 1877, lebt in Gaienhofen am Bodensee. — Romane: Peter Camenzind; Unterm Rad; Gertrud. Erzählungen: Hermann Lauscher; Diesseits; Nachbarn, Verlag S. Fischer, Berlin 1908; aus dieser Sammlung die aufgenommene Erzählung. Romantische Lieder; Gedichte.
Das Bildnis nach der Büste von Ed. Zimmermann in München.

22. **Heinrich Lilienfein,** geboren in Stuttgart 20. November 1879, lebt in Berlin. — Modernus; Ideale des Teufels, eine boshafte Kulturfahrt; Dramen. — Die aufgenommene Erzählung aus der Zeitschrift „Nord und Süd", Berlin 1910.

23. **Ludwig Uhland,** geboren in Tübingen 26. April 1787, 1830 bis 1833 Professor der deutschen Literatur in Tübingen, gestorben daselbst 13. November 1862. — Dichterische Werke: Gedichte, Dramen. Das aufgenommene Stück ist seinen „Vorlesungen über Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" (1830) entnommen.
Das Bildnis nach dem Ölgemälde von G. W. Morff (1818) im Schillermuseum in Marbach.

24. **Gustav Schwab,** geboren in Stuttgart 19. Juni 1792, gestorben als Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat in Stuttgart 4. November 1850. — Gedichte; Die schönsten Sagen des klassischen Altertums; Buch der schönsten Geschichten und Sagen, für Alt und Jung wiedererzählt (Die deutschen Volksbücher), daraus die aufgenommene Erzählung.
Das Bildnis nach dem Ölgemälde von K. J. Th. Leybold (1825).

25. **Wilhelm Hertz,** geboren in Stuttgart 24. September 1835, lebte als Professor der deutschen Sprache und Literatur in München, gestorben 7. Januar 1902. — Dichterische Werke: Gesammelte Dichtungen, darin auch die erzählenden Dichtungen: Lanzelot und Ginevra, Hugdietrichs Brautfahrt, Heinrich von Schwaben, Bruder Rausch. Übersetzungen: Spielmannsbuch, Novellen in Versen aus dem 12. und 13. Jahrhundert; Tristan und Isolde, von Gottfried von Straßburg; Parzival, von Wolfram von Eschenbach. — Das aufgenommene Stück ist aus der Sammlung „Aus Dichtung und Sage", J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart 1909.
Das Bildnis nach dem Ölgemälde von Theodor Pixis im Schillermuseum.

Das Schillermuseum S. III nach dem Aquarell von Friedrich Gubitz in Stuttgart.







